Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika.

Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika

und dessen

deutschen Colonien

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

(Erster Theil.)

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes:

1.

Ausfahrt.

Wiederum sitze ich daheim in der alten Stube, am alten Tisch, die nämliche Feder in der Hand, die ich vor anderthalb Jahren unabgewischt auf das Schreibzeug legte. — Die Feder blieb — der Tisch, die Stube blieb, und was geschah nicht Alles in der kurzen Spanne Zeit! Denk ich dann jetzt, wie ich die wildzerstreuten Bilder zu einem Ganzen zusammenfassen will, zurück, so schwirrt ein tolles Chaos von dunklen Wäldern, bäumenden Wogen, von Sümpfen, Abgründen, Schneekuppen und Palmenhainen mir durch Herz und Hirn. — Es ist ein wunderbares Ding um die Erinnerung, und wohl dem Menschen, dem sie nur freundliche Bilder wiederspiegelt.

Die Erinnerung bleibt auch treu und unverkümmert, aber die Stimmung des Menschen än=

dert sich, und kann dann ihre Schatten selbst über fröhliche, mit leichtem Herzen verlebte Stunden werfen, und sie entstellen. — Das aber darf nicht sein. Wie wir einer Gesellschaft das, was uns vielleicht gerade verstimmt hat, nicht sollen merken lassen, eben der Gesellschaft wegen, so darf auch der Leser darauf Anspruch machen, nicht mit der Stimmung eines Autors behelligt zu werden. Was kümmert ihn überdies der Autor, denn er hat es nur mit der ihm vorgeführten Sache zu thun.

So will ich denn auch hier, dem getreu, nur die meist an Ort und Stelle unter den frischen Eindrücken geschriebenen Skizzen zusammenstellen, und der Leser darf sich außerdem gratuliren, daß er mich nur im Geist zu begleiten braucht — er käme sonst vielleicht manchmal nicht mit den größten Wasserstiefeln durch.

Am 8. Mai 1860 verließ ich zum dritten Male die Heimath, dem amerikanischen Continent einen längeren Besuch abzustatten; diesmal aber mit einem viel bestimmteren Ziel als früher, denn der Zweck meiner jetzigen Reise galt vorzüglich den in Süd-Amerika zerstreuten deutschen Colonieen und Landsleuten, die aufzusuchen ich mir vorgenommen. Wir werden später finden, daß

die Sache hie und da mit einigen Schwierigkeiten verknüpft gewesen.

Am 17. Mai schiffte ich mich in Southampton mit dem prachtvollen Englischen Dampfer La Plata ein; in der Mündung des Flusses passirten wir den noch nicht ganz seefertigen Koloß den Great Eastern, der wie eine schlafende Kaserne auf der Fluth lag, und neben dem selbst unser Dampfer von 2600 Tons wie ein Boot aussah.

Es war das erste Mal, daß ich mit einem Seedampfer fuhr, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir die Fahrt gefallen hätte. Rasch geht es, das ist wahr, und Wind oder Windstille kümmern den keuchenden Koloß nicht, der gegen Wind und Strömung starr und eisern seine Bahn verfolgt; aber es ist eben keine Seefahrt, die man macht. Man lebt wie in einem großen Hotel, von einer Unzahl von Kellnern umgeben, und nimmt auch nicht das geringste Interesse an dem Meere selber. Ich bin überzeugt, daß Hunderte von Passagieren eine solche Reise machen und, wenn sie an dem Ort ihrer Bestimmung landen, noch nicht einmal den Salzgeschmack des Meeres gespürt haben.

Aber Zeit ist Geld — wenigstens bei unserer Race, denn der spanische Amerikaner kennt

kein solches Sprüchwort — und deßhalb füllen sich auch die Dampfer, deßhalb drängt Alles dem rauchenden Koloß zu, die „Ueberfahrt“ — denn eine Reise nennt man es gar nicht mehr — so rasch als irgend möglich abzumachen.

So fliegen wir denn einmal zusammen in's Weite, und da Zeit Geld ist, wollen wir uns auch nicht lange mit der „Ueberfahrt“ aufhalten. Nur wenige Worte genügen, einen Tag zu schildern, und dreizehn solche bilden eine Reise nach Westindien.

Morgens bekommt man den Kaffee schon an's Bett gebracht, steht dann auf, um zu frühstücken, geht ein wenig an Deck, damit der Tisch für den Lunch oder das zweite Frühstück gedeckt werden kann, und hat kaum eine oder zwei Cigarren geraucht, als schon wieder zum Mittagsessen geklingelt wird. Das vorüber, wird Kaffee getrunken, dann Thee, und um eilf Uhr werden die Lichter an Bord ausgelöscht — ein ziemlich deutliches Zeichen für die Passagiere, daß sie nun so gut sein mögen, zu Bett zu gehen. An Bord des La Plata wurde dabei jeden Mittag nach 12 Uhr eine Tafel ausgehängt, auf der die Entfernung angegeben stand, die wir gemacht hatten, wie der Breiten- und Längengrad, auf dem wir uns um

12 Uhr befanden. Die Schnelligkeit, mit der wir vorwärts rückten, variirte dabei — fortwährend gegen den Wind — von 271 bis 304 englischen Meilen in 24 Stunden. Sonderbarer Weise erreichten wir den Passatwind nämlich dieses Mal erst an demselben Tage, an dem wir in St. Thomas einliefen, also ein klein wenig zu spät.

Die einzige angenehme Unterbrechung des monotonen Lebens an Bord war ein Feuerlärm — Anschlagen eines Gongs, Stürzen der Leute nach den Eimern, Bemannen der Patentpumpe und zuletzt, als kein Pumpen mehr helfen wollte, der Boote, wo jeder der Leute seinen bestimmten Posten hatte. Etwas später erfuhr man freilich, daß es eben nur ein Exercitium gewesen, die Mannschaft, falls je ein solcher Unglücksfall eintreten sollte, ihre Posten genau zu lehren und die Ordnung dabei aufrecht zu erhalten. Es war auch ganz hübsch, einigen der Passagiere aber flogen die Glieder am Leibe, und ein junger Spanier hatte sich in der Eile, seinen Koffer zu erreichen und an Deck zu schleppen, blos das Schienbein ein wenig aufgeschlagen. Ich muß übrigens noch hinzufügen, daß den Damen vorher Nachricht von dem Manoeuvre gegeben war, um ihnen wenigstens den Schreck zu ersparen.

Die Dampfer, ehe sie Westindien erreichen, passiren eine kahle, kleine Guano-Insel, die, aus irgend einem räthselhaften Grunde, sombrero — der Hut — genannt wird; sie hat nämlich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit irgend einer so genannten Kopfbedeckung.

Sombrero ist ein kahles, dürres, trostloses Eiland, ohne selbst einen einzigen Baum; die Yankees aber, die sich schon lange die größte, wenn auch vergebliche, Mühe gegeben, in den westindischen Inseln festen Fuß zu fassen, scheinen es hier möglich gemacht zu haben. Einige zwanzig breterne Häuser in dem bekannten Styl neuerrichteter amerikanischer Städte, stehen auf dem Boden, dem selbst fußhoher Guano keine Vegetation entlocken konnte, und die amerikanischen Sterne und Streifen flatterten lustig in der Brise über einer Sammlung von Wirthshaus- und Trinkbuden-Schildern. Kaum war der Dampfer aber in einer Höhe mit der Insel, als auch schon Signale aufstiegen, und die Frage, die sie an uns mit diesen stellten, war: „ob in Europa Krieg erklärt wäre." Die Leute mußten die friedlichen Versicherungen des friedliebendsten Kaisers der Franzosen entweder nicht gelesen haben, oder ihm kein Wort davon glauben. Wir konnten sie in-

dessen beruhigen. An der Insel lagen mehrere kleine Fahrzeuge, die Guano luden.

Die westindischen Inseln, die man hier zuerst berührt, bieten einen trostlosen, öden Anblick. Sie sind dürr und kahl, und auch fast unbewohnt, einige kleine Fischerhütten ausgenommen. Auf einigen wird jedoch, wenn ich nicht irre, Kupfer gewonnen. Nachmittags zwischen 3—4 Uhr erreichten wir St. Thomas, eine dänische Insel, die von der englischen Compagnie zu ihrem Sammelplatz für die Dampfer gewählt ist, weil sie den besten Hafen der ganzen Gruppe hat. Sonst zeichnete sie sich eben so wenig durch üppig tropische Vegetation aus, und nur die kleine Stadt liegt ziemlich malerisch auf drei vorspringenden Hügeln und ist von Palmen freundlich eingefaßt.

„Station St. Thomas — fünf Stunden Aufenthalt — Billette, wenn ich bitten darf" — es ist kaum anders, wie auf der Eisenbahn. Der andere, für Colon bestimmte Dampfer legte auf einer, der für Jamaica schon geheizte auf der anderen Seite an, und wie die wilde Jagd wurden Briefsäcke, Kisten, Gepäck und Passagiere nach den verschiedenen Richtungen ausgeladen, um ihre Reise, so gut das gehen wollte, fortzusetzen.

Hier bekam auch ein Mann Arbeit, der bis jetzt, die personificirte Langeweile, an Bord herum-

geschlendert war und in Officiers-Uniform einher ging. Auf meine Frage, wer er sei, erhielt ich die Antwort: der Admiralitäts-Agent; an Bord der Dampfer heißt er aber kurzweg und keineswegs so ehrerbietig bags, weil er auf die mail bags oder Briefsäcke Acht zu geben hat. Das ist ein Leben — ewig Passagier, und Nichts auf der Gotteswelt zu thun, als, in dem Hafen angelangt, dabei zu stehen, wenn die verschiedenen Briefsäcke ausgeladen werden! Zu einem solchen Geschäft gehört auch in der That ein außerordentlich geistreicher Mann, oder Jemand, der gerade das Gegentheil ist — ein Mittelweg findet da nicht statt, oder der Admiralitäts-Agent müßte wahnsinnig werden.

Von St. Thomas bis nach Colon oder Aspinwall an der amerikanischen Küste und dicht unter der Mündung des Chagresflusses fuhren wir mit einem etwas kleineren Steamer, als der La Plata gewesen, und mit vortrefflichem Winde auf völlig ruhiger See, und erreichten am vierten Abend eines der ungesundesten Nester, um das je die tropische Sonne Pest und Fieber ausgebrütet hat. Colon ist auch in der That weiter Nichts als eine sumpfige Insel unter Wasser, welcher der hartnäckige Amerikaner gerade genug Boden ab-

gewonnen hat, ein paar Holzhäuser darauf zu setzen. Durch die Eisenbahnbrücke ist sie mit dem festen Lande verbunden, und was sich der Mensch nur von Morast und Sumpf und fetter ungesunder Vegetation, von giftigem angeschwollenem Thierleben denken kann, findet hier seine Vertreter.

Schon der Unrath, der überall aus den Häusern in die stehenden Sumpfwasser geworfen ist und nicht fortgenommen werden kann, athmet Seuchen, und man braucht die grüngelben Menschen gar nicht anzusehen, die hier am Ufer herum und aus einem Hause in's andere schleichen. Glücklicher Weise ging schon um 9 Uhr der Bahnzug nach Panama; ich behielt eben Zeit, einen Brief nach Hause aufzugeben und mein Gepäck in die Expedition zu schaffen, und durfte dann schweres Geld bezahlen, um von diesem Pestorte wieder fortzukommen.

Die Fahrtaxe ist enorm, denn man bezahlt für eine Strecke von etwa 42 englischen, also noch nicht 9 deutschen Meilen 25 Dollars, hat dabei 50 Pfund Gepäck frei und muß für jedes Pfund Uebergewicht 10 Cents, also für je 10 Pfund wieder einen Dollar bezahlen. — Einige der Passagiere hatten bis zu 80 Dollars nur an Uebergewicht zu entrichten. Wenn man aber die

Bahn befährt, wenn man sieht, durch welchen Grund und Boden die Eisenschienen gelegt wurden, wenn man das ganze Land und diese Vegetation sieht, diese Sonne und diesen warmen tödlichen Dunst fühlt, dann zahlt man gern und willig solchen Preis, und ist den Leuten, die es unternahmen, noch dankbar außerdem.

Die Bahn, der die Erhöhung des Bodens nicht die geringste Schwierigkeit bot, denn die Cordilleren-Kette schmilzt hier zu einer Hügelreihe von einigen Hundert Fuß Erhöhung zusammen, während nur eine einzige, etwa acht Bogen haltende Brücke gebaut werden mußte, hat acht Millionen Dollars und 10,000 Menschenleben gekostet, und besonders sind hier Irländer, Deutsche und Chinesen zum Opfer gefallen. Aber auch viele Amerikaner liegen hier begraben, denn den Auswanderern nach Californien gab man freie Passage, wenn sie eine gewisse bestimmte Zeit an dieser Bahn mit arbeiten halfen. Die armen Teufel dachten nicht daran, daß sie sich indessen ihre eigenen Gräber ausschaufelten.

Man hat berechnet, daß man die Eisenschienen dieser Bahn die ganze Strecke lang auf die Leichen der dabei Gestorbenen legen könnte, und es ist wohl nicht die geringste Uebertreibung dabei —

aber was thut das! der Unternehmungsgeist des Menschen hat gesiegt, und wieder ein Glied zu der Kette wurde geschmiedet, die unser keckes Jahrhundert um die Erde zieht.

Die Bahn läuft, nur hier und da den Biegungen des Flusses ausweichend, am Chagresstrome aufwärts, und mit Ausnahme kurzer Strecken mußte jeder Fuß breit in dem Sumpfe ausgefüllt werden, um die Schienen zu legen. Rechts und links von diesen steht das braune, dunstige Sumpfwasser; rechts und links von diesem ranken fette Schlingpflanzen und bohren sich selbst unter die Schwellen und Schienen hinein, daß es Tausende jährlich kostet, nur um gegen diese Vegetation siegreich anzukämpfen.

Selbst auf der Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere ist es nur wenig besser. Das Land ist hier allerdings trockener; nur kurze Strecken abwärts beginnt aber der Sumpf schon wieder und läuft ununterbrochen fast dicht bis Panama hinein.

Unterwegs liegen, außer den auf den Stationen gebauten Häusern, nur Indianer-Dörfer, und nackte Kinder und halbnackte Männer und Frauen stehen vor ihren Hütten und sehen das unbegriffene Ungethüm der Bleichgesichter vorüber-

brausen. Die Bahn rentirt sich übrigens vortrefflich, und der Waaren-Transport, welcher natürlich ermäßigte Taxen hat, soll so bedeutend sein, daß das Unternehmen bis jetzt 12 pCt. zahlt und allem Anscheine nach jährlich mehr zahlen wird, selbst wenn die Poneypost nach Californien durch die Steppen ihm manchen Passagier abwendig machen würde.

In Panama langten wir natürlich im Regen an, und ich bekam deßhalb wenig davon zu sehen. Der Ort ist übrigens schon oft genug beschrieben worden und bietet, außer den alten Ueberbleibseln der spanischen Baukunst in Kathedrale und Festungswerken, wenig Besonderes. Außerdem ist es das theuerste Nest an der ganzen Westküste, jetzt nicht einmal San Francisco ausgenommen, und wer sich hier ansiedelte, that es einzig und allein in der löblichen Absicht, die Reisenden mit plündern zu helfen. Ich dankte meinem Schöpfer, als ich schon am nächsten Morgen Gelegenheit fand, gen Süden wieder unterwegs zu gehen; denn die „Anna", ein kleiner, der englischen Compagnie gehörender Dampfer, lag fertig zum Auslaufen, und dampfte auch richtig schon am nächsten Morgen 10 Uhr in die wunderbar schöne inselbedeckte Bai hinein.

Es giebt kaum etwas Schöneres in derartiger Scenerie, als diese stille, mit Palmeninseln geschmückte Bai von Panama, in welche die kleine sonnige Stadt auf einer schmalen Halbinsel hinausragt. Aber man muß das Alles eben nur als Scenerie, als Decoration betrachten und darf der Sache nicht näher auf den Grund gehen. Die Bai selber schwärmt von Haifischen, so daß nur ein einfaches Bad darin schon halber Selbstmord ist, und wollte man die kleinen, von Cocospalmen überschatteten Plätze am Ufer besuchen, so würde man Nichts als Schmutz und Unrath finden.

Uebrigens behielten wir vollständig Zeit, um das Alles genau zu betrachten, denn ich fand bald zu meinem Schrecken, daß wir mit dem Dampfer kaum von der Stelle rückten. Wir liefen unterwegs mit unserem Gang, den der Capitain jedenfalls scherzhafter Weise, sonst aber ganz ernsthaft full speed nannte, 3 — 3½ Knoten die Stunde, und der Erfolg zeigte denn auch bald, daß wir einen Tag mehr brauchten, die halbwegs zwischen Guajaquil und Panama gelegene Station Buenaventura zu erreichen, als der gewöhnliche Dampfer nöthig hatte, Guajaquil selber anzulaufen. Es ließ sich aber eben nicht ändern, denn der große Dampfer legte an keinen Zwischenstationen an,

und mir lag daran, von einem Engländer zu hören, der irgendwo in Ecuador gelandet war, und den ich zu treffen wünschte.

Schon in Panama hatten wir nun wunderliche Sachen über die neu-granadische Revolution gehört, nach der sich die Cauca-Bevölkerung zuerst einem ungerechten Gesetze der Regierung der Nordstaaten widersetzte und dann Miene machte, die Regierung selber an sich zu reißen. Ein komischer Fall war dabei mit den Waffen des Staates vorgekommen, welche die Behörden der Westküste, der Sicherheit halber, an das Hauptquartier in Sabanilla abliefern wollten. Dort aber benutzte die revolutionäre Partei ein altes Gesetz, nach dem keine Waffen zu Parteizwecken gelandet werden durften. Sie gestattete also nicht, daß der englische Dampfer die Gewehre — es waren, glaube ich, viertausend Stück — an's Ufer schaffte, und dem Capitain blieb zuletzt Nichts weiter übrig, als sie mit nach Kingstown in Jamaica zu nehmen. Dort liegen jetzt die neu-granadischen Waffen, von beiden Parteien ihrer Heimath beansprucht, und werden dort wahrscheinlich unter den Hammer des Auctionators kommen, um einzig und allein ihre eigenen Reisekosten zu bezahlen.

In Buenaventura fanden wir indessen die

Revolution in vollem Gange, und die ganze militärische Macht — 21 so zerlumpte Kerle, wie nur je ein altes Schießeisen auf der Schulter getragen — am Strande aufmarschirt. Der Gouverneur hatte ihnen dort gesagt, unser Dampfer, der vielleicht 300 Tons Gehalt haben mochte, brächte eine Million Soldaten von Panama, ihren Platz zu überrumpeln, und diese 21 Spartaner wollten sich denen widersetzen. Die Leute schienen übrigens sehr angenehm überrascht, als unsere kleine Anna keine feindseligen Absichten gegen die paar elenden Bambushütten zeigte, und der Gouverneur, der eines der malitiösesten Gesichter der Erde trug, wurde auch natürlich gleich übermüthig und unverschämt. So verlangte er von unserem Capitain, daß er ihm ohne Weiteres die Post überliefern sollte; der Capitain nahm aber nicht die geringste Notiz von ihm, und wir gingen, trotz seiner sehr lebhaften und zornigen Gesticulationen, direkt auf das Haus zu, von dem die englische Flagge wehte.

Hier residirte der bisherige Postmeister, der aber jetzt durch den Gouverneur der „freien Cauca-Nation" abgesetzt war. Trotzdem zwang der Gouverneur den armen Teufel, während die Soldatesca den Platz besetzt hielt, den Empfang der

Briefschaften zu bescheinigen, und nahm sie dann, als sie jenem überliefert worden, augenblicklich in Beschlag und in seine eigene Wohnung. Das Militär marschirte hierauf ab, und der Officier desselben, die einzig anständig aussehende Persönlichkeit der ganzen Regierung, schien sich seines Postens zu schämen, denn er schlenkerte den Säbel, den er trug, am kleinen Finger hin und her, als ob ihn die ganze Sache eigentlich gar Nichts anginge, und marschirte so weit von der Truppe ab, wie es die bodenlos schmutzige Straße nur erlaubte.

Die ganze Stadt bestand eben aus der einen Straße, mit größtentheils auf Pfählen errichteten Bambushütten, aus denen überall neugierige und scheue Geschichter in den verschiedensten Färbungen hervorschauten. Jedes Haus fast hatte aber unten einen kleinen Kaufladen, in dem Flaschen mit agua ardiente und anderen, meist europäischen Herrlichkeiten aufgeschichtet standen. Irden Geschirr und Kattune, Pulver, alte rostige Schrotflinten, Seife, Stricke, Cacao, Reis und Kaffee schienen die Hauptartikel, und wild genug war Alles arrangirt. Erstaunt blieb ich aber stehen, als ich mitten zwischen diesem Plunder, mitten zwischen den malerischen, halbnackten Gestalten der

Eingeborenen und Spanier was? erkannte, das hier einsam und verlassen recht im Herzen der Wildniß, am stillen Meere hing? — eine Crinoline. Unwillkürlich dachte ich fast an the last rose of summer, left blooming alone; mitten in der Revolution, in der Aufregung der Gemüther dieses eine stille Bild des Friedens und der Civilisation!

Aber der Aufenthalt in Buenaventura war, trotz der Crinoline, kein angenehmer. Es regnete fortwährend, und die Stadt lag außerdem in Schmutz, Schlamm und Sumpf, die Leute sahen auch bleich und elend genug aus. Trotzdem segnete ich den Platz, denn er befreite uns von einer Quantität der unangenehmsten Mitpassagiere, die ich noch auf allen meinen Reisen gehabt habe.

In Panama hatten wir nämlich elf italienische Priester an Bord bekommen, die in Buenaventura ausstiegen, und von hier über das Land verstreut werden sollten. Es waren, mit Ausnahme eines einzigen, lauter junge Burschen von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren, dabei schmutzige, gefräßige, schnatternde Gesellen, die überall das Deck bespuckten, bei den Mahlzeiten die Lebensmittel in sich hineinstopften und hernach seekrank über Bord hingen. So wie sie sich aber nur

etwas wohler fühlten, sangen sie lustige Lieder, schrieen, jubelten, spielten Karten, und waren bald von Allen an Bord auf das Herzlichste gehaßt und verabscheut. Die hatten dem Lande hier nur eben noch gefehlt.

Ebenfalls gingen hier einige Deckpassagiere ab, die in die neu-granadischen Goldminen hinaufwollten. Arme Teufel! ich beneidete sie nicht um ihren Marsch und ihre Arbeit in dem Land und Wetter.

Von Buenaventura lag unser nächstes Ziel südlich in Tomaco, einer Insel in der Mündung des Mira-Flusses und an der Südgrenze der neugranadischen Republik. Das Ufer ist hier überall flach, und obgleich die Cordilleren gar nicht so weit entfernt liegen, bekamen wir sie nicht ein einziges Mal zu sehen. Dichte Wolken hingen über der ganzen dunklen Urwaldfläche und hüllten das weite Land in düsteren Nebel.

Erst in Tomaco erreichten wir höheres Land, und mit einem Sonnenblick war es, als ob wir ein kleines Paradies betreten hätten. Nie im Leben habe ich auf einer Stelle eine größere Masse von Fruchtbäumen und Früchten gesehen, und die ganze Insel lag von Cocospalmen, Bananen und anderen werthvollen Bäumen fast vollständig be-

deckt. Tomaco scheint auch wirklich der Garten der Nachbarschaft, denn selbst von den viel südlicher gelegenen Ortschaften kommen Schooner und kleinere Fahrzeuge hieher, die weiter Nichts als Früchte einnehmen und vortheilhaften Handel damit treiben. Und doch könnten die Bewohner aller der Ortschaften, wohin sie dieselben bringen, dieselben Früchte eben so gut und reichlich ziehen — wenn sie nicht eben so verwünscht faul und lässig wären.

Unser nächstes Ziel war von hier aus Esmeraldas. Ich selber war indessen ziemlich fest entschlossen, mit dem Dampfer bis Guajaquil zu fahren, von da nach Quito hinauf zu marschiren und auf dem Rückwege von dort die neubeabsichtigte englische Colonie am Pailon zu besuchen. In Esmeraldas änderte ich meinen Plan, denn hier kam der Chef jener Expedition, den ich in Guajaquil, Quito oder Gott weiß, wo, vermuthet hatte, an Bord und sagte mir, daß er in den nächsten Tagen nach dem Pailon aufbrechen würde. Rasch hatte ich meine Sachen geordnet und meinen Koffer nach Guajaquil dirigirt, wo ich ihn später wieder in Empfang nehmen wollte, während ich selber mit Büchse und Bergsack in das Boot sprang, um an's Land zu fahren.

Jener Engländer hatte hier nämlich ein vortreffliches Wallfischboot gekauft, das auf eigene, aber gar nicht etwa ungewöhnliche Art seinem Besitzer abhanden gekommen war. Von einem amerikanischen Wallfischfänger hatten sich nämlich fünf Mann in einem der Boote heimlich davon und vorher noch den dritten Harpunier trunken gemacht und mitgenommen. Das wäre nun vielleicht zu entschuldigen gewesen, denn Wallfischfänger reißen nun einmal aus, wo sie die geringste Gelegenheit bekommen, und die Capitaine wissen es und müssen sich dagegen verwahren. Diese Burschen hatten aber auch noch vorher an Bord geplündert, was sie eben plündern konnten, und Geld und Kleider von Capitain und Steuerleuten mitgenommen. Man war ihnen indeß gerade dadurch, da sie die Sachen wieder an der Küste verkauften, auf die Spur gekommen, und ein nachgeschickter Amerikaner überraschte sie an ihrem Lagerplatz und nahm sie, mit dem Revolver in der Hand, gefangen. Sie sollten jetzt dem amerikanischen Consul in Guajaquil überliefert werden, und das Boot wurde, da der Capitain des Dampfers schon verschiedene andere Fahrzeuge an Bord hatte, mit Segel, Rudern und allem Zubehör um achtzig Dollars verkauft.

Das kleine Städtchen Esmeraldas liegt an dem Fluß gleichen Namens auf einer ziemlich hohen Uferbank und hat höhere Berghänge im Rücken. Sonst besteht es aber ebenfalls nur einzig und allein aus ein paar Reihen auf Balken errichteter Holz- und Bambushütten, mit fast eben so vielen Läden und Trinkbuden wie Häusern, mit eben so faul, stumpf und nichtsnutzig aussehenden Bewohnern, mit eben so gelben, braunen und schwarzen Kindern, die halb und ganz nackt durch den Schlamm der Straßen waten. Leider ist die Flußmündung, selbst nicht für ein Wallfischboot, in Zeit der Ebbe zu befahren, da sich eine Sand- und Schlammbarre quer davor gelegt hat und Aeste und Stämme dort angeschwemmter Bäume überall aus dem Wasser hervorragen. Der breite Fluß hat dabei eine wirklich reißende Strömung, und weder Canoe noch Boot kann dagegen anrudern, sondern muß am Ufer hinauf mit Stangen geschoben werden.

Wir logirten beim Gouverneur, einem Sennor Anjel Ubillus, der uns auf das Herzlichste aufnahm. Leider zeigten sich aber auch hier die Spuren der Revolution in einem krankhaft aussehenden Truppencorps von zehn oder elf Mann, das in einer Art Bambusscheune exercirte. Ein wirk-

licher Trommelschläger war dabei, und Lanzen und alte Musketen vertraten die Stelle sonstiger Waffen. General Franco in Guajaquil hatte nämlich erst kürzlich eine Aufforderung hieher gesandt, die Nationalgarde zu organisiren, mit der er in den nächsten Tagen nach Quito marschiren wollte, sich diese Bergstadt zu unterwerfen.

Allerdings gehörte Esmeraldas, dem Namen nach, für den Augenblick seiner Partei an; die Leute schienen seiner Militärgewalt aber schon herzlich müde, und man wollte am Liebsten gar Nichts mit der ganzen Revolution zu thun haben.

Am nächsten Tage fuhren wir, in entsetzlich langsamer Fahrt, den Fluß einige Meilen hinauf, einen Engländer zu besuchen, der dort eine nicht unbedeutende Cacao-Plantage hat, und kehrten am nächsten Tage, von einem Indianer gerudert, rasch und bequem nach Esmeraldas zurück.

Esmeraldas ist seiner Cigarren wegen berühmt. Jedenfalls sind es die besten, die ganz Süd-Amerika erzeugt — was eben noch nicht viel sagen will —, Ambalema selbst nicht ausgenommen. Sie sind zwar leicht, rauchen sich aber sehr gut, und haben einen milden, angenehmen Geschmack, wie den großen Vortheil außerordentlicher Billigkeit. Während alles Andere in dem Neste ganz ent-

setzlich theuer ist und selbst die Landesproducte mit Silber aufgewogen werden müssen, bekommt man hier 16—20 Stück für einen Real ecuadorisches Geld, und ein französischer Franc gilt für zwei Realen, also 40 Cigarren für einen Franc. Ich zweifle nicht, daß diese Cigarren einen vortrefflichen Export-Artikel bilden könnten, hätten die Leute selber hier nur den geringsten Unternehmungsgeist. Sie lassen die Welt aber ruhig an sich kommen; so lange General Franco seine Drohung nicht wahr macht und in Esmeraldas einrückt, scheinen sie völlig zufrieden gestellt, wenn sie eben nur das haben, was sie zum unmittelbaren Leben brauchen — und Gott weiß es, das ist wenig genug.

Am ersten Abend in Esmeraldas überraschte mich ein eigener, glockenähnlicher Ton, der in ziemlich monotoner Weise aus einer der Bambushütten herüberdrang — die Marimba, wie die Erklärung lautete, und ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als der Marimba meinen Besuch abzustatten.

In einer dieser Hütten, und zwar in der Bel-Etage, fand ich den Spielenden im Kreise seiner Familie. Ein junger Bursch saß auf der Erde und machte mit den Händen Cigarren, während

er mit dem rechten Fuße auf einer vor ihm liegenden Trommel den Tact zur Musik trat; die Frau wischte entweder ihr Halstuch in einer Calabasse rein oder die Calabasse aus — es ließ sich nicht erkennen —, und der Mann, neben dem ein Kind in einer Diminutiv-Hängematte schaukelte, spielte die Marimba.

Die Marimba ist allerdings weiter Nichts als eine Holz-Harmonica, und zwar in der einfachsten Form gespielt; aber die Art, wie sie dieselben hier anfertigen, unterscheidet sich von der unsrigen, und ich will sie deßhalb mit einigen Worten beschreiben. Sie hat gewöhnlich 21 Töne oder drei Octaven, ohne halbe Töne. Die Stücke sehr harten Holzes aber, auf denen, wie bei einer Glas-Harmonica und mit ähnlichen Klöppeln gespielt wird, geben nicht durch ihre Größe und Stärke den Ton an, obgleich die höheren Töne durch kürzere Stücke unterstützt werden, sondern je dem Ton entsprechende Bambusrohre hangen offen darunter. Die zu dem tiefsten Ton gehörige ist etwa zwei Fuß lang, die für den höchsten Ton bestimmte etwa vier Zoll, und alle sind von ziemlich gleicher Stärke.

Die Musik selber ist entsetzlich monoton und bewegt sich nur in vier Tönen, zu denen sie einen

Tanz aufführen, welcher der chilenischen Sambacueca außerordentlich ähnelt. Ob aber die Repräsentanten, von denen ich ihn tanzen sah, nicht dazu paßten, oder ob der chilenische Tanz wirklich so viel graciöser ist, ich weiß es nicht, mir gefiel diese ecuadorische Lustbarkeit eben nicht besonders, amüsirte mich aber vortrefflich.

Noch eine bessere Gelegenheit hatte ich, diesen Landestanz zu bewundern. Als wir nämlich von der Cacao-Plantage am Esmeraldas herunterfuhren, mußten wir unterwegs landen und einen Arzt, der mit uns fahren wollte, einnehmen. Die Leute dort empfingen uns, wie das fast überall der Fall ist, sehr gastfrei, und da Jedermann Zeit hat und es Niemandem auch nur einfällt, sich in irgend Etwas zu übereilen, so wurde nach Tisch eine Guitarre vorgenommen, und der Doctor spielte und sang. Danach verlangte er aber auch Tanz, und ein sehr hübsches junges Mädchen in tiefer Trauer weigerte sich zu tanzen. Sie war mit ihrer Mutter vor kurzer Zeit von Quito heruntergekommen, den Vater am Esmeraldas abzuholen, hatte ihn aber todt gefunden, und ging in den nächsten Tagen wieder mit der Mutter nach Quito zurück.

Die Trauer hatte übrigens mit dieser Weige-

rung nicht das Geringste zu schaffen, denn die Mutter nahm bald darauf für die Tochter die Aufforderung des wunderlichsten Individuums an, das mir je vorgekommen. Der Tänzer, der jetzt mit einem schon sehr lange gebrauchten Taschentuch die nöthigen Evolutionen ausführte, war ein kleiner, sehr scheuer Mensch, der etwa so aussah, wie ein heruntergekommener Schreiber, obgleich ich zweifle, daß er je eine Feder zwischen den Fingern gehabt. Er trug ein roth gestreiftes Hemde, blau gestreifte Hosen, Einen Schuh und ein Paar Ohrringe, und schmachtete, während er nothgedrungen mit der Mutter tanzte, fortwährend nach der nicht die geringste Notiz von ihm nehmenden Tochter hinüber. Das rechte Bein mußte übrigens jedenfalls sein Lieblingsbein sein, denn nicht allein hatte er den Schuh daran, sondern auch wahrscheinlich seine sämmtlichen Zehennägel, denn an dem linken Fuße war keiner. Er schaufelte und wedelte entsetzlich herüber und hinüber, und die Cigarre genirte ihn dabei, und der rechte Schuh, und die Mutter, und wir, und der Strick der Hängematte, der in einer Schleife über einem Balken mitten in die Stube hineinhing, so daß es aussah, als ob nach der Feierlichkeit gleich Jemand gehängt werden sollte.

Wir tranken auch später Chocolade, das Hauptge-

tränk hier im Vaterlande des Cacaobaumes, und alle Speisen waren ziemlich gut zubereitet. Wenn die Leute nur eine Ahnung in Süd-Amerika davon hätten, daß es aus einer saubern Tasse viel besser schmeckt, als aus einer schmutzigen! Ich glaubte früher, die Pampas wären der einzige Platz, wo die Unreinlichkeit zu Hause sei, aber ich kannte damals Ecuador noch nicht, und habe hier schauerliche Beispiele erlebt.

Doch unsere Bahn lag weiter. Nachdem ich an dem nämlichen Abend noch einem Exercitium des ecuadorischen Militärs beigewohnt und Dinge gesehen hatte, die einem preußischen Unterofficier Krämpfe verursacht haben würden, mich aber vollständig kalt ließen, schifften wir uns am nächsten Morgen in unserm Boote ein und hielten in die See hinaus, um wieder nach Norden hinauf den Pailon zu erreichen. Der Wind ist nach Norden hinauf fast immer günstig, eben so die Strömung, und nach drei Stunden etwa liefen wir am Cap Verde in den kleinen „grünen Fluß" ein, dort einen Piloten für die etwas verwickelte Mündung des Pailon zu bekommen. Das Alles geht aber freilich nicht so schnell, und obgleich wir mit einigem Treiben noch an dem nämlichen Abend hätten auslaufen können, hielt es der Doctor, der

uns jetzt begleitete, für zweckdienlicher, hier zu übernächten, und am nächsten Morgen um zwei Uhr mit ausgehender Fluth unsere Reise fortzusetzen.

Es ließ sich Nichts dagegen machen. Unsere Sachen wurden in ein leer stehendes Haus geschafft, wo wir auch unser Mittagsmahl einnahmen, und wir sollten uns dann zeitig niederlegen, um zur gehörigen Zeit wieder bei der Hand zu sein.

Unmassen von Pelicanen — eine braune Art — wären hier am Ufer und saßen, was ich bis dahin an Pelicanen noch nie beobachtet hatte, in den Wipfeln der höchsten Bäume. Sie schienen sich dort auch vollkommen heimisch zu fühlen, und die Aeste bogen sich unter ihrer Last.

In der Nacht passirte nichts Merkwürdiges weiter, als daß mich eine Ratte in den Fuß biß; ich hielt natürlich nicht still und glaube, daß sie eben so darüber erschrak, wie ich; sie belästigte mich wenigstens nicht weiter. Glücklicher Weise hatten wir auch hier keine Mosquitos.

Still und grau lag noch leise wogend die See, als wir, von einer leichten Brise geführt, hinauseilten. Nach und nach gewann sie aber Leben. Im fernen Osten dämmerte der Tag, und Scharen von Fischen sprangen und schlugen

um uns her. Zwischen ihnen hin suchten und fanden die Pelicane ihr reichliches Frühstück; im weiten Bogen kreisten sie umher, und wo sie einen solchen Schwarm aufkommen sahen, schossen sie mit fabelhafter Geschwindigkeit mitten dazwischen hinein, ihre Beute herauszuholen. Auch Hai und Delphin waren thätig, ihren Antheil zu bekommen. Es soll mir noch einmal Jemand sagen, daß er sich „so wohl befindet, wie ein Fisch im Wasser", wo die armen Dinger kaum eine Flosse zeigen durften, um auch schon von einem oder dem andern Feinde verschlungen zu werden. Selbst wir im Boote hatten einen Angelhaken mit dem Versprechen einer guten Mahlzeit für einen Fisch aushängen; sie hüteten sich aber, dem zu nahe zu kommen.

Dann und wann sahen wir auch einmal, gar nicht weit von dem Boote entfernt, den derben Wasserstrahl emporsteigen, den ein älter Wallfisch in seinem Behagen ausblies — wußte er doch recht gut, daß ihm weder Pelican noch Hai etwas anhaben konnte —, wenn ihn eben die Harpunen der Menschen zufrieden ließen. Nach und nach wurde aber die Brise stärker, und wir hatten bald nicht allein damit zu thun, auf unsere Fahrt Acht

zu geben, sondern auch den höher und höher steigenden Wellen auszuweichen.

Wer schon je in einem guten Boote vor einer solchen Brise gesegelt ist, weiß, wie froh und stolz sich da die Brust hebt, weiß, wie wohl Einem zu Muthe ist und wie es alle Nerven zu größter Thätigkeit anreizt und spannt. Vor uns lag dabei unser Ziel in einem dunklen niederen Waldstreifen, der sich zu Starbord weit hinausdehnte, und dort sollten wir in einer der von Sandbänken und Untiefen etwas gefährdeten Mündung des Pailon einlaufen, wozu wir einen Piloten oder practico — wie er sich selber nannte — mitgenommen hatten.

Wir waren unserer Sechs im Boote, und dieses mit unserem Gepäck, Lebensmitteln, Wasser, wie einer Anzahl Cocusnüsse eben nicht leicht geladen, aber Wind und Seegang kamen von hinten und schoben tüchtig nach, und der Practico, der vorn auf dem Bug stand, versicherte uns, daß wir die schlimmste Einfahrt noch vor Dunkelwerden überstanden hätten. Das war auch wünschenswerth, denn der Wind blies immer heftiger, die Spritzwellen hatten uns, wie unser Gepäck, schon vollständig durchnäßt, und eine überschlagende See gab uns außerdem bald den Rest und warnte

uns, den andrängenden Wogen etwas vorsichtiger auszuweichen. Außerdem hob die See unser Steuerruder aus und brach den oberen Haspen, daß wir es nicht mehr gebrauchen konnten, und der Riemen (Ruder), den wir rasch dafür einsetzten, war zu kurz, um ihn mit Leichtigkeit regieren zu können. Aber es ging doch, und als des Lootsen ausgestreckter Arm nach rechts hinüber deutete, fiel der Bug rasch nach dieser Richtung ab und hielt dem Lande zu.

Es war die höchste Zeit, denn die Sonne war schon unten, die Dunkelheit eingebrochen, so daß wir das noch etwa zwei Meilen entfernte Land nur in seinen dunklen Umrissen undeutlich erkennen konnten. Dort lag auch die Mündung des Pailon, und unserem direkten Einlaufen schien sich Nichts mehr entgegenzustellen.

Allerdings ließ der Wind jetzt etwas nach, es ist aber eine alte Regel, da, wo man seiner Tiefe nicht recht sicher ist, ein schwaches Kielboot nicht zu rasch vorwärts zu treiben, denn jagt man auf den Grund, so reißt man ihm leicht den Boden aus, und ist dann verloren. Noch etwa eine englische Meile vom Land entfernt, nahmen wir deßhalb die Segel ein, um wenigstens vorher eine

Barre zu passiren, die dort, nach des Piloten Versicherung, lag.

Das konnte auch keine Schwierigkeiten haben, denn unser Boot ging kaum mehr als 15 Zoll im Wasser, und wir hatten noch weiten Seeraum. Daß aber die Barre keine Täuschung war, zeigten uns links die Brandungswellen — sogenannte Breakers, die mit ihren glühenden Kämmen ganz häßlich herüber leuchteten. Kaum hatte ich übrigens den einen Riemen aufgenommen, in die Dolle gelegt und ausgeholt, als ich mit der Kante desselben Grund fühlte. Den Henker auch, wir hatten kaum zwei Fuß Wasser.

Auf meinen Ruf, seco! fühlte der Pilot vorsichtig mit der Stange über Bord und sagte mit der größten Gemüthsruhe: si — seco! — aber der eigentliche tiefe Canal sollte dicht vor uns sein, und dem mußten wir deßhalb entgegenarbeiten. Doch es half Nichts — mas seco klang der Ruf des Doctors, dem bei der Sache nicht wohl wurde, denn wir hielten immer mehr auf die Breakers zu — mas seco — immer trockener! und wenige Minuten später saßen wir richtig fest in einer zähen Masse von Schlamm und Sand.

Es war jetzt völlig Nacht geworden, die Wogen leuchteten wunderbar schön, aber — wir durften

unsere Zeit nicht mit Betrachtung der Scenerie versäumen. — Hier, dicht unter den Brandungswellen, konnten wir nicht liegen bleiben, denn die ausgehende Ebbe drohte, uns in dem Falle mitten zwischen diese hinein zu setzen.

Der Practico stieg jetzt langsam über Bord, einmal vor allen Dingen um das Boot herumzugehen und den Stand der Dinge zu erfahren. Er kam aber rascher wieder herein, als er hinausgestiegen war, denn mit einem wilden Aufschrei warf er sich plötzlich über den Rand zurück, und in demselben Moment zuckten auch zwei, drei leuchtende Feuerstreifen dicht um uns hin, und einer von diesen streifte sogar das Boot. Es waren blos drei Haifische, die hier in dem seichten Wasser spazieren gingen — daß es aber drei waren, dem hatte der Practico sein Leben zu verdanken. Ein einzelner — und kaum drei Minuten später schoß ein solcher wieder dicht an uns vorüber — würde den armen Teufel unfehlbar gefaßt und unter Wasser gerissen haben; wo aber zwei oder mehrere dieser Ungethüme zusammen umherstreifen, gönnen sie einander den Bissen nicht, und drängen einer den andern fort. So dicht hatte der eine Hai den Mann gestreift, daß er ihn im Vorbeischießen mit dem Schwanz

an das Bein traf, und der Schlag mochte ihm auch wohl den Schreckensschrei ausgepreßt haben.

Mit Rudern und Stangen arbeiteten wir nun, so gut es gehen wollte, aus dem Schlamm zurück, und kamen auch richtig wieder in etwas tieferes Wasser, daß wir wenigstens flott blieben. Um die immer näher heranrückenden Brandungswellen mußten wir aber unsern Weg herumfühlen, und plötzlich saßen wir, indem wir versuchten, einen andern Canäl zu treffen, wieder fest.

Des Practico Versicherung nach fiel die Ebbe noch zwei volle Stunden, und so hoch auf dem Trockenen durften wir das schwergeladene Boot nicht sitzen lassen. Es hätte beschädigt werden können, und daß wir nicht wagen durften, das noch sehr ferne Land in dem Falle mit Waten und Schwimmen zu erreichen, davon hatte uns unser nächtlicher Besuch zur Genüge belehrt. Weder Ruder noch Stangen halfen aber das Boot wieder flott zu bekommen; in der Zeit, die wir damit versäumten, sank das Wasser immer mehr, und es blieb uns jetzt Nichts weiter übrig, als Alle über Bord zu springen und das gefährdete Boot in tieferes Wasser und von unserem Gewicht erleichtert zurückzuheben.

Das war nun allerdings leicht genug, aber

mit der noch ganz frischen Erinnerung an die Haifische war es gerade kein angenehmes Gefühl, unsere Beine dem Element anzuvertrauen, in dem jene heimisch schienen. Die Zeit drängte aber; überdies waren wir diesmal unserer Sechs, und es blieb deßhalb vollkommen unbestimmt, für welches paar Beine sich der Hai zuerst entscheiden würde. Der Engländer sprang zuerst über Bord — wir Anderen zogen erst vorsichtig unsere Schuhe und Strümpfe aus — den Practico ausgenommen, dem etwas Derartiges wohl noch nie die Füße belästigt hatte — und nach kaum zehn Minuten fühlten wir das Boot wieder flott und in so tiefem Wasser, daß wir hier wenigstens die vollständige Ebbe abwarten konnten.

War es schon vorher ein eigenes Gefühl gewesen, mit dem Land im fernsten Hintergrund, im stillen Ocean herumzuwaten, so erinnerte mich jetzt unsere Befestigung des Bootes an die etwas wunderlichen Ideen der Landbewohner, die nicht selten glauben, der Seemann binde Abends draußen in See sein Schiff an einen Pfahl und warte den Morgen ab. Genau dasselbe thaten wir hier. Wir trieben den Bootshaken so tief in den Schlamm hinein, wie wir ihn bekommen konnten, banden unser Boot daran fest, damit es nicht auf

noch höheren Grund getrieben werde, und drückten uns dann ruhig in die verschiedenen Ecken so bequem oder unbequem weg, wie es eben gehen wollte. Es war jetzt acht Uhr; um neun Uhr etwa hatten wir niedrigstes Wasser, und um elf oder halb zwölf durften wir versuchen, ob wir aus diesem Chaos von Sand, Schlamm und Brandungswellen einen Ausweg fänden. Vorher ließ sich nicht das Geringste mehr in der Sache thun, und wir konnten nur wenigstens froh sein, daß der Wind einigermaßen nachgelassen hatte.

Jede solche fatale Situation hat auch wieder ihre komische Seite, und wenn auch bis auf die Haut durchnäßt, verließ uns doch nicht unser Humor. Die Nacht war warm, und wir zählten eben all' die Vortheile auf, die wir auf unserem unfreiwilligen Halteplatz hatten: keine Mosquitos, keine Sandflöhe, keinen Staub, keine Sonnenhitze, keine unreinlichen Betten und Flöhe — keinen Regen — halt! Der Himmel hatte sich langsam umzogen, und es fing leise an zu tropfen. Das schien noch gefehlt zu haben, um unseren Sachen den Rest zu geben. „Vielleicht klärt es sich wieder auf," meinte der Doctor, und in kaum einer Viertelstunde goß es, wie es nur eben in den Tropen gießen kann.

Die Unterhaltung war dadurch gänzlich abgebrochen; Jeder schützte sich mit irgend einem Kleidungsstück, so gut das gehen wollte, gegen den Guß, und wenn wir denn einmal ein paar Stunden unter einer Dachtraufe verbringen sollten, ließ sich ja doch Nichts dagegen machen.

So verging Stunde nach Stunde bleiern genug, und nur mit einiger Befriedigung fühlte ich dann und wann den Grund, auf dem wir jetzt wirklich wieder bei zwölf Zoll Wasser fest saßen, und fand, daß die Fluth zu steigen anfing. — Fünfzehn Zoll — jetzt achtzehn — jetzt zwanzig — zwei Fuß, zwei ein halb — drei endlich — es war elf Uhr vorbei, und um halb zwölf, mit drei ein viertel Fuß Wasser um uns her, lichteten wir den Anker — d. h. zogen den Bootshaken aus dem Grunde, und ruderten langsam der vermutheten Einfahrt entgegen.

Mit steigender Fluth war aber auch keine große Gefahr, daß wir wieder festkommen könnten, denn diese hätte uns in dem Falle doch bald wieder losgehoben. Bald erreichten wir auch das südliche Ufer der Einfahrt, an dem hin ein schmaler Canal mit tiefem Wasser uns Sicherheit gewährte. Erst einmal hier, setzten wir wieder unser Segel, denn der Wind war günstig, und glitten still und

geräuschlos zwischen dem dunklen Schatten der Mangrove-Bäume hin, die an beiden Ufern ihre Zweige und wunderlichen Wurzeln in die Fluth senkten.

Es ist für mich immer ein gar eigenthümliches, geheimnißvolles Gefühl gewesen, in einen fremden Wald einzutauchen. Eine fremde Stadt läßt mich außerordentlich kalt, ein fremder Wald übt einen unendlichen Zauber auf mich aus.

Was uns umgab, war übrigens auch geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, denn hier, in der stillen Bay des Pailon, hörten wir zum ersten Male das bis jetzt unmöglich Geglaubte: singende Fische. Von der Seite, um uns her, tief aus dem Grund heraus, tönte überall ein wunderbarer, halb klagender, halb schwimmender Ton, fast wie ferner melodischer Orgel- und Glockenklang, der, wie uns unser Pilot versicherte, von einer kleinen Art von Fischen herrührte. Dazu das Rauschen der Bäume, das Quirlen der Fluth unter unserem Bug — es war ein eigenes, schwer zu beschreibendes Gefühl.

Doch die Wirklichkeit einer Landung im Schlamm machte bald allem diesem ein Ende. Vor uns tauchten die Umrisse der kleinen Stadt oder des Fischerdorfes St. Lorenzo auf; hie und

da brannte, in den leichten, auf Pfosten errichteten Hütten, noch ein Feuer; dann kam die rasch munter gewordene Bevölkerung des kleinen Ortes schon völlig angezogen (im Hemde, wie sie immer gehen) an's Ufer, und gleich darauf sahen wir uns von einem wahren Menschenschwarm umgeben, die auch Alle recht gut ausgeschlafen haben konnten, denn es war etwa um zwei Uhr Morgens.

2.

Am Pailon.

Unser Empfang am Lande war charakteristisch und überraschte uns etwas, denn wir hatten gar nicht mehr daran gedacht, daß wir uns in einem vollständig revolutionirten Lande befanden, oder es wenigstens eben betreten wollten. Der Doctor, der zuerst ausstieg, wurde nämlich von einem gar grimmig dreinschauenden und mit einer Lanze bewaffneten Neger angeschrieen: zu welcher Partei er gehöre? Mit der freundlichsten Stimme von der Welt antwortete der Doctor aber, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen: „Zu Ihrer, lieber Freund — ganz zu Ihrer", und es war überraschend, welche Genugthuung dieser Aufschluß gab. Den Soldaten schien damit ein Stein vom Herzen zu fallen, und als sie noch dazu hörten, daß „wir die Engländer seien, die den Pailon

bevölkern wollten", thaten sie Alles, was sie uns an den Augen absehen konnten.

Der Doctor hatte übrigens vollkommen die Wahrheit gesagt, denn als ächter Ecuadorianer oder überhaupt Süd-Amerikaner, gehörte er wirklich zu jeder Partei, die gerade die herrschende war.

Die erste Nacht verbrachten wir auf den Boden des ersten besten Hauses ausgestreckt, und in unsere eigenen Decken gehüllt, wobei mich nur wunderte, daß wir auch nicht von einem einzigen Mosquito belästigt wurden. Vorher aber brachte uns der Negersoldat, der uns vorher mit eingelegter Lanze empfangen, eine Flasche mit Branntwein, als Willkommen, umarmte mich dabei — der Kerl hatte den ächten mephitischen Geruch der äthiopischen Rasse — und versicherte mich, daß er der beste und treuste Freund sei, den ich auf der Welt habe. Gott sei Dank, er log.

Den nächsten Tag goß es, was vom Himmel herunterwollte, und wir benutzten die Zeit, unsere Briefe, die wir schon in Esmeraldas begonnen, an den unmöglichsten Schreibtischen zu vollenden. Am nächsten Tage fuhren meine Reisegefährten mit dem Boot nach Tomaco hinüber, sie dort auf die Post zu geben, und ich selber blieb, da ich vor der Hand der Seefahrt müde war, allein in San

Lorenzo und zwischen seiner liebenswürdigen Bevölkerung.

Wie bequem wir es zum nächsten „Briefkasten" hatten, erhellt daraus am Besten, daß das Boot sieben Tage brauchte, um wieder zurückzukommen.

Ich war indessen in einem Haus einquartiert, das, allem Anschein nach, nur von einem Mann und seiner Frau nebst einem kleinen Kinde bewohnt wurde. Die Häuser sind hier alle sehr leicht auf Pfählen gebaut, und bei jedem Schritt zittert das ganze Gebäude. Die Frau hatte für uns gekocht, sehr primitiv, es ist wahr, aber im Ganzen nicht schlecht, und wir brauchten dabei weiter Nichts zu beobachten, als dem Kochen eben nicht zuzusehen, wir hätten uns sonst leicht den Appetit verderben können. Die Kocherei, wie besonders der Platz, wo die Speisen zubereitet wurden, ist eben nicht zu beschreiben.

Kaum dunkelte es an dem Abend, als sich das bis dahin ziemlich friedliche Stillleben änderte. Bis jetzt hatte mich nur der Mann genirt, der ein furchtbares Geschwür auf dem Rücken hatte, und sorgfältig das Hemde in die Höhe geschlagen trug, damit es Jeder sehen konnte. Jetzt legte sich die Frau hin, bekam Magenschmerzen, und winselte kläglich; das Kind fing dazu an zu schreien,

ein kleiner, nichtswürdig magerer Hund fing an zu bellen, und der Mann zankte. Dazu lag unter dem Haus ein halbes zerbrochenes und umgedrehtes Canoe, über das eine alte blinde Kuh, die sich vor dem jetzt niederfluthenden Regen hierher geflüchtet hatte, ein- bis zweimal hinwegstürzte; kurz, es war ein wahrer Heidenlärm, und trotzdem, daß ich mein Bestes versuchte, in der Hängematte einzuschlafen, fand ich es zuletzt unmöglich. Etwas mußte geschehen; ich warf deßhalb dem Hunde ein paar halbe Cocosnußschalen an den Kopf und trieb die Kuh in den Regen hinaus, dann gab ich der Frau etwa 15 Tropfen Opium in Branntwein, nahm den Jungen in meine eigene Hängematte, und hatte nach etwa einer halben Stunde die Familie ruhig und zufrieden. Das war aber nur die erste Nacht, und das Schlimmste sollte noch kommen. Die Frau bekam am nächsten Tage wieder Schmerzen, und drei Frauen, jede mit einem kleinen Kinde, nahmen sich ihrer an. Der Abend kam, und mit ihm auch wieder das unausweichliche Winseln der Frau, mit Zanken des Mannes, Kuh, Hund, Regen und dem dazu zu addirenden Gebrüll von heute vier Kindern, die ich unmöglich alle bei mir unterbringen konnte.

Die Frau beruhigte ich wieder mit Opium

und Branntwein, und ließ ihr dazu den Lieb tüchtig mit Salz und Branntwein reiben; die Kinder mußte ich aber schreien lassen, und mochte etwa eine halbe Stunde in dem jetzt stockfinstern Raume halb verzweifelt in der Hängematte gelegen haben, als draußen die Leiter knarrte. Ich hob den Kopf, und drei glimmende Cigarren — weiter ließ sich natürlich Nichts erkennen — tauchten auf, und ließen sich, ohne einen weitern Laut, auf drei an der Wand stehenden kleinen Kisten nieder. Kein Wort wurde gesprochen; ich hörte nur das Gebrüll der Kinder, in den Zwischenpausen das ewige Spucken der Besucher auf den Boden, und sah dazu das unheimliche Glühen der ordentlich leuchtenden Cigarrenstummel. Endlich aber mochte es der Visite doch mit dem Gebrüll zu arg werden. „Maldito," brummte der eine zwischen den Zähnen durch, stand auf, und verschwand gleich darauf in dem niederdräuschenden Regen — ich konnte nur eben noch hören, daß er die schlüpfrige Leiter halb hinunterrutschte. Ihm folgte der zweite und dritte, und sie ließen uns in unserm Elend allein.

Die Frau war ruhig geworden. Als sie aber am nächsten Morgen wieder klagte und Medicin verlangte, schöpfte ich Verdacht, daß sie das Opium

nur des Branntweins wegen nahm, und gab ihr Versuchs halber die gewöhnliche Dosis diesmal in einem Löffel Klauenfett. Ich kann dieses Mittel nicht genug empfehlen; es half fast augenblicklich, und die Schmerzen sind nicht wiedergekehrt.

Ich selber aber hatte dieses Leben satt bekommen, und beschloß dem ein Ende zu machen. Am nächsten Morgen schon ging ich aus, um mir ein Haus zu miethen oder zu kaufen, wo ich allein sein, allein und ungestört schlafen konnte; an Arbeiten war in dem Aufenthalt ja so nicht zu denken. Die Sache war auch viel leichter, als ich im Anfange gedacht, denn ich fand ein allerliebstes kleines Haus mit einem trefflichen Dach, sonst aber ohne Möbel und Wände, gerade wie ich es brauchte, dicht an der Bay stehend, das ich mit Grundstück und Allem, und Raum genug zu einem kleinen Garten, für den mäßigen Preis von 25 Dollars erwarb. Zwei Wände ließ ich mir ein wenig von auseinander gebogenen Palmstämmen und Bambus herrichten, reinigte den Aufenthalt von einer Unmasse alter Calebassen, Bananenschalen, Steinen, Harpunenstangen und Angelruthen, befestigte meine Hängematte, brachte meine wenigen Habseligkeiten auf an die Pfosten gehangene Regale von Bambus, borgte einen kleinen

Tisch, und war nun, mit der weiten Bay vor mir, mit keinen Kühen und Hunden unter, wie mit keinen schreienden Kindern und kranken Frauen in dem Hause, so behaglich eingerichtet, wie ein Mensch in diesem Lande, in dem es fast ununterbrochen regnet, nur irgend sein kann.

Und jetzt die Palmen, wie die ganze tropische so wunderbar reiche Vegetation? Ich muß gestehen, seit ich ein eigenes Plätzchen hatte, von dem aus ich mir das Alles ruhig betrachten konnte, ich war schon wieder damit ausgesöhnt, obgleich mich der Regen noch immer genirte, und doch gehörte dieser Juni zu der sogenannten trockenen Jahreszeit, wie mag es erst in der nassen hier aussehen! Wunderbar verschieden ist aber dieser ganze nördliche Theil Süd-Amerikas von den weiter südlich gelegenen Ländern, und schon ein Blick auf die Karte zeigt den fabelhaften Wasserreichthum dieses Landes. Während in Peru fast gar kein Regen fällt, und Tausende von Aeckern des besten Landes so lange dürr und unbenutzt liegen, bis sie von der sorgenden Hand des Menschen künstlich bewässert werden, ist hier oben im Norden bis Panama, ja selbst bis Costa Rica hinauf, die Luft feucht und der Boden so von Wasser getränkt, daß er die wasserreichsten Berg-

ströme nach allen Seiten aussenden kann. Ein Amerikaner, den wir mit uns an Bord der „Anna" hatten, und der seit längerer Zeit diese Küsten des Handels wegen befährt, meinte allerdings auch, es sei ein Land, in dem wirklich nur ein Gummielasticumbaum existiren könne, der, wie der Pilz den natürlichen Regenschirm, so auch gleich von der allsorgenden Natur seinen Makintosh bekommen habe; doch aber scheinen sich die Leute hier vollkommen wohl zu finden, und in dem kleinen Neste St. Lorenzo am Pailon, das von Lagunen und Mangrovesümpfen umgeben liegt, befand sich, nach meiner erfolgreichen Kur mit dem Klauenfett, auch nicht ein einziger kranker Mensch mehr. Der Ort enthält allerdings nur etwa 140 Seelen — eine unglaubliche Menge von Kindern eingerechnet.

Doch ehe ich in meiner Beschreibung der Einzelnheiten fortfahre, gebe ich dem Leser lieber erst ein ungefähres Bild des ganzen Landes; er findet sich dann leichter zurecht.

Ecuador ist ein Theil der früheren großen Republik Columbien, die fast den ganzen Norden Süd-Amerikas umfaßte, und vor noch nicht so langen Jahren in die drei Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador aufgelöst wurde.

Sieht man nun die Karte an, so fragt man sich allerdings: Weßhalb thaten das die Leute? weßhalb behielten sie nicht ein großes und dadurch mächtiges Reich, und zerstückelten sich dafür in so viele Splitter? Lernt man aber das Land selber kennen, und reist man erst gar darin, so springt Einem auch die vollkommen gegründete Ursache einer solchen Zersplitterung in die Augen, denn in einem so großen, von mächtigen Gebirgen durchschnittenen Reiche, in dem fast gar keine Verbindungswege bestehen, ließ sich eine wirkliche Regierung der einzelnen Theile durch die schlaffen Eingeborenen nicht aufrecht erhalten.

Selbst diese jetzt viel kleineren Distrikte können sich nicht friedlich einrichten, und nicht allein der Ehrgeiz oder die Geldgier Einzelner — wie damals in Ecuador — trägt die Schuld an den steten Revolutionen, sondern in vielen Fällen — wie vor Allem in Neu-Granada — die vollständige Unkenntniß der gerade Regierenden von einem großen Theil ihres Landes, dem sie Gesetze anpassen wollen, die sich wohl auf einen Distrikt, aber nie und nimmer auf alle anwenden lassen.

Ein anderer mißlicher Umstand ist der, daß noch von keiner dieser zahlreichen Republiken Süd-Amerikas die Grenzen fest bestimmt sind, und wenn

sie sich auch wirklich für kurze Zeit im Innern selber vertragen wollten, liegen sie sich fast immer gegenseitig in den Haaren. Ecuador macht davon keine Ausnahme, ja ist vielleicht in dieser Hinsicht einer der am Schlimmsten verwickelten Staaten. Nicht allein, daß im Westen die Grenze mit Brasilien vollständig imaginär ist, und dieses Land, während Ecuador die Grenzlinie bis zum 72. Grad westlicher Länge von Greenwich zieht, das ganze Territorium, das der Amazonenstrom östlich von den Cordilleren bewässert, für sich haben möchte, verlangt Peru im Süden beinahe zwei Drittel des ganzen Reichs, und streitet sich Ecuador im Norden noch mit Neugranada um die Inseln in der Mündung des dortigen Grenzflusses Mira — hat also vollständigen und genügenden Stoff für interessante Aufregung noch auf Jahrzehende.

Doch von der jetzigen Revolution später. Als sich die große Republik Columbien in diese verschiedenen kleineren auflöste, wurde die Staatsschuld derselben an England auf die verschiedenen Länder vertheilt, und Ecuador ist bis jetzt der einzige Staat, welcher Miene gemacht hat seine Schuld abzutragen. Es bot England nämlich für die 550,000 Pfd. St. Land an, und suchte dadurch in gar nicht unpraktischer Weise diese Last los

zu werden, während es zugleich seine eigene Bevölkerung hob, und das eigene Land werthvoll machte. In England wurden darauf Bonds für dieses Land ausgegeben, und eine Gesellschaft kaufte einen großen Theil derselben an. Deren Plan ist nun, außer verschiedenen Landstrecken im Innern und an der südlicher gelegenen Küste, vor allen Dingen den sehr günstig gelegenen nördlichsten Hafen Ecuadors, der in dem cedirten Land inbegriffen ist, in Angriff zu nehmen, und dessen Ufer zu bevölkern, dessen Küsten zu bebauen, wie sich die zahllosen Hülfsquellen des Landes dienstbar zu machen.

Die Gesellschaft selber besteht aus Engländern und Deutschen. Besonders sind verschiedene Deutsche im Directorium, und ihr größter Wunsch ist natürlich, die deutsche Auswanderung nach diesem Punkt Amerikas vorzugsweise hinzulenken. Ob sie das erreichen werden, muß die Zeit lehren; einen günstigeren Boden für die Speculation hat es aber wohl noch nirgends gegeben, und wenn die Sache nur mit tüchtigen Kräften und mit ein klein wenig gesundem Menschenverstand angegriffen wird, kann man ihr nur eine günstige Zukunft versprechen.

Ecuador selbst liegt recht eigentlich im Herzen

der tropischen Zone, denn der Aequator durchschneidet es. Der Pailon, der ziemlich die nördliche Grenze bildet, liegt etwa unter 1° 30′ nördlicher Breite, während die jetzige Südgrenze bis etwa 4° 30′ südlicher Breite hinab — oder vielmehr, wie man hier sagt, hinauf geht. Wind und Strömung sind nämlich im stillen Ocean, der die Westufer von Ecuador bespült, entschieden von Süd nach Nord, wie auch der Passat südlich von der Linie weht, wenigstens von Südost nach Nordwest. Wohin also die Strömung und der Wind gehen, heißt hinab, woher sie kommen, hinauf.

Von Peru an hat nun Süd-Amerika bis nach Cap Horn hinauf fast gar keine Flüsse, oder doch nur kleine Bergströme, die von dem schmelzenden Schnee der Cordilleren anschwellen und im Spätsommer zu seichten Bächen eintrocknen.*) Hier

*) Hierzu fand sich die Redaction der Allgemeinen Zeitung, in welcher ein Theil dieses Artikels abgedruckt war, bemüßigt, die folgende Anmerkung zu machen.

„Diese Behauptung müssen wir durchaus beanstanden, soweit sie Valdivia betrifft, über dessen außerordentlichen Wasser- und Strom-Reichthum die A. Z. wiederholt berichtete, und das als Colonisationsland für Deutsche wohl das zweckmäßigste an der Süd-Westküste Süd-Amerikas ist."

R. d. A. Z.

Die Redaction der Allgemeinen Zeitung, die Unschicklich-

dagegen, obgleich das Land zwischen den Cordilleren und dem Meere nur wenig breiter ist als weiter im Süden, erzeugt das feuchte Land, mit den dem Grund entsteigenden Dünsten, ganz ansehnliche Ströme, die breit und einladend in das Meer münden. Schiffbar sind sie freilich deßhalb immer nicht, oder doch nur auf kurze Strecken.

Auch der Pailon ist nur die breite, von verschiedenen Inseln erfüllte Bay jener Ausläufer; wenn aber auch die Mangrove den untern Theil desselben umgiebt, liegt im Osten desselben das reichste Land, und hier besonders ist die Heimath des Cacaobaums, der bis zu zwanzig und dreißig Fuß Höhe wächst und zahllose Früchte trägt.

---

keit einer solchen Bemerkung gar nicht in Betracht gezogen, hat dadurch nur ihre geographische Unwissenheit bewiesen, denn ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, daß große schiffbare Ströme nicht in einem Lande sein können, das kaum 25 Leguas breit ist. Wasser giebt es in Valdivia genug, das habe ich zu meinem Schaden selbst erfahren, und auch Flüsse, aber es sind Nichts weiter als Bergströme, nur kurze Strecken weit in das Land hinein schiffbar, während sie weiter oben von Stromschnellen und eingeworfenen Felsblöcken unfahrbar gemacht werden.

Daß Chile das zweckmäßigste Colonisationsland an der Süd-Westküste Süd-Amerikas ist, leugne ich gar nicht, auch wenn es dort wirklich nicht das *einzige Land* wäre.

Die Bewohner dieser Küsten sind eine tolle Mischlingsrasse von Spaniern, Indianern und Negern, und eine bestimmte Abstammung ist wirklich bei den wenigsten herauszufinden, die natürlich ausgenommen, wo sich die Indianer noch unvermischt erhalten haben. Einen solchen Stamm: die Cajapas, fand ich an der Tolamündung, prachtvoll gebaute, herrliche Menschen, mit dem langen straffen Haar der Rasse. Eine höchst eigenthümliche Thatsache ist es aber, daß sie, allerdings von kupferbrauner Haut, doch eine entschieden lichtere Farbe haben als ihre Brüder, sowohl im hohen Norden, als im tiefen Süden Amerikas. Die Blackfeet und die Sioux wie die Pampasindianer, die in einem gemäßigten, in Patagonien sogar in einem kalten Klima leben, sind weit dunkler, und die Färbung der Haut unter der heißen Sonne der Tropen, auf die eine Anzahl von Menschen pochen, um die Abstammung der Neger von Adam und Eva aufrecht zu erhalten, bekommt dadurch einen gewaltigen Stoß. Thatsachen belehren sie aber doch nicht, denn sie haben einen blinden Wahn, den sie Glauben nennen.

Die Sprache ist natürlich wie in ganz Süd-Amerika, mit Ausnahme Brasiliens, spanisch, und die Lebensweise so einfach, wie sie nur möglicher-

weise sein kann. Brod kennt man hier gar nicht, ausgenommen ein weniges dann und wann, das gelegentlich von Esmeraldas oder Tomaco herüberkommt. Die Banane (Pisang, Platane) vertritt hier, wie auf den Südinseln die Brodfrucht, Brodesstelle, und wird auf die verschiedenste Weise zubereitet, am Meisten aber noch nicht völlig reif und gebacken gegessen. Dazu halten sie sich etwas Rindvieh und Schweine, von denen sie gelegentlich ein Stück schlachten, und leben außerdem von Fischen, von denen die Bay eine Masse der besten Arten liefert. Dann und wann gehen sie auch wohl mit ihrer Lanze oder einer alten Muskete und ein paar Hunden auf die Jagd; im Ganzen scheint ihnen aber diese Art des Broderwerbs zu beschwerlich.

Noch thatsächlicher tritt diese Faulheit in dem kleinen Orte selbst zu Tage, denn in einem Lande, wo man die Saat wirklich nur in den Boden zu stecken braucht, um den reichsten Ertrag zu erzielen, hat kein einziges der Häuser einen kleinen Garten, und nur eine einzige Cocospalme steht in dem ganzen Orte, wo es weiter Nichts bedurft hätte, als die Nuß einen Fuß tief in die Erde zu graben.

Es ist ein altes Sprüchwort, daß ein Mensch nicht vergebens auf der Welt gewesen sei, wenn er einen

einzigen Baum gepflanzt. Ich habe in St. Lorenzo, ehe ich den Platz wieder verließ, doch wenigstens vier Cocospalmen gepflanzt.

Quito ist die eigentliche Hauptstadt des Landes, und dort bestand damals ein sogenanntes gobierno provisorio aus drei Präsidenten oder Directoren. Mit diesen war der gutgesinnte Theil der Bevölkerung, denn diese Leute wollten keinen „Soldatenstaat," sondern nur eine Civilregierung und Hebung des Ackerbaus und der Gewerbe. General Flores war der Generalfeldmarschall dieser Partei, während General Franco in Guajaquil, von dem Peruanischen Präsidenten Castilla dabei unterstützt, dem Staat Quito den Krieg erklärt hatte und offen dabei heraussagte, daß er weder Wissenschaft noch irgend etwas Anderes der Art brauche, sondern einen Soldatenstaat haben wolle.

Guajaquil selber schien diesen Ehrgeiz keineswegs zu theilen. Franco hatte aber eine Menge Gesindel zusammengelesen, das sich in der ruhigen Republik zu langweilen schien, und erklärte sehr gemüthlich: er wolle dem Lande den Frieden bringen und die Bewohner glücklich machen, indem er die eine Hälfte derselben durch die andere todtschlagen ließ.

So Haß und Unfrieden, Zwietracht und Bür-

gerkrieg überall, und wie Noth that doch gerade diesem Lande der Frieden, das, selbst mit den unermeßlichen Hülfsquellen und Schätzen seiner Landstriche und Gebirge, in den letzten hundert Jahren nicht die geringsten Fortschritte gemacht, ja eher, wenn das möglich wäre, zurückgegangen ist. So liegt die alte Stadt Esmeraldas, von dem fruchtbarsten Lande, von Gebirgen umgeben, die reiche Schätze bergen, noch mit ihren zwanzig elenden Bambushütten, wie sie vor zweihundert Jahren erbaut wurde, und was könnte aus dem Lande geworden sein, wenn sich die anglo-sächsische Rasse desselben bemächtigt hätte — was wird daraus werden, wenn selbst jetzt noch eine thätige, betriebsame, unternehmende Bevölkerung einrückt, und die Schätze ausbeutet, die hier überall zu Tage liegen. Wunderbare Veränderungen werden dann mit diesem Lande vorgehen, und die jetzigen Bewohner desselben wohl eben so staunen, als die eben so lässigen californischen Spanier staunten, als Schiff nach Schiff die fremden Einwanderer an ihre Küste warf.

Ist aber erst einmal eine tüchtige europäische Bevölkerung hier ansässig, dann hören auch von selber diese lächerlichen und doch für den Einzelnen so traurigen Revolutionen auf, die jetzt alle Augen-

blicke die Bevölkerung entzweien, und nicht allein den Arbeiter seiner Thätigkeit entziehen, sondern auch stets mehr oder weniger Menschenleben kosten. Für den dabei uninteressirten Zuschauer hat es allerdings etwas Komisches, die verschiedenen zusammengelaufenen Armeecorps, die gewöhnlich aus sieben bis zwanzig Mann bestehen, zu beobachten; aber die Leute tragen Gewehre, die nicht allein manchmal losgehen, sondern auch zu Zeiten platzen; und was haben die armen unglücklichen Menschen gethan, die, mit nicht dem geringsten Ehrgeiz für sich selber, einer „Idee" zufolge (wenn wir eine Sache von Thaler, Groschen und Pfennig so nennen wollen) derartigen Gefahren preisgegeben werden.

„Das Kaiserreich ist der Friede" — sonderbar, daß dieses Motto jetzt über die ganze Welt verbreitet scheint, denn überall schlagen sich die Nationen, überall ist Unfriede und Revolution, überall keimt der Same, den dieses „große Wort" über die Welt gestreut hat. „Das Kaiserreich ist der Friede."

Doch jetzt nach St. Lorenzo zurück, wo wir noch eine Menge angenehmer Bekanntschaften zu machen haben — und was für ein wunderliches Völkchen lebte dort! — Ueberhaupt, wie rasch wechseln die Schicksale im Leben und werfen uns

arme Menschenkinder toll und rücksichtslos aus einer Ecke in die andere.

Heute noch in dem freundlichen Thüringen, auf der wundervollen Rosenau, von allen Bequemlichkeiten, ja manchem Luxus der Civilisation umgeben, und sieben Wochen später als Hausbesitzer in St. Lorenzo, einem der entferntesten Winkel des Erdballs, den auf der Karte zu finden der Leser sich nur unnütze Mühe geben würde.

Hausbesitzer in St. Lorenzo; vor meiner Thür — eine Thür habe ich eigentlich gar nicht — steigt und fällt die Fluth, ich koche mir meinen eigenen Kaffee, fange meine eigenen Fische und thue genau so, als ob ich auf der ganzen Welt keinen Menschen weiter hätte, der mich etwas anginge.

St. Lorenzo liegt am Pailon etwa 1° 30′ nördlicher Breite und ungefähr 78° westlicher Länge von Greenwich (denn ich bin einmal nicht mehr gesonnen, mich dem alten deutschen und faulen Schlendrian zu fügen, und nach Ferro zu rechnen, das nur noch die deutschen Landkartenkünstler kennen).

Soweit die Länge und Breite. Sonst liegt St. Lorenzo an einer reizenden Bay, in welche eine Menge aus den Cordilleren kommende kleine

und klare Bergströme münden, und es hat den reichsten und fruchtbarsten Boden um sich, den man sich auf der Welt nur denken kann.

Allerdings liegt es ebenfalls an der Grenze der Manglaren oder Mangrovesümpfe, die seine, es vom Meere trennenden Inseln füllen. Diese Manglarensümpfe scheinen aber keine ungesunden Dünste auszuathmen, denn sie werden zweimal täglich von der See bedeckt und rein abgewaschen, und können deßhalb keine schädlichen Miasmen entwickeln.

Dicht dahinter liegt aber auch höheres Land, mit einer Vegetation bedeckt, durch die man weder hinkriechen, noch die man beschreiben kann. Hier mögen die Leute herkommen, die Urwald zu sehen wünschen, oder gar eine Sehnsucht haben, im Urwald spazieren zu gehen. Ich bin doch wahrhaftig schon in mancher Wildniß umhergewandert, aber man kann die Romantik auch übertreiben, denn so Etwas von Wurzeln, Stämmen, Dornen, Schlingpflanzen, Sumpflöchern und Lagunen ist mir noch nicht leicht vorgekommen.

St. Lorenzo hat etwa 18 Häuser, auf einem Platz zerstreut, der, mit mäßiger Eintheilung, recht gut zweihundert tragen könnte. Dabei ist der Zwischenraum aber keineswegs mit Gärten, son-

dern nur mit Kühen, Hunden, Schweinen, Hühnern, und halb oder ganz nackten Kindern ausgefüllt, die sämmtlich rücksichtslos durch den nassen Boden herüber und hinüber waten. Einzelne Fruchtbäume stehen allerdings hier, besonders viele, mit delikaten Früchten bedeckte Orangen, sonst ist aber nur eine einzige tragende Cocospalme auf dem ganzen Platze zu finden, weil die Leute zu lästerlich faul sind, selbst nur eine Nuß in die Erde zu graben.

Die Häuser sind so einfach wie dem Klima angemessen gebaut und stehen alle auf sechs bis acht oder zwölf, etwa zehn Fuß hohen Pfosten, und Bambusleitern, oder noch viel häufiger nur eingekerbte Stämme, die an dem schwanken Fußboden lehnen, dienen Menschen, Kindern und Hunden zu Treppen, die belle etage zu erreichen. Es ist besonders erstaunlich, welche Geschicklichkeit die Hunde entwickeln, an diesem Beförderungsmittel nicht allein hinauf, sondern auch herunter zu laufen. Ich würde sagen, sie klettern wie die Katzen, wenn eine einzige Katze im ganzen Orte wäre, einen solchen Vergleich zu gestatten.

Die menschlichen Bewohner sprechen Spanisch, lassen sich aber sonst von jeder nur erdenklichen Rasse ableiten, und hätte jeder Farben t o n auch

einen Klang, so könnte das volltönendste Instrument daraus zusammengestellt werden. Jedenfalls trägt die Kaukasische, Aethiopische und Amerikanische Rasse die Urschuld an der jetzigen Bevölkerung.

Doch auf die Bewohner kommen wir später zurück, und wollen uns jetzt erst einmal eine der Wohnungen etwas näher betrachten.

Vorsichtig auf in den Schlamm fest getretenen Stücken Bambus und Holz, Cocos- und Calebassenschalen und Rindenstreifen haben wir die Treppe — das heißt den eingekerbten Baumstamm erreicht, und sangen nun erst unten: Ave Maria oder etwas Aehnliches, worauf von oben die Antwort purissima oder eine andere Gebetformel folgt, was theils als Gruß, theils als Erlaubniß gilt, den Platz zu betreten.

Mit der Erlaubniß sind wir aber noch nicht oben, denn der Pfahl ist nichtswürdig schlüpfrig, und liegt nicht einmal fest, so daß schon eine Art Turner dazu gehört, glücklich hinaufzukommen. Oben angelangt steigen wir dann erst über zwei oder drei kleine Kinder hinweg, die nackt und ungewaschen überall herumliegen, und hier kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich in meinem ganzen Leben — selbst nicht im Sächsischen Erz-

gebirge — mehr kleine Kinder gesehen habe, als in St. Lorenzo. Weniger als fünf findet man in keinem Hause, und das Wunderbare dabei ist, daß sie alle von einem Alter scheinen. Wenn das so fortgeht, nicht mehr als die übliche Zahl stirbt, und keine bedeutende Auswanderung stattfindet, so kann man recht gut berechnen, daß in hundert Jahren St. Lorenzo etwa 250000 Einwohner zählen muß.

Kinder liegen überall, kriechen am Boden, schaukeln in Hängematten, saugen an ihren Müttern oder an den eigenen Fingern, werfen Calebassen mit Trinkwasser um, ärgern die Hunde und liegen fortwährend am äußersten Rande des Bodens, wo es aussieht, als ob sie jeden Augenblick hinabstürzen müßten. Selbst in den nur aus Palmenrinde gelegten Fußböden sind überall Löcher, durch die sie mit größter Bequemlichkeit rutschen könnten, und die Leiter oder der Baumpfahl scheint eben so bereit zu ihrem Gebrauch, wie für den der Hunde und Erwachsenen. Nichtsdestoweniger kümmert sich kein Mensch um sie, man hört auch nie, daß eines wirklich hinabgefallen sei — oder wenn das wäre, daß es Schaden genommen hätte, und die Mütter gehen zum Wasserholen oder fahren in die Bay hinaus, Austern zu suchen, und

überlassen die Würmer ruhig sich selbst und ihrem Schutzgeist, der hier jedenfalls alle Hände voll zu thun hat.

In der Stube selber — die das ganze Haus einnimmt — sieht es wunderlich genug aus. An ein Ameublement ist natürlich nicht zu denken, man müßte denn hie und da einen niedrigen Tisch und ein paar Stücken Holz dazu rechnen, die zu Sitzen dienen. Wände existiren ebenfalls nur in einzelnen Fällen, und dann zwar aus gespaltenem Bambus oder eben solcher Palmenrinde. Die Luft hat überall freien Durchgang, und nur das Dach ist mit zusammengeschnürten Palmenblättern fest und dicht gedeckt, um nicht auch noch den fluthenden Regen von oben hereinzulassen.

Auf ein paar Querstangen von Bambus, in der Mitte des Hauses, liegen einige Harpunen und Angelruthen, auch wohl ein paar breit geschnitzte Ruder, dazwischen steckt eine macheta — ein langes breites Messer, das zum Lichten der Waldung und zu verschiedenen anderen häuslichen Bedürfnissen dient, drei oder vier Hängematten schwingen überall im Wege, einige sehr kleine Holzkisten stehen an den Seiten, und die innere Einrichtung, mit einem eisernen Topf und sechs bis acht Calebassen, die auf einem rohen Koch-

heerd ihren Platz haben, ist fertig. Eine Art Balkon darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, der, kunstlos bis zum Aeußersten, zu Jedem dient, was in irgend einer Haushaltung vorkommen kann. Dort liegen Calebassen- und Austerschalen, Bananenreste, getrocknete Fische, Orangenschalen, Nachttöpfe, Wischtücher und vorräthige Früchte in malerischer Unordnung durcheinander, und — aber es geht wahrhaftig nicht — ich kann mich nicht weiter auf diese Schilderung einlassen. So viel darf ich aber sagen, daß mir der Schmutz und Unrath in diesen Wohnungen menschlichen Fleißes zu arg wurde, und ich mich den Nächten mit Kinderschreien, Hundebellen und allen möglichen anderen Aufregungen dadurch entzog, daß ich mir eben ein eigenes Haus kaufte.

Uebrigens setzte ich die Eingeborenen in Erstaunen, als ich dasselbe bezogen und meinen Schreibtisch hergerichtet hatte, denn dort drüben wäre es nicht möglich gewesen, auch nur eine Zeile zu schreiben. Da die Burschen auf der Gotteswelt Nichts zu thun haben, als die Woche vielleicht zweimal Bananen zu holen und eine Stunde des Tages Fische oder Austern zu fangen, war ihnen meine Arbeit etwas Neues, und sie machten Anstalt, sich bei mir stetig einzuquartieren. Daß sie mir dabei überall den

Boden bespuckten, verstand sich von selbst, und ich überraschte sie einigermaßen, als ich sie ohne Weiteres zur Bude hinausjagte. Ich erklärte ihnen dabei, daß ich dies Haus genommen habe, um vollständig allein zu sein, und wenn sie mich besuchen wollten, möchten sie einmal kommen, wenn ich nicht zu Hause wäre. Als ich das mit drei oder vieren gemacht, ließen sie mich in Ruhe. Es ist schlimm genug, auf einem rollenden Faß zu sitzen und seine Gedanken zu sammeln, es fehlte noch, daß man sich über die faulen Bengel ärgerte.

Die kleine Stadt hat übrigens den Vortheil, daß in ihr nicht ein einziger Laden, überhaupt gar Nichts auf der Welt für Geld oder gute Worte zu haben ist — agua ardiente ausgenommen, die ein Menschenfreund von Tomaco von Zeit zu Zeit herüberschafft, und für einen Viertel-Dollar drei Viertel-Flaschen verkauft. Die Leute leben dafür aber auch wirklich wenig besser als die Indianer, und daß sie dem Namen nach Christen sind, macht darin natürlich keinen Unterschied. Die Banane ist das tägliche Brod, das auf die verschiedenste Weise zubereitet wird; dazu essen sie dann und wann etwas Reis, wenn sie ihn haben, Fische, Austern, Muscheln und was sie sonst an Wild mit ihren Schrotflinten erlegen können —

und das ist wenig genug. Sie halten sich allerdings Hühner, das scheint aber nur mehr zum Staate zu sein, denn einen wirklichen Nutzen habe ich noch nicht daraus ziehen sehn. Natürlich lebe ich jetzt so einfach wie sie: Morgens Austern und Reis zusammengekocht, was gar nicht so übel schmeckt, dazu eine gebackene Banane und eine Tasse Chocolade. Der Cacaobaum wächst wild in Ecuador — wild aber natürlich nur sehr vereinzelt, und zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes haben es erst sehr Wenige gebracht. Zuckerrohr, Kaffee, Vanille, die verschiedensten Arten von Gewürzen, kurz Alles, Alles, was die Vegetation nur Kostbares auf der Erde erzeugt, könnten sie hier mit der größten Leichtigkeit bauen, und thun gar Nichts auf der Gotteswelt, als daß sie sich, vom Hunger getrieben, ein paar Fische fangen. Es ist das traurige Bild einer heruntergekommenen Rasse, die, wenn es auch hier nicht den Anschein hat, als ob sie ausstirbt, doch jedenfalls dereinst einer anderen weichen muß, denn eben so viel Recht wie d i e s e Menschen, hat auch der Indianer der Wälder, das Land für seine Jagdgründe zu beanspruchen, und welcher civilisirte Staat nimmt noch auf einen Indianer Rücksicht?

Und dennoch hat dieses kleine Nest einen Vor=

zug vor manchem andern Orte — keine der drei Facultäten ist hier vertreten, keine Zeitung, keine Polizei, kein Magistrat, nicht einmal ein Geheimer Rath ist hier, — was will man mehr? Da ist jedenfalls Hoffnung für eine glückliche Zukunft.

Ich sagte vorher, daß die Häuser keine Gärten haben; darin finden jedoch Ausnahmen statt, das heißt hier und da ist auf Pfählen ein altes, unbrauchbar gewordenes Canoe aufgestellt und mit Erde gefüllt worden, in dem einige Zwiebeln und dann und wann auch ein paar Blumen wachsen. Weder Zwiebeln noch Blumen sollen nämlich, einer Unzahl kleiner Ameisen wegen, hier in der Erde gezogen werden können. Hängende Gärten der Semiramis — spreche Einer von den sieben Wundern der Welt, der Ecuador noch nicht gesehen hat!

Der Gesundheitszustand war dazu, wie schon vorher erwähnt, vollkommen befriedigend und doch — wäre Jemand an dem Tage, an welchem ich mein Haus bezog, nach St. Lorenzo gekommen, so würde er geschworen haben, daß dieser kleine Ort das größte Fiebernest der Welt sei. In allen Häusern lagen aber nur die Männer krank am Fieber nieder, und schienen mit verbundenen Köpfen und geschlossenen Augen geduldig ihrer Auflösung entgegenzuharren. Am nächsten Tage

waren sie aber Alle wieder gesund wie die Fische, und Einige ruderten sogar noch vor Tagesanbruch mit einer Kraft und Ausdauer über die Bay, als ob ihr Leben davon abhinge.

Das Räthsel ist leicht gelöst, denn nicht das Fieber, sondern die Revolution lag ihnen in den Gliedern, wenn ich gleich damit nicht gesagt haben will, daß auch nur irgend Einer von ihnen eine selbstständige politische Meinung gehabt hätte. Sie wollten nur eben nicht Soldaten spielen, und da Franco die Leute zu Kriegern pressen ließ, entzogen sie sich dem mit derselben Energie, wie sie sich einem gleichen Ansinnen des General Flores entzogen haben würden.

Eine solche Werbetruppe des General Franco war hier eben eingetroffen.

Mir gerade gegenüber, in einem auf Pfählen errichteten Hause ohne Wände, Thür, Fenster und Dach, lagerte und exercirte die Truppe von sieben Mann und einem Officier, warb für die gute Sache und wartete auf die Unterstützung von Tomaco. Die Leute hier hatten aber nicht die geringste Lust, nach Esmeraldas in die Schlacht zu ziehen, und als gütliches Zureden Nichts half, wurden sie ernstlich krank. Wie die Fliegen lagen sie umher, und erst als die sieben Soldaten sämmtliche Canoes

des Ortes zusammenholten und unter ihrem Fort auf's Trockne zogen, wurden sie für ihre Sicherheit besorgt. Einzelne flüchteten in den Wald, den Abmarsch der kriegerischen Schar zu erwarten, Andere griffen zu einem noch verzweifeltern Mittel und stahlen ihre Canoes unter den Augen der Schildwache selbst weg, und als den einen Abend Ordre kam, daß die Verstärkung vom Pailon zur Hauptmacht stoßen solle, waren nur noch fünf Mann, den Officier eingerechnet, übrig, und eben genug, eine zum Proviant bestimmte Kuh mit fortzuführen. Die Berichte, die wir dazu von der Mündung erhielten, wo ein paar Häuser, St. Pedro genannt, liegen, lauteten ebenfalls nicht ermuthigend, denn statt der erwarteten 200 Mann waren nur 12 Mann eingetroffen.

Das Resultat dort blieb ebenfalls nur ein sehr geringes. Sie verzehrten die Kuh, die sie mitgenommen, und kehrten, als sie einsahen, daß eine *solche* Streitmacht doch nicht gut eine feindliche Stadt überfallen könne, ruhig in den Kreis ihrer Familien zurück.

Die Scenerie ist prachtvoll; überall ragen aus dem Wald die herrlichsten wild wachsenden Palmen hervor, ihre Stämme stecken aber in einem solchen Dickicht von anderer Vegetation, daß sie,

selbst an der Wurzel abgehauen, an vielen Stellen mit dem besten Willen nicht einmal umfallen könnten. Beim Lichten des Waldes muß dann auch erst einer jener riesigen Stämme die Bahn brechen, der in der Wucht seines Falles alles Uebrige rücksichtslos mit zu Boden reißt. Man darf überhaupt in der Welt nicht zu viel Rücksichten nehmen, wenn man sich Bahn brechen will.

Dicht um das Wasser her nimmt fast nur der Mangrovebaum mit seinen wunderlichen Wurzeln den Raum in Anspruch. Manche von diesen alten riesigen Bäumen habe ich gesehen, die genau so aussehen, als ob sie die Wurzeln in die Höhe und die Aeste auf den Boden streckten, denn ihre Stämme berühren gar nicht, oft nicht einmal mit einem Hauptwurzelarm, den Grund, sondern stehen, von unzähligen Fasern und Auszweigungen getragen, wie frei in der Luft. Unter diesen bogenförmigen Abzweigungen der Wurzeln, die mit einem undurchdringlichen Gewirr schlammbedeckter Fasern und Aeste den Boden bedecken, wächst und wühlt die Fluth, und läßt in der Ebbe den Grund darunter, wie eben so viele Höhlen, nackt und bloß. Aber die ganze Natur lebt und webt dabei, und wie aus allen Richtungen her ein wildes Gewirr von Vogelstimmen an

des Jägers Ohr tönt, der mit leisem Ruderschlag sein Canoe durch diese Wasser lenkt, so ist auch fast keine Mangrovewurzel, die nicht ihre wunderlichen Bewohner in Gestalt der verschiedensten buntfarbigen und schwarzen Krabben hat. Die Fische stellen diesen Thieren nämlich gierig nach, und die Krabbe, die zur Ebbezeit ein höchst gemüthliches und beschauliches Leben unter den verschiedenen schlammigen Schlacken am Ufer führt, oder auch ihre besonderen Privatlöcher an der steilen Lehmbank hat, ist genöthigt, ihre Zuflucht bei Fluthzeit zu den niederhängenden Schößlingen der Mangrove zu nehmen, um an diesen aufwärts ihren gefräßigen und schnellen Feinden zu entgehen. Seitwärts sieht man sie überall daran auf- und ablaufen, und die Fischer nehmen sie als leichte Beute in Beschlag, ihre Angeln mit ihnen zu ködern.

Die Bay ist übrigens außerordentlich fischreich, und große vortrefflich schmeckende Austern kommen in der Ebbe überall zu Tage, Jedem offene Tafel gönnend, der Lust hat, sie zu öffnen und zu verzehren.

Die Inseln, die der auslaufende Strom bildet, sind allerdings nur meist niedere Mangrovesümpfe, hier aber schon am Pailon fängt das höhere Land

an, und dehnt sich in einer fruchtbaren, aber noch wasserreichen Ebene bis zu den nächsten, nicht sehr fernen Abzweigungen der Cordilleren aus.

Da ich übrigens glücklicher Hausbesitzer eines auf neun Pfählen, wie auf einem Kegelspiel stehenden Hauses oder Wigwams, also damit auch Bürger von St. Lorenzo geworden, war ich auch im Stande, das dortige Stillleben (fünf und zwanzig Kinder schrieen die ganze Nacht, sechs und dreißig Hunde bellten, und man hörte sie alle) genau kennen zu lernen, und den Leser wird es vielleicht interressiren, eine kurze Skizze, vom Gesichtspunkt eines civilisirten Menschen aus, zu durchblättern.

Trotz meiner, übrigens nicht bedeutenden Civilisation, war ich auch schon vollkommen Indianisch eingerichtet, und denk' ich jetzt zurück, seh' ich jetzt den Platz noch bis zu dieser Stunde vor mir. Auf den Bambusstäben, die meine Decke bilden, liegen meine Harpune, meine Angelruthe und mein Ruder. Die Doppelbüchse hängt mit Teleskop und Bergstock an einem Pfahl, denn eine richtige Wand habe ich eigentlich nicht, und unten vor dem Hause an einem Bastseil liegt mein Canoe. Vier Calebassen für Wasser, ein eiserner Kochtopf mit einem Chocoladenkocher, ein Teller, eine

Tasse und ein hölzerner Löffel bilden mein Kochgeschirr, einige getrocknete Fische und eine Calebasse mit Reis, wie ein Korb mit Orangen, eine reifende Fruchttraube der Banane, und ein Dutzend grüner Cocosnüsse meinen Speisevorrath, und mein Schreibtisch ist einer jener nichtswürdig niedrigen, kaum fußhohen Tische, die hier Mode sind, auf ein halb durchgehauenes Canoe gestellt, mit einem halben Eimerfaß als Stuhl. Die andere Hälfte des Canoes wurde nämlich dazu verwandt, einen Indianer zu begraben, der aus irgend einem Grunde gestorben war. In seiner Hälfte modert er jetzt, auf meiner schreibe ich nach Deutschland — so ungleich sind die Schicksale in der Welt vertheilt.

Eigentlich ist es ein wunderbares Volk, das diese Küsten bewohnt — ein Mischlingsstamm aus Spaniern, Indianern und Negern — und hätte Aehnlichkeit mit den Südseeinsulanern, wenn die Verhältnisse nicht so ganz verschieden wären. Der Südseeinsulaner arbeitet nämlich nicht, weil ihm die Natur Alles bietet, was er zum Leben braucht, und die Brodfrucht ihm in den Mund wächst. — Der Ecuadorianer arbeitet ebenfalls nicht, aber trotzdem, daß ihm die Natur keine Brodfrucht über die Nase hängt. Er hat Nichts zu essen,

aber das genirt ihn nicht im Geringsten, und nur im äußersten Nothfall schlendert er hinaus in seinen Bananengarten, den er einmal vor Jahren anlegen mußte, wenn er nicht verhungern wollte, oder fängt ein paar Fische für sich und die Seinen; das ist Alles. Woher er seine Kleider bekommt, ist ein Räthsel, das nur die Kaufleute in Esmeraldas und Tomaco zu lösen wissen, denn dort sollen alle diese Leute Summen schuldig sein, und nur wie ihnen Jemand borgen konnte, begreife ein Anderer.

Natürlich sind sie abergläubisch, und der Mond spielt bei ihnen eigentlich die Hauptrolle. Nichts geschieht, wenn der Mond nicht, wie sie meinen, passend dazu am Himmel steht; und wie sie das wissen, ist mir ebenfalls ein Räthsel, denn der Himmel ist das ganze Jahr bewölkt, und ein Kalender existirt im ganzen Neste nicht.

Zu kaufen ist hier gar Nichts, außer dann und wann einmal eine Flasche Agua ardiente oder Syrup, die eine einzige Frau hier aus einem kleinen Feld mit Zuckerrohr verarbeitet. Sie besitzt auch 3 Pfd. weißen Zucker, für den sie 3 Real das Pfund — 1/2 Thlr. — verlangt, und da ihn Niemand kauft, wird sie ihn selber verbrauchen müssen.

Eines Tages hatte ich gar Nichts im Haus zu essen und konnte, des ewigen Regens wegen, nicht auf die Jagd gehen. Im ganzen Orte war dabei kein Fisch, keine Banane zu kaufen, und zur Verzweiflung getrieben, beschloß ich endlich eines der hier zahlreich herumlaufenden Hühner käuflich an mich zu bringen. An welches Haus ich mich aber auch wandte, es war keines zu bekommen. „No hay, Sennor," lautete die stete Antwort — „wir haben keine." Aber wem gehören die alle, die hier herumlaufen? — „Quien sabe?" sagten sie achselzuckend — dies verzweifelte Quien sabe, das mich schon in Californien so geärgert hatte! Aber ich war hungrig und fest entschlossen, diesmal mich nicht abweisen zu lassen. Ohne deßhalb ein Wort weiter zu verlieren, ging ich zu meinem Haus, nahm meine Büchse und schritt der nächsten Wohnung zu, wo ich die meisten Hühner versammelt fand. „Was wollen Sie thun, Sennor?" fragte die eine Frau erschreckt. „Eines der Hühner schießen," erwiederte ich, „der Eigenthümer wird sich dann ohne Zweifel melden." —

Das half — der Eigenthümer meldete sich — ehe ich die Büchse am Backen hatte, in Person der alten fetten Donna selber. Sie bekannte sich als die Besitzerin der Hühner und verkaufte mir

jetzt ohne Murren eines derselben, mit dem mein Blutdurst gestillt war.

Eine andere höchst schwierige Sache ist es hier, Chocolade zu bekommen, obgleich man Ecuador das Vaterland des Cacaobaumes nennen kann. Der Indianer, der in der anderen Hälfte des Canoes liegt, hat eine große Anpflanzung von mehr als tausend Bäumen hinterlassen, und kleinere Cacaogärten liegen an verschiedenen Stellen. Cacao ist auch genug zu bekommen, aber keine Chocolade, die von den Frauen hier zwischen Steinen gerieben oder „gemahlen“ wird. Was sie nothdürftig für sich brauchen, mahlen sie allenfalls, mehr nicht, obgleich man ihnen gern das Pfund mit 2 Realen 10 Sgr. bezahlt. Den Cacao selber sammeln sie auch natürlich mit dem Mond.

Die Frau des Mannes in dem halben Canoe monopolisirt außerdem fast den Verkauf, das heißt sie ist die Einzige, die dann und wann mehr macht, als sie selber braucht, und mit keinem Brocken mehr im Haus ging ich zu ihr. „Ja, ich will mahlen,“ sagte sie, „wenn ich „trockene Bohnen“ hätte, aber no hay.“ — Gut, trockene Bohnen waren, wie ich wußte, zu bekommen. Ich ging zu einem anderen Haus, kaufte zwei Pfund und brachte ihr dieselben, die sie am nächsten Tage zu mahlen ver-

sprach. Da ich wußte, was auf derlei Verspre-chungen zu geben ist, setzte ich meine Bemühungen fort, und es gelang mir richtig, ein Pfund Chocolade für den augenblicklichen Bedarf aufzutreiben. Zwei Tage später begleitete ich den Englischen Ingenieur als Jäger in die Berge, wo ich nur zwei bis drei Tage bleiben wollte, aber neun Tage ausblieb, und mein erster Gang war, nach meiner Rückkunft, zu der Frau, die Chocolade abzuholen. — „Ja, ich wollte gern mahlen," sagte sie, „aber es giebt keine trockene Bohnen." — „Den Henker auch," rief ich, „ich hab' Dir ja selber zwei Pfund gebracht." „Ja, das ist wahr," erwiederte sie mit voller Gemüthsruhe — „die hab' ich freilich selber aufgebraucht — so wie aber der Mond gut ist, gehe ich hinaus und sammele andere," — und da soll der Mensch nicht fluchen.

Die Häuser stehen hier, wie schon gesagt, auf Pfählen, und zu Treppen dienen fast einzig und allein roh eingekerbte Baumstämme — für meine Treppe ebenfalls, von der ich, trotzdem, daß ich das Haus schon vier Wochen hatte, erst dreimal hinuntergefallen war. Erstaunlich ist es aber, welche Fertigkeit Kinder, Hühner und Hunde besitzen, diese Verkehrsmittel hinauf- und hinabzulaufen. Besonders die Hunde visitiren Abends die

verschiedenen Häuser, irgend eßbare Gegenstände zu finden, und überraschen nicht selten den glücklichen, in seiner Hängematte liegenden Besitzer durch eine kalte, in seine Hand geschobene Nase.

Zweimal ist es mir auch passirt, daß ich Nachts andern Besuch bekam. Einmal wach' ich auf und höre, wie sich irgend Jemand in meinem Hause äußerst lebhaft mit einem andern unten befindlichen Individuum unterhält. Ich springe aus der Hängematte und frage, in der Stockdunkelheit, wer da ist. „Ich bin's," sagte eine, natürlich vollkommen fremde Stimme. — „Und zum Teufel, wer ist der ich?" — „Oh, ich wohne in San Pedro und habe mich verirrt — ich will jetzt hier schlafen." —

Nun ist es aber Sitte, daß Niemand ein fremdes Haus betritt ohne den Ruf Ave Maria, worauf er eine Antwort des Besitzers oder Inwohnenden abzuwarten hat — noch dazu bei Nacht. Der Bursche war aber gegen alles Völkerrecht in voller Dunkelheit zu mir heraufgeschlichen, und ich jagte ihn deßhalb, trotz des niederfluthenden Regens, ohne Erbarmen wieder hinaus; naß war er doch einmal.

Kurze Zeit vorher war mir Aehnliches passirt, und ich zog von da an meinen Baumpfahl Abends

vor Schlafengehen wie eine Zugbrücke herauf — aber selbst das ist kein Schutz.

Eines Tages hatte ich mir einen Peon gemiethet, am nächsten Morgen eine kleine Wanderung vorzunehmen. Am dem nächsten Morgen goß es aber, was vom Himmel herunter wollte, und der Peon kam mit Tagesgrauen, mich zu fragen, ob wir trotzdem gehen wollten. Der eingekerbte Stamm war noch heraufgezogen; das genirte ihn jedoch nicht im Mindesten. Wie eine Katze kletterte er an dem Eckpfahl herauf, legte sich mit beiden Armen auf die Diele und sagte: „Guten Morgen, Sennor — es regnet.“

Die sechzehn oder achtzehn Häuser des kleinen Ortes liegen zerstreut auf dem vielleicht zehn Acker großen Bauplatz von St. Lorenzo; da aber Alles offen oder nur durch Bambusstäbe ein klein wenig vor dem Blick der Nachbarn geschützt ist, so bildet der ganze Ort gewissermaßen eine Familie, in der Jeder genau weiß, was in dem Nachbarhause passirt. Kein Kind kann husten oder schreien, kein Hund bellen, ohne daß es sechzehn Häuser stört. Nachts hört man die Unterhaltungen aller Orten, und die Marimba, das Lieblingsinstrument der Eingeborenen, klimpert in Einem fort. Diese entsetzlichen Inst umente sind

nie rein gestimmt, selbst von der Geburt an, und da sie Niemand verderben kann, hat der Vater kaum die Klöppel hingelegt, als sie der Sohn schon wieder aufnimmt und weiter hämmert. Die Melodie, die sie zu ihrem nicht ungraciösen Tanze benutzen, bewegt sich in drei oder vier Tönen, und nur die Ausdauer ist dabei zu bewundern, mit der sie oft zehn und zwölf Stunden lang ununterbrochen in Gang gehalten wird. Die Begleitung dazu bildet eine Art Trommel, oder in Ermangelung dieser irgend ein Kasten, der im Tact mit den Fäusten gestoßen oder gehämmert wird.

Im Walde giebt es einen Vogel, der eine ähnliche Melodie pfeift, und sie nennen ihn den Marimbero.

Die Cajapas-Indianer fabriciren auch eine Art von Guitarre, die sie, wie ein Canoe, aus einem einzigen Stück Holz sehr geschickt aushöhlen. Ein Mann hier im Orte, derselbe, der mir mein Haus verkaufte und eine Art von Zimmermann oder Kunsttischler ist, versuchte etwas Aehnliches. Er nahm einen ziemlich harten Baumstamm, und hackte wirklich, mit anerkennungswerther Ausdauer, die Form einer Guitarre heraus, als er aber dazu kam, das Ding auszuhöhlen, gab er es in Verzweiflung auf, und es liegt jetzt vor meiner „Treppe"

als „Schlammstufe", während ich mir acht Tage vergebens den Kopf darüber zerbrach, zu was der wunderliche Holzblock eigentlich bestimmt gewesen.

Nur eine einzige Guitarre ist im Orte, die leidlich gespielt wird, aber einige musikalische Frauen haben wir hier, und in stiller Nacht erhebt sich manchmal plötzlich aus der einen oder der anderen Ecke eines der wunderbarsten Gequitsche, das menschliche Einbildungskraft je Gesang genannt hat. Die eine Frau — sie wohnt nur zwei Häuser von mir, und ich kann sie vollkommen deutlich hören — ist besonders komisch darin, denn sie hat stets den Schlucken, was sie aber keineswegs am Singen hindert. Die Wirkung, die das in der fast stets wehmüthigen Melodie hervorbringt, ist äußerst eigenthümlich. Manchmal schreit auch ein Kind dazwischen, und ich kann an der Schwingung des Tones hören, wie sie die Hängematte schaukelt; das Kind soll aber noch geboren werden, das sie verhindern würde, ihr Lied zu unterbrechen. Kleine Hindernisse existiren für die Frau nicht.

Handwerker giebt es hier gar nicht, meinen Zimmermann ausgenommen. Hüte — die sogenannten Panamahüte — flechten übrigens verschiedene Leute, auch lebt ein Mann hier, von dem

das Gerücht geht, daß er einmal ein Rad gemacht hätte, aber kein Mensch weiß hier, was eigentlich ein Rad ist, denn Niemand hat noch eines gesehen, oder weiß sich zu erklären, zu was es eigentlich dienen könnte. Sie haben das Wort in ihrer Sprache, etwa mit einem ähnlichen unbestimmten Begriff, mit dem wir das Wort Chaos anwenden. Keine Uhr ist in dem ganzen Orte, keine Mühle, nicht einmal eine Kaffeemühle, kein Schiebkarren, kurz Nichts, das auch nur in der entferntesten Weise an einen Rad ähnlichen Gegenstand erinnern könnte.

Eben so wenig haben die Leute hier je ein Pferd gesehen — es müßten denn Einzelne da sein, die von weiter her eingewandert sind. In den einzigen benachbarten Orten, Esmeraldas und Tomaco, giebt es nämlich eben so wenig Pferde, denn die Plätze sind in die Wildniß eingehauen, und der einzige Verkehr von dort ist zu Wasser.

Hier in ganz St. Lorenzo bin ich der Einzige, der Abends Licht brennt — gute Stearinlichter noch dazu, die ihren milden Schein in einer alten Stalllaterne vergeuden. Die Laterne ist aber nöthig, und zwar darf sie, wie die meinige, nur drei Scheiben haben, um das Licht nach einer Seite zu werfen, während es auf den anderen

drei Seiten — ich sitze immer gegen den Wind — vor diesem geschützt ist. Stehe ich Abends aber einmal auf, und bewege mich in meinem Wigwam, so bellen im nächsten Augenblick auch sämmtliche Hunde in der ganzen Stadt; dadurch geweckt, fangen die Kinder an zu schreien, und es bedarf einer vollen Stunde, bis sich Alles wieder beruhigt. — Wir haben die Beispiele ja auch in Europa, daß kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen.

Uebrigens spielte ich auch, in gar nicht etwa so seltenen Fällen, den Arzt, und kurirte kaltes Fieber und Kolik wahrhaft meisterhaft mit Brechweinstein, Ipecacuanha, Chinin und Opium, konnte aber, trotz dieser nützlichen, wenn auch nicht sehr lohnenden Beschäftigung, doch die Zeit kaum erwarten, wo ich auf's Neue meine Büchse schultern und in den stillen Wald hineinwandern mochte, mir noch fremden neuen Gegenden zu. An Unterhaltung fehlte es mir ebenfalls, denn daß jenes kleine Detachement Soldaten, wenn es sich zeitweilig in St. Lorenzo aufhielt, den ganzen Tag nach einem nicht weit von meinem Haus entfernten Stein schoß, und nie den Platz fand, wo die Kugeln eingeschlagen waren, konnte mich wohl

in einer angenehmen Aufregung halten, aber doch nicht für die Länge der Zeit fesseln.

Vor den Soldaten fürchtete sich übrigens ganz St. Lorenzo, und die entsetzlichsten Gerüchte liefen von Mund zu Mund, ja wurden fast zur Gewißheit, als eines schönen Tages eine alte Negerin in einem Canoe hier eintraf und wahre Räubergeschichten von Haus zu Haus trug. In Folge davon kam auch richtig noch an dem nämlichen Abend ein besorgter Familienvater zu mir, erzählte mir, daß er gehört habe, Franco's Bande würde die Stadt überrumpeln, und frug an, ob er mir in dem Fall nur seine Familie bringen dürfe: eine Frau, zwei Töchter und drei schmutzige Jungen. Bei dem Fremden fühlten sie sich sicher, und in dem Fall hätte ich mir eine schöne Colonie von hülfsbedürftigen Damen auf den Hals laden können.

Die Sache war aber lange nicht so schlimm als sie gemacht wurde, denn „Franco's Bande" traf wirklich ein, ohne daß auch nur ein Mensch in dem kleinen Orte von ihr gekränkt wurde.

Zwei Tage später nämlich, als ich Morgens aufstand, wurde ich durch ein prächtiges Schauspiel überrascht. Vor mir lag die, einmal ausnahmsweise von der Sonne beschienene, freund-

liche Bay, und auf dieser kamen langsam mit der steigenden Fluth vier so malerische Kriegscanoes angeschwommen, wie ich sie in meinem ganzen Leben nur gesehen habe.

Mit meinem Teleskop konnte ich sie schon von Weitem deutlich erkennen, und alle waren mit Bewaffneten bis an den Rand geladen. — Und was für Bewaffnete! — Schwarze und braune Burschen, manche mit stattlichen Bärten und zerknitterten Hüten, alte Ponchos über die Schultern geworfen, oder diese auch nackt der Luft und Sonne preisgegeben, mit Musketen, Lanzen und alten Pallaschen bewaffnet, schwammen, malerisch in den Canoes gruppirt, langsam mit diesen heran und landeten endlich ihre Mannschaft — circa hundert Krieger, an derselben Spitze, an der mein Wigwam steht. Es war der Gouverneur von Esmeraldas, der seine Getreuen aufgeboten hatte, in der Sache der Freiheit — für General Franco in Guyjaquil — die Empörer zu zerstreuen, die für die provisorische Regierung in Quito gewagt hatten einzustehen.

Von seinem Generalstab umgeben — sie gingen Alle barfuß, selbst der Gouverneur — hielt er vor meinem Hause, und war so freundlich, mir zuerst einen Besuch abzustatten. Ich muß noch

einmal erwähnen, daß ich eben erst im Negligée aus meiner Hängematte kam und mich noch nicht einmal gewaschen hatte; wir tranken aber ganz vergnügt einen „Bittern" auf den frischen Morgen, zündeten eine Cigarre an, und versprachen uns beim Frühstück wieder zu treffen.

Die Mannschaft wurde dann durch den Quartiermeister in den verschiedenen Häusern — ob Raum oder nicht — untergebracht, die Frauen und Mädchen flüchteten zu alten, würdigen Damen in Unterröcken, die sie in Schutz nahmen, und die Soldaten zogen aus, die Pisanggärten der Aufrührer zu brandschatzen und ihre Kühe einzufangen und zu schlachten.

Soweit aber zur Rechtfertigung des Gouverneurs, der selber ein sehr braver und rechtlicher Mann war. In dem einen Hause hatten die Soldaten von ein paar Frauen einen Halsschmuck, eine Scheere und ein paar andere Kleinigkeiten gestohlen. Der Vater, der sich deßhalb beim Gouverneur beklagte, taxirte selber den erlittenen Schaden auf etwa 3½ Dollar. Als die Thäter aber nicht ermittelt werden konnten, zahlte der Gouverneur den Verlust aus seiner eigenen Tasche.

Prächtig sah es aus, wie die Rationen vertheilt wurden, denn während sechs so pittoresk

zerlumpte Gestalten, wie sie sich die Phantasie nur denken kann, zwei arme, auf Seiten General Flores stehende Kühe herbeischleppten, abschlachteten und zerlegten, kamen Andere schwer beladen aus den Pisanggärten zurück, und für jeden Mann wurden vier oder fünf grüne Pisang — je nach der Größe — zusammengelegt, bei denen wieder besondere Schildwachen stehen mußten, die für General Franco gesinnten Kühe abzuhalten, sich der Pisang zu bemeistern. Das Ganze dauerte aber — vom Schlachten der Kühe bis zum Verzehren der Mahlzeit, keine halbe Stunde, und die Mannschaft vertheilte sich dann, einzelne Bewohner von St. Lorenzo, die mißliebig schienen, gefangen zu nehmen. Keiner widersetzte sich dabei; kein Schuß fiel, kein lautes Wort wurde fast gesprochen, und das Ganze war eine so stille, ruhige Eroberung einer Stadt, wie sie wohl je vorgekommen. Natürlich nahmen wir Fremden nicht den geringsten Antheil an diesen Streitigkeiten, denn das war eine Sache, welche die Bewohner von Ecuador allein unter sich selber auszumachen hatten.

Die Gefangenen gab der Gouverneur übrigens später freundlicher Weise alle wieder heraus, als wir ihm einen Boten nachschickten und ihm sagen ließen, daß er uns nicht einen einzigen Mann

zu den nöthigsten Arbeiten gelassen habe, und wir ohne dieselben nicht fertig werden könnten.

An dem Abend war natürlich große Marimba. In einem der Häuser, in denen die Soldaten einquartiert waren, und in dem dieses unvermeidliche Instrument hing, machten sich ein paar schon um elf Uhr Morgens darüber her, die aus Palmenholz verfertigten Tasten warm zu schlagen. Das Klimpern dauerte auch ununterbrochen bis zum Dunkelwerden fort, wo es dann ernstlich in Angriff genommen wurde.

Die gewöhnlich vierhändig gespielte Marimba wurde von zwei eben abgelösten Kriegern besetzt, ein Anderer hatte sich der Trommel bemächtigt, die er mit derben Fäusten schlug — zwei junge Burschen bearbeiteten gemeinschaftlich zu gleichem Zweck eine Kiste, die den Marken nach einst Seife enthalten und von Boston ihren Weg hierher gefunden hatte, und zwei andere, so wild und trotzig als irgend möglich aussehende Vaterlandsbefreier führten, in Ermangelung einer Dame, zusammen den Tanz auf. Bei diesem ist es freilich Sitte, daß Herr wie Dame ein Taschentuch in die Hand nimmt, das auf die coquetteste Weise geschwenkt und gehalten wird, wo aber hernehmen und nicht stehlen, denn keiner aus dem ganzen Corps, der

Gouverneur ausgenommen, führte solch' einen Gegenstand mit sich. Die Schärpen, die sie um die Hüften trugen, mußten den Dienst auch versehen, rasch knüpften sie dieselben los, und der überdies schwache Boden zitterte unter den gewichtigen Tritten.

Gar bunte Decoration umgab dabei die Tänzer, denn an den Wänden hingen alle Arten, alle Größen verrosteter alter Flinten, die kein Kreiser in Deutschland auch nur auf die Schulter genommen hätte; in den Ecken lehnten scharf geschliffene Lanzen und alte Pallasche, und Ponchos, und Proviantbeutel füllten den Raum aus, der nicht von dem braunen bärtigen, vergnügt drein schauenden Publikum eingenommen war. Der Schein einer Fackel von Gummielasticum-Harz verbreitete dabei über das Alles nur ein trübes Licht und warf seinen düstern Schatten mit einer ganz eigenthümlichen Wirkung über die wilden Menschen und Waffengruppen.

Mitten in den Tanz hinein tönte ein schriller Ruf. Im Nu schwieg die Marimba, und die Tänzer standen regungslos — wieder, und lauter als vorher derselbe Ruf — der eine der Tänzer, der die Dame vorstellte, mußte auf Wache. Rasch gürtete er sich seine Schärpe wieder um, ergriff

mit einer Art Instinkt seine alte Muskete unter der Zahl der übrigen heraus, und verschwand draußen in der Dunkelheit, als die Marimba schon wieder in toller Lust einfiel, und ein Anderer seinen Platz ausgefüllt hatte.

Am nächsten Morgen schiffte sich die Schar wieder nach San Pedro ein, und wir hörten von ihren Heldenthaten weiter Nichts, als daß sie nach Esmeraldas zurückgefahren wären, wo der Gouverneur vom General Franco bald nachher — Gott weiß weshalb — abgesetzt wurde.

Seit der Zeit haben wir Frieden hier, und ich lebe nur in ununterbrochener Fehde mit den Kühen, die mir jeden Abend in meine Umzäunung brechen wollen, mit den Fledermäusen, die Nachts meine reifen Bananen anfressen, mit einer verwünschten Art bleichsüchtiger weißer Frösche, die auf dem Dach quaken und mich im Hause selber unaufhörlich besuchen und mit einer kleinen grünen Fliege, die eigentlich das nichtswürdigste Individuum ist, das je in Gestalt einer Fliege herumsurrte und einen Menschen ärgerte. Sie sticht nicht — das einzige Gute, was man von ihr sagen kann, und das fehlte auch noch — aber sie sucht sich dunkle Stellen, in denen sie eine eigene Art von zähem klebrigem Harz deponirt, irgend

eine Wohnung oder einen Brutplatz zu bauen. Gleich bei meiner Ankunft hier wurde ich ermahnt, meine Büchsenläufe verstopft zu halten, da diese Fliege solche Plätze am Allerliebsten aufsucht, und ich that das von da an sorgfältig, aber — sie weiß auch andere Stellen aufzufinden. Der Rock, den man hier wenig braucht, hängt ein paar Tage am Nagel — heute will man ihn einmal anziehen, da hat dieser Satan von einer Fliege eine lange gelbe Harzröhre in den Falten hinaufgezogen und die ganze Geschichte klebt zusammen, als ob sie zusammengenäht wäre. Meine Cither hing einige Tage, als ich in den Bergen war, unberührt in ihrem Futteral; wie ich sie wieder herausnehmen wollte, war sie hineingeleimt. In meiner Jagdtasche hatte ich mein Pulvermaß eine kurze Zeit aus der Lederröhre genommen, in die es gehört; wie ich es wieder hineinstecken wollte, fand ich den Platz mit dem gelben Harz fest verkittet. Messerscheiden, Hosentaschen und derartige Dinge darf man nicht offen ihnen preisgeben, oder man hat sich die Folgen selber zuzuschreiben.

Die Insekten sind sonst, in St. Lorenzo selber, nicht besonders lästig, und daß sich Einem Abends beim Schreiben eine Fledermaus an den Rücken krallt, gehört zu den Seltenheiten, und ist

mir auch in der That nur erst ein einziges Mal passirt.

Sonderbar ist es, daß die Hunde jedes Mal an zu bellen fangen, wenn der Lärm der Marimba, das Schreien der Sänger aufhört. Man sagt ja auch, daß der Müller aufwacht, wenn seine Mühle stehen bleibt. Im nächsten Hause würgt eine Mutter ihr Kind. Jedes Mal, wenn es an zu brüllen fängt, legt sie ihm die Hand oder ein Tuch auf den Mund, bis ihm der Athem vergeht — dann ist es still, bis sich die kleine Lunge erholt hat. Natürlich beginnt es mit neuen Kräften, und die Operation wiederholt sich.

Aber ich muß schließen — die Marimba macht einen solchen Heidenlärm im zweiten oder dritten Hause von hier, daß mir die Ohren gellen. Es ist da die Vorbereitung zu einem morgenden Sonntag, den sie den „großen Sonntag" nennen — also morgen ist Sonntag, welcher aber weiß ich wahrhaftig nicht. Ich habe eine Ahnung, daß wir uns im Beginn des August befinden, ob wir aber den 1. oder 10. schreiben, wäre ich nicht im Stande zu sagen — es ist auch nicht nöthig, denn in einem solchen Vegetationsleben stört die Zeitrechnung nur.

3.

In der Wildniß.

Es ist ein gar wunderbares eigenthümliches Ding für Jemanden, der an europäische Zustände, an europäische Gesittung, an europäische Bequem lichkeiten gewöhnt ist, hier auf einmal mitten in die Wildniß zu fallen, und sich da so häuslich niederzulassen, als ob er im ganzen Leben nicht daran dächte wieder fortzugehen. — Es hat seinen Reiz, das läßt sich nicht leugnen, und schon daß ich in fast vier Monaten den Namen Louis Napoleon nicht einmal nennen hörte, war eine Art von europäischer Erholung. Außerdem bietet die Natur auch wieder manches wunderbar Schöne — die ewig schaffende, die ewig sich verjüngende Natur, die hier unter keiner Scheere gehalten wird, sondern sich frei —

manchmal auch ein wenig zu frei — regen und bewegen kann.

Außerdem müßte ich aber schändlich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir solch' ein Leben — mit dem Banden, die mich daheim fesseln — auf die Länge der Zeit behagen könnte, und ich finde denn doch, daß ich, trotz Allem was uns daheim drückt und ärgert, keineswegs schon zu den Europamüden gehöre. Ich bin aber einmal hier, bin mitten in die Wildniß hineingesprungen, und Alles, was ich zu thun habe, ist zu sehen, daß ich wieder hinauskomme. Bis dahin will ich mich aber, soweit es meine Mittel erlauben, ihrer freuen, will sie genießen nach besten Kräften, und die Erinnerung mag mir dann später vergüten, was ich jetzt gerade an der Erinnerung leiden muß.

Den Leuten hier darf man es übrigens nicht verdenken, daß sie sich keinen Begriff von unseren europäischen Zuständen machen können — kommt es mir selber doch wahrhaftig manchmal wie ein Traum vor, daß zwei so verschiedene Länder existiren und in wenigen Wochen erreicht werden können, ohne daß eines vom andern viel mehr als den bloßen Namen kennt. — Dort daheim Alles Leben und Bewegung, ein ewiges Drängen

und Treiben und Streben — ein rastloser Fleiß und Ehrgeiz, ein ewiger Kampf um des Lebens Güter — oft um das tägliche Brod, und o wie oft! — hier dagegen Nichts als Ruhe, ewige Ruhe, im Wald drinnen mit seinen düsteren Schatten, in den Herzen der Menschen, die sich ihre Wohnungen an ihn hinan gebaut haben. Sie wissen Nichts von der Welt, wie sie draußen um sie liegt, sie verlangen Nichts davon zu wissen — weßhalb auch? von dort her können sie keine Pisang oder Fische bekommen, und das ist eben Alles, was sie brauchen. Abgeschiedener liegt in der That keine Insel der Südsee, als diese kleinen Dörfer an der Westküste Amerikas, die der Verkehr bis jetzt noch nicht berührt, noch nicht gesucht hat — und doch scheint solch' ein stilles, abgeschiedenes Dorf eine Weltstadt, wenn man aus dem bis dicht daran reichenden Wald tritt, aus dem Urwald, wie er nicht dichter und wilder die Niederungen des Amazonenstromes oder Indiens deckt.

Dort ist Wildniß, und wer einen solchen Wald noch nicht betreten hat, wird auch nie im Stande sein, sich einen richtigen Begriff davon zu machen. — Wir haben auch Urwald in Europa, aber, guter Gott, wie zahm und friedlich erscheint

der gegen die hiesige Waldung, in die der Mensch sich erst mit dem Messer seine Bahn hauen muß, sie nur einmal auch von innen betrachten zu können! — Dort herrscht Ruhe, aber es ist nicht die stille Ruhe eines europäischen, ja selbst eines nordamerikanischen Waldes, es ist wie die Ruhe des Grabes, groß und fürchterlich.

Hier und da tönt der eigenthümlich schrille Ton eines Vogels durch den Wald, aber kein fröhliches Vogelgezwitscher erfüllt ihn; der Lärm einer tobenden Affenschaar zieht vorüber und läßt die Wildniß öder als zuvor. — Jetzt plötzlich rauscht und prasselt es in dumpfen, langgezogenem Ton, und ein Schlag schmettert durch die Waldung, der den Boden erbeben macht. Es war einer der alten Baumriesen, dessen morsch gefaulter Stamm die Last der Jahre und der Zweige nicht mehr tragen konnte, und mit seinem ganzen Anhang von Schmarotzerpflanzen, mit Allem, was sich um ihn hergedrängt hatte, nieder zu Boden bricht. — Einen Moment wohl schweigt Alles — selbst der Affen wilde Schar verstummt und das monotane Zirpen der Grille, während die Luft noch von dem Falle zittert und schwüler, drückender scheint als je — aber es ist auch wirklich nur ein Moment, denn noch haben sich die zer-

rissenen Glieder des Gefallenen nicht in ihre neue Lage finden können, noch schnellt hier und da ein lebenskräftiger junger Schößling, der nur gebeugt, nicht gebrochen ist, zurück, so ist er auch begraben und vergessen. Die Affen kommen wieder herbei, ein Schwarm plappernder Papageien sucht spottend den Ton des Sturzes nachzuahmen, und das Sonnenlicht fällt zum ersten Male auf den Boden nieder, über den jener Mächtige bis dahin die Laubarme gebreitet hatte.

Durch diese Wildniß führt kein Steg, als solche, die sich der Jäger selbst ausgehauen hat, — Meile nach Meile dehnt sich diese furchtbare, waldbewachsene Strecke nach allen Seiten aus — Meile nach Meile, und für das Auge hat der Wanderer *keinen* Ruhepunkt, der ihm auf irgend einer Stelle Anderes böte, als was ihn hier in großartiger, aber furchtbarer Majestät umgiebt — *den Wald*. Kein frischer Luftzug dringt hier herein, kein lichter Sonnenblick; von den feuchten Zweigen tröpfelt das ewige Naß, das von dem letzten Nachtregen sich gehalten. Kein blauer Rauch zieht wirbelnd durch die Wipfel empor, höchstens zu seltenen Zeiten ein schwarzer Qualm von dem einsamen Lagerfeuer eines Jägers, der

aber auch dem Auge jedes Andern in diesen Wipfeln unsichtbar bleibt.

Und doch liegt wieder ein wunderbarer Reiz darin, gerade in eine solche Wildniß einzutauchen, und einsam unter dem schützenden Regendach und mit der rasch einbrechenden Nacht das wirkende Leben um uns her zu belauschen. Sehen läßt sich freilich Nichts, denn so dunkel, als es überhaupt werden kann, wird es hier; und die Feuerkäfer, große prächtige Burschen mit zwei grünen Lichtern vorn, wie eine Locomotive, und einer gelbrothen Laterne auf dem Rücken, zucken und schießen durch die Nacht, und von allen Seiten leuchtet in oft phantastischen Formen das faule Holz. (So hatte ich einmal die eine Nacht ein altes faules Palmenblatt gerade vor meinem Lager hängen, das mit den auszweigenden Blattstreifen und halb eingeknickt gerade so aussah wie ein leuchtendes Gerippe.) Fremdartige Laute aber ziehen nach allen Seiten durch die Nacht — fremdartig und geheimnißvoll, da man die Wesen noch nicht kennt, die sie ausstoßen. Das Zirpen der Grillen dauert fort — die fleißigen Thiere schienen erst gegen Morgen einzuschlafen, — und hier und da hämmert noch ein einsamer Zimmermann, carpintero, wie die Ecuadorianer nicht unpassend einen

großen Specht nennen — und revidirt irgend ein altes über Tag vergessenes Wurmloch. Jetzt schweigt auch der, und ein wilder, ängstlicher Schrei tönt plötzlich von der einen Seite — rasch ausgestoßen wie der Nothschrei eines Menschen, und doch ist es nur ein kleiner schwarzer Vogel, der sich den Spaß macht, umsonst die Nachbarschaft zu alarmiren. Vielleicht hat ihn aber auch die Eule erschreckt, die mit einem ganz besonders hohlen Ruf bald von da, bald von dort her ihre Gefährten lockt, und sie hat auch wohl Hülfe nöthig, denn in diesem Wald ist es keine Kleinigkeit, Eule zu sein, und in der Dunkelheit und den Wipfeln Beute zu finden.

Das da drüben klang wie das Bellen eines Hundes — aber kein Hund hält sich in diesem Dickicht auf; es ist eine Schlange, culebra, wie die Eingeborenen jede nennen, die hier zu irgend welchem Zweck ihren Nachtgesang hält und manchmal ganz ungebührlich nahe zum Lager kommt. Aber sie, wie alle wilden Thiere, scheut die Nähe des Menschen und flieht ihn, wenn sie ihn wittert oder hört. — Neben mir murmelt der kleine, raschfließende Strom; durch die Wipfel der mächtigen Stämme zieht der Wind, und in das Rauschen

und Rasseln der großen und feuchten Blätter mischt sich der klagende Ruf der „verlorenen Seele.“

Es ist das ein ziemlich großer Vogel, der einen ähnlichen Ruf hat wie das erste klagende Ansetzen unserer Nachtigall, nur natürlich verhältnißmäßig stärker. Die Süd-Amerikaner haben ihm, gar nicht unpoetisch, jenen Namen gegeben.

Gegen Morgen wird Alles still, selbst die nimmermüden Grillen schweigen, und nur der monotone Schrei eines andern Vogels — wahrscheinlich eine Nachtschwalbe, den kommenden Tag kündend — läßt sich in kurzen Zwischenpausen hören. Das Grau des Himmels tritt wieder lichter durch die Wipfel vor — ein röthlicher Punkt dazwischen — eine vom Morgenroth übergossene Wolke, die hierher nur den Schein herniedersendet, und der Tag bricht an, der Tag ist da, ohne daß man ihn weiter kommen sieht. Der Regen, der die ganze Nacht gefallen, hat ebenfalls aufgehört, denn es regnet hier in der trockenen Jahreszeit selten am Tage, und der Wald liegt wieder in seiner ganzen Pracht und Schönheit um uns her.

Und es ist wahr, schön ist dieser Wald mit seinen prachtvollen Stämmen und schlanken herrlichen Palmen — überall zittert das Laub im leichten Wind, das Auge des Jägers nur zu oft

hinüberlenkend; überall ragen diese fächergekrönten Schäfte empor, und von der Negrito-Palme an, die ihre Blätter aus dem Boden sendet, bis zu der Palma real empor, die ihre Wipfel über die höchsten Stämme hinausträgt, füllen unzählige Arten den ganzen Wald. Aber selbst diese Schönheit wirkt erdrückend, wenn sie uns eben, wohin sich der Fuß auch wendet, in immer gleicher Pracht entgegentritt. Hier ist keine Abwechselung, keine Veränderung zwischen Laub- und Nadelholz, zwischen Dickicht und Lichtung oder freier Wiese; es ist das ewige Dickicht, das uns umgiebt, jeder Baum ein Meisterstück in sich selbst, aber jeder dem Nachbar ähnlich, und der Mensch sehnt sich zuletzt zurück nach Luft — nach Licht.

In dieser Wildniß leben auch nicht einmal Indianer, und haben, wie ich glaube, nie gelebt, und wenn es ein ganz angenehmes, eigenthümliches Gefühl ist, dort einmal das Haupt hinzulegen, wo noch nie ein Mensch geschlafen hat, stumpft sich auch das gar bald ab. — Heimwärts zieht es mich, wenn es nicht herber Spott ist, das eine Heimath zu nennen, was jetzt meinen Wohnsitz bildet, und hoch auf athmet die Brust, als sie zum ersten Male wieder den frischen Seewind sich entgegenwehen fühlt, als sie den hellen

lichten Sonnenschein auf den grünen Plan des kleinen Städtchens, auf die funkelnde blitzende Fläche der stillen Bay niederfallen sieht. — Aber hab' ich deßhalb die Wildniß verlassen? Wahrlich nicht. Das Leben dieser Menschen ist nicht anders, als das jener stillen Bäume, die daneben in dem Nachbar-Walde stehen; wie diese vegetiren sie, und ziehen ihren Lebenssaft aus dem Boden, auf dem sie stehen. Ob draußen noch andere Menschen wohnen und was die treiben, was kümmert's sie? ob sich die Welt in Frieden verträgt, in Zwietracht schlägt, geht sie Nichts an, so lange es nicht ihre eigene Bay berührt, und den Fischen und Platanen schadet. Eisenbahnen, Orden, Telegraphen, Titel, Pensionen existiren nicht für sie und haben für sie etwa den nämlichen Sinn wie irgend ein griechisches oder hebräisches Wort. Sie arbeiten einen Tag und ruhen sechs aus, und wenn sie sterben — so ist eben ein Blatt von dem großen Baum gefallen, und schlummert neben den anderen, einer versprochenen Seligkeit entgegen.

Wenn ich diese Menschen sehe, überfällt mich immer ein eigenthümliches, eben nicht angenehmes Gefühl — nämlich das, als ob der Mensch doch eigentlich nicht in die Welt gesetzt sei, einen be-

sondern Zweck zu erfüllen, und also auch nicht das mindeste Anrecht habe, sich über das übrige Erschaffene zu stellen. Diese Menschen thun Nichts weiter, als was der Baum oder das Wild im Walde eben auch thun — sie erhalten sich am Leben und pflanzen sich fort; und wenn sie sterben, was für ein Vorrecht können sie vor jenen beanspruchen? Und wenn diese kein solches Vorrecht haben, läßt sich dann folgern, daß wir civilisirten ein solches beanspruchen können, weil wir eben mehr Bedürfnisse kennen und der Schöpfung und ihren Kräften etwas näher auf den Zahn gefühlt haben? Auch diese Menschen sind Christen — sie machen aber keinen weitern Gebrauch davon. Sie beten wohl im Stillen — aber wir wissen nicht, ob das Thier nicht ein ähnliches Gefühl hat, und wenn — aber das Alles sind eben nur „Gedanken in einer Wildniß" und verlieren sich jedenfalls wieder, sobald der civilisirte Mensch in die alten Zustände zurückkehrt. Daheim wissen sie ja auch genau, wie die Sache eigentlich ist — und ich will mir hier nicht länger den Kopf darüber zerbrechen. Nehmen wir lieber einmal mein Canoe, und fahren wir, ehe wir aus der Wildniß scheiden, in diese stille Bay mit ihren Mangrove-Dickich-

ten und Buchten hinaus, denn die gehören unfehlbar mit dazu.

Der Mangrove ist ein höchst eigenthümlicher Baum, der nur in tropischen Ländern am Meeresufer, oder so weit hinauf in das innere Land wächst, wie die Ebbe und Fluth hinaufreichen. Seine Besonderheit besteht aber in der Ueppigkeit, mit der er eine Unzahl von Wurzeln und Wurzelschößlingen — von oben gerade nieder, unten bogenförmig, in das Wasser hineinsenkt, so daß solch ein einzelner Baum mit diesen oft ein doppelt und dreifach so großes Terrain wie mit einem Netz überzogen hält, als er um Mittag zu seinem Schatten braucht. Viele dieser Bäume haben auch in der That gar keinen Stamm, sondern stehen auf sechs, acht einzelnen Beinen, über denen die Aeste beginnen, in der Luft.

Soweit nun eben Ebbe und Fluth reichen, kommt kein anderer Baum in dem Salzwasser fort, und diese Mangroves mit ihrem hellgrünen Laub und gegittertem Boden, bedecken vollständig das Terrain, das in der Ebbe trocken gelegt wird, und bilden dort Buchten, Inseln, Einfahrten und Canäle — nur kein Ufer.

Es ist unmöglich, zwischen ihnen zu landen, denn auf den bogenförmig gespannten, dünnen,

aber doch zähen Wurzeln kann der Fuß nicht haften, kann sie aber auch nicht überschreiten, und der Schlamm, mit dem sie außerdem fortwährend überzogen sind, verbietet schon jedes feste Auftreten. In der höchsten Fluth sieht man auch nicht viel Außergewöhnliches an ihnen, denn ihre Blätter reichen meist bis zum Wasser nieder. In der Ebbe aber, mit dem Schlamm um sie her bloßgelegt, bilden sie die tollsten phantastischen Gestalten, und wehe dann dem Canoe, das sich bei hohem Wasser verleiten ließe, in eine ihrer Einfahrten einzulaufen — es muß es mit acht, neun Stunden Warten büßen, denn ringsum tauchen plötzlich jene bogenartig gespannten Wurzeln auf, nach jeder Richtung hin die Ausfahrt rettungslos versperrend, und es bleibt dann Nichts weiter übrig, als mitten dazwischen, in Schlamm, Wurzelnetz und Sandfliegen liegen zu bleiben, bis die nächste Fluth die Ausfahrt wieder gestattet. Aber was für ein sonderbares Leben beginnt jetzt um uns her? — Das ist Wildniß, denn diese Waldung hat noch keines Menschen Fuß, ja nicht einmal das scheue Wild betreten, und nur der tückische Alligator oder die breitschwänzige Wasserschlange haben ihre Leibspur ihnen eingedrückt. — Und überall regt es sich und wird lebendig. Rund um-

her fängt es an zu rascheln, und überall an den Wurzelfasern laufen spinnenartige häßliche Krabben mit rothen und gelben Scheeren nieder, die bei der Fluth hochauf geflüchtet waren, den Fischen zu entgehen, und jetzt zurückkehren, unbehindert in dem Schlamm ihre Mahlzeit zu halten und ihr frisches Bad zu nehmen. — Bescheidene Genüsse, und doch auch wieder nicht ohne Lebensgefahr für sie zu erlangen, denn nicht allein daß einige Vögel ihnen nachstellen, nein, eine Art von kleinem Kranich gebraucht sie sogar als Lockspeise, Fische für sich zu fangen. Er mag die Krabben nicht selber fressen, aber er fängt sie, trägt sie auf einen bestimmten Platz und wirft sie in's Wasser, wo auf sein Krächzen die Fische herbeikommen, sich der Mahlzeit zu erfreuen. Was er von kleiner Brut dann dabei erwischen kann, ist seine Beute. Die Krabben wissen das aber auch schon, und selbst in der Ebbe halten sie sich, als ob sie ein böses Gewissen hätten, fast immer unter Aesten und alten Holzstücken oder Steinen versteckt.

Die im Schlamm geben dabei, auf eine ihnen am Besten bekannte Art, mit den Scheeren einen schnalzenden Laut, der oft sechs- bis achthundert Schritte weit gehört werden kann. Dicht daneben

vielleicht, wo die Fluth noch unter die Wurzeln reicht, schlägt ein großer Fisch, der sich anfängt in dem Holzwerk unbehaglich zu fühlen, das Wasser, und der heisere Schrei der Kraniche und Königsfischer tönt dazu hinein. Sonderbarer Weise giebt es auf der ganzen Bay keine einzige wilde Ente, und nur in sehr seltenen Fällen läßt sich einmal eine Möve sehen.

Und niedriger, immer niedriger wird das Wasser; höher und höher umspannen uns die bogenartigen, Schlamm und Krabben überzogenen Wurzeln, ärger wird das Geschnalz der kleinen Bestien, und dann und wann nur lenkt der schwere Flügelschlag eines der braunen Pelicane das Auge auf sich, der eben auch hier seine Beute erhofft und sucht. Immer toller werden die Schwärme von kleinen, fast unsichtbaren Sandfliegen, die auf das Empfindlichste stechen und die Haut entzünden. Der ganze Körper dieser kleinen Thiere kann nur eine Scheide zu dem Stachel sein, und viele, viele Stunden lang muß man den Kampf gegen diese Lästigen kämpfen. — Endlich hat die Ebbe ihren tiefsten Stand erreicht — die frische Seebrise weht auf die Bay herauf, und höher und höher steigt das Wasser wieder. Mit ihm aber steigen auch auf's Neue die Krabben, die sich vor=

sichtig in ihre laubigen Schlupfwinkel zurückziehen. Bei jeder Bewegung des Menschen aber bringen sie, wie das Eichhörnchen im Walde, rasch die schützende Wurzel zwischen sich und die Gefahr, und laufen, so rasch sie können, an dem Stamm hinauf.

Das ist ein wonniges Gefühl, mit dem man diese Wildniß hinter sich läßt und das Canoe wieder schaukelnd und frei auf dem Wasser fühlt. In die Hügel zieht sich aber auch manche tiefe, nicht von Mangroves beengte Schlucht hinein — Plätze, die nur der Pava und Papagey und hie und da ein munterer Affentrupp besucht, sich die reifen Nüsse von den Palmen zu pflücken. Reizende kleine Plätze findet man da, und hier, wo man in dem leichten Boot jedem überhängenden Zweige ausweichen kann, erdrückt uns auch die Vegetation nicht, die in voller üppiger Pracht von allen Seiten nach dem Wasser und Licht hinüberneigt. Wundervolle Draperien sieht man da von Schlingpflanzen und überneigenden Palmenkronen, und starr und fest ragen dazwischen die majestätischen Stämme der alten Waldriesen in die Luft hinein.

Ein anderer Genuß der Wildniß ist eine Wasserfahrt auf der Bay in dunkler, stiller Nacht,

wenn sich der Wind gelegt hat und einma ausnahmsweise kein Regen niedergießt. — Man kann allmonatlich auf eine solche rechnen. Still und schweigend wie ein niederer dunkler Streifen liegt der Wald an beiden Seiten. Nur hie und da tönt der melancholische Ruf eines Vogels oder das Geschwirr der Grillen dumpf herüber, und das Springen der Fische unterbricht allein die friedliche Ruhe. Das ist die Zeit, wo jenes, diesem Theil der Erde nur eigenthümliche Geschöpf, der singende Fisch, seinen Zauber übt. Wie ferner Orgelklang tönt es, jetzt tief aus der Fluth herauf, jetzt dicht um uns her, von allen Seiten immer höher anschwellend, nun wie in weiter Ferne verschwimmend, und Stunden lang hab' ich diesem Ton gelauscht.

Es soll ein kleiner, sehr scheuer und schneller gefleckter Fisch sein, der diesen Laut von sich giebt, und er wird äußerst selten gefangen. Vor einiger Zeit bekam einmal einer der hiesigen Fischer einen solchen zufällig in sein Netz, und noch im Netze gab er den Laut von sich. Wahrscheinlich in abergläubischer Furcht ließ er ihn aber augenblicklich wieder frei, denn die Leute erzählen sich hier natürlich die wunderbarsten Sachen von dem Fisch — oder vielmehr von den Tönen, die sie für die

Seelen der Ertrunkenen halten. — Doch daheim würden sie's nicht besser machen, und hätten wir diesen Fisch in der Nordsee, nahe bei Wangeroog, wo die „versunkene Stadt" gestanden haben soll, so würde sich rasch zu der Sage von dem Glockengetön auch der Orgelgesang der versunkenen Kirche gesellen.

Ja, diese Wildniß hat einen stillen und hohen Reiz, aber — man muß eben kein anderes Leben kennen, oder nur einmal auf kurze Zeit von der Civilisation, die den Menschen angreift, ausruhen wollen.. Für immer hielten wir es hier nicht aus oder. — schafften eben um uns her eine von dieser verschiedenen Welt, die der verlassenen so viel als möglich glich.

So träume denn fort, Du stiller feuchter Wald mit Deinem ewigen Schattendunkel, mit Deinen Leuchtkäfern und rauschenden Palmen — träume fort, Du Mangrovesumpf mit Deinen schnalzenden Krabben, Du stille Bay, Du friedlicher kleiner Ort mit Deinen schreienden Kindern und bellenden Hunden — träumet fort — möge Euch Gott Euern — blauen Himmel kann man nicht gut sagen, denn der existirt hier nicht — Deinen Regen, Deine Platanen und Deine Fische lassen, und Du selber Dich wie immer Deines Lebens

freuen. Ich selber bin aber nicht für dieses Leben geschaffen — oder wenn ich es war, dessen entwöhnt. Mich zieht es zurück zu einem engeren, geistigeren Treiben. Wo ich aber auch immer sei, die Erinnerung an Dich wird mir bleiben und die Erinnerung an diese Wildniß ist einer der besten Schätze, die ich mit mir nach Hause nehme.

4.

Neun Tage im Walde von Ecuador.

„Neun Tage im Walde!“ Das klingt wunderschön und die stets gefällige Phantasie weiß sich das augenblicklich gar geschäftig und reizend auszumalen. „Neun Tage im Walde,“ und wie froh hob sich mir die Brust, wie athmete ich auf, wie jauchzt' ich der Brise und dem frohen Sonnenschein entgegen, als ich endlich das Ufer des Meeres wieder erreichte.

Es wird mir wahrhaftig Niemand vorwerfen können, daß ich eine Antipathie gegen den Wald habe, denn wenn irgend Jemand darin gelebt und sich glücklich gefühlt hat, so glaub' ich, daß ich es bin. Die Wälder Nord-Amerikas waren Jahre lang meine Heimath, und selbst dem Australischen Urwald wußte ich — so künstlich ich das auch oft anfangen mußte, seine lichten Seiten ab-

zulauschen, und doch hatte ich ihn damals gleich nach den wundervollen Südsee-Inseln betreten.

„Im Walde wohnt die Freiheit," sagt ein altes schönes Wort, und wenn ich jetzt an den wundervollen Thüringer Wald denke, mit seinen prachtvollen Bäumen, seinem weichen, thaublitzenden Moosboden, seinem Vogelzwitschern —

Ich muß einen Augenblick aufhören, um mich erst über einen nichtswürdigen bleichsüchtigen Frosch zu ärgern, der dicht über mir in dem Blattdach sitzt und sein ewig pochendes op-op-op-op abklopft. Der Seewind zerrt mir dabei an den Blättern meines manyfold writers, das Licht flackert in der alten Stalllaterne und der verwünschte Frosch giebt keine Ruh. Es ist eine große, engbrüstige windhundartige Rasse von Fröschen, von schmutzig weißer ungesunder Farbe, die sich vorzugsweise auf den Dächern der Häuser aufhalten, und — was ich bis jetzt von ihnen sehen und erfahren konnte — keinen anderen nur irgend möglichen Lebenszweck haben, als die Bewohner derselben zu ärgern. Sonderbarer Weise kommt hier im Wald auch ein kleiner hochröthlich orangefarbener Frosch vor. — Mein Quälgeist hat mich aber glücklich aus dem Thüringer Wald zurückgerufen. — Ich darf auch jetzt nicht an daheim denken, und

von dem hiesigen Wald wollt' ich sprechen — und in dem wohnt die Freiheit nicht.

Wenn mir Jemand früher einmal gesagt hätte, daß ich mich in einem Walde, mit der Büchse in der Hand, wie in einem Gefängniß fühlen würde. — Und doch war es der Fall — doch schnürte es mir die Brust zusammen, und ich bekam eine fast fieberhafte Sehnsucht nach Licht, nach Luft. — Aber ich will dem Leser lieber einfach erzählen, wie ich in den Wald hineinkam; er wird dann vielleicht mit mir fühlen, was ich empfand.

Oben in der nordwestlichen Ecke der Republik Ecuador steht auf den neuesten und besten Karten der Hafen Pailon angegeben. Er wird, wie schon früher erwähnt, aus mehreren kleinen Flüssen gebildet, die hier in einem Gewirr von Bayen und Manglaren-Inseln zusammenlaufen und sich ein so tiefes Becken gegraben und ausgewaschen haben, daß selbst auf der Barre der Mündung, bei niedrigstem Wasserstand, noch $2\frac{1}{2}$ Faden, also 15 englische Fuß bleiben. Dieser Hafen ist von der Regierung der Republik an die englische Ecuador-Land-Compagnie abgetreten, und dieser Hafen kann nur dann irgend eine Bedeutung gewinnen, wenn von hier aus die Verbindung mit der Hauptstadt des inneren Landes, mit Quito

hergestellt wird. Dann aber vermag er auch den ganzen Handel des bevölkertsten Theils Ecuadors hierher zu lenken, und während Guajaquil seine hauptsächlichste Bedeutung verliert, ist es möglich, daß dieser Platz einst einer der bedeutendsten der Westküste Süd-Amerikas werden kann.

Der Ingenieur, den die Gesellschaft hierher gesandt hat, und der auch zu gleicher Zeit der Director oder Dirigent des hiesigen Unternehmens ist, wünschte nun die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Weg entgegenstellten, selber kennen zu lernen, und beschloß nicht allein auf seinem Marsch nach Quito gerade durch den Wald zu gehen, sondern auch zugleich die Bahn für spätere Zeiten zu markiren, und damit den ersten Beginn des neuen Weges zu legen.

Selber gesonnen, nach Quito zu gehen, hatte ich aber meine Reise dorthin noch aufgeschoben, um hier am Pailon vor allen Dingen die Ankunft des von England abgesandten und täglich erhofften Schiffes zu erwarten. Eine solche Gelegenheit aber, ein Stück vom Innern zu sehen, fand sich indeß so leicht nicht wieder, und ich beschloß deßhalb den Zug jedenfalls zwei Tage zu begleiten. Zu dem Zweck miethete ich mir einen Träger, der meinen Bergsack mit einiger Provi-

sion schultern sollte, denn in der Hitze wollte ich nicht selber viel tragen, auch meine Arme frei zum Schießen behalten, und glaubte damit alle Schwierigkeiten überwunden zu haben. Der Henker traue aber diesem faulen Gesindel hier. Wer mich am nächsten Morgen im Stiche ließ war mein Träger, und als der Zug zum Abmarsch in Bereitschaft stand, konnte ich meinen Bergsack selber schultern oder zurückbleiben. Natürlich that ich das Erstere, wenn auch nicht eben besonders zufrieden mit dem Beginn.

Unser Zug bestand aus acht Personen. Erstlich der Ingenieur; dann sein Diener, ein entlaufener amerikanischer Matrose, und ein so nichtsnutziger, unverschämter, fauler und gefräßiger Bursche, wie nur je einer seine Fährte irgend einem Land der Welt eindrückte. Dann ein junger Ecuadorianer, der wahrscheinlich später ein Geschäft hier begründen will, und diese Tour „zum Vergnügen" mit einem Koffer auf dem Rücken mitmachte. Zu diesen kam noch ich mit Bergsack und Büchse, und vier Träger, die für sich und die Uebrigen Lebensmittel wie das nöthige Bettzeug trugen.

Die Art wie sie es trugen war eigenthümlich. Sie hatten sich vorher kleine sehr leichte Körbe

geflochten, die sie mit großen Blättern inwendig derart belegten, daß Regen nicht eindringen konnte. Ein Bastseil ging ihnen dann von dem obern Theile des Korbes um die Stirn, und bildete zugleich nach rechts und links eine Art Tragband für die Arme, die es aber, meiner Meinung nach, zu viel beengte. Doch diese Leute sind es hier einmal gewohnt, so zu tragen, und müssen natürlich am Besten wissen, wie es ihnen bequem ist.

Ich selber hatte in meinem Bergsack den Regenmantel, ein reines Hemde, meine Kugeltasche mit allem Nöthigen und Lebensmittel für mich auf reichlich drei Tage, also mit meiner nicht eben leichten Doppelbüchse und dem schweren Messer gerade so viel, wie ich in diesem Klima und diesem Wald tragen mochte. So, mit ein paar guten Hunden, die uns die wilden Schweine stellen sollten, und einem unnützen Köter, den der Amerikaner in Esmeraldas aufgelesen und aus Sympathie bei sich behalten, traten wir unsere Wanderung an, und zogen von St. Lorenzo, dem kleinen Fischerdorf am Pailon aus, in südsüdöstlicher Richtung gerade in den Wald hinein.

Dicht um St. Lorenzo liegen noch verschiedene sogenannte Platanare oder Bananenfelder, denn jedes Haus hier hat im Walde

drinnen ein paar Aecker urbargemachtes und mit Bananen oder Pisang bepflanztes Feld, das, wenn einmal angelegt, keine Arbeit weiter macht als die Bananen abzuschneiden und zum Haus zu tragen. In diesen Feldern liegen natürlich die großen gefällten Bäume die Kreuz und Quer umher, und es ist keine kleine Arbeit, dazwischen durchzukommen. Diese lagen aber bald hinter uns, und einen kleinen Strom mit süßem Wasser — den Nabadero — kreuzend, betraten wir gleich darauf das, was die Einwohner hier die „Montes" nennen, was aber weiter Nichts als eine wellenförmige, mit dichtem Urwald bedeckte Ebene ist.

Von hier begann die Arbeit, eine Trocha, das heißt einen Pfad, durch diesen Urwald auszuhauen, und wir konnten von da an natürlich nur langsam vorwärts rücken. Die Eingeborenen tragen zu dieser Waldarbeit ein langes Messer, das entfernte Aehnlichkeit mit dem javanischen Klewang hat, und Macheta heißt. Es ist aber nicht ganz so schwer wie der Klewang, und etwas breiter und dünner, haut aber vortrefflich, und räumt Büsche und junge Baumschößlinge ganz vorzüglich aus dem Wege. Außerdem hatten wir eine kurze Sumpfstrecke zu kreuzen, wo wir allerdings nur bis an die Kniee in den Schlamm

kamen, dabei aber doch die Ueberzeugung gewannen, daß wir eine solche Wanderung unter keiner Bedingung mit trockenen Füßen machen könnten. Jede Rücksicht deßhalb auf etwaige Schlammlöcher, die wir später fanden, hörte auf, und wir wateten von da an durch Alles, was wir in gerader Richtung trafen, ohne Murren durch.

Recht heiß wird es eigentlich hier nie; so lange ich wenigstens hier bin, habe ich es noch nie sehr heiß gefunden, denn der Himmel ist fast stets mit Wolken bedeckt, und in St. Lorenzo weht immer, mit nur seltenen Ausnahmen, eine frische Brise. Im Walde hatten wir außerdem, wenn ja die Sonne einmal herauskam, Schatten genug; ja, man mußte sich Mühe geben, um herauszufinden, wo sie eigentlich stand, wenn sie wirklich einmal schien. Wir wanderten deßhalb, so gut und so schlecht es das mit Unterholz dicht bewachsene und mit Lianen durchzogene Terrain erlaubte, langsam vorwärts, und machten mit unserem durch die Büsche Hauen und Brechen eben Lärm genug, um jedes Wild aus unserer Nähe fortzuscheuchen. Außerdem hatte ich selber noch keine rechte Ahnung, was ich mit meiner auf weite Entfernung eingeschossenen Büchse hier eigentlich wolle, denn zehn Schritt war etwa die größte

Weite, auf die man ungehindert sehen konnte. Ich fing an zu glauben, daß Schrotgewehre hier eine weit zweckmäßigere Waffe seien, und zwei von unseren Trägern, wie der Amerikaner Herr Smith, schleppten auch in der That drei so nichtswürdige einläufige Schrotflinten mit durch den Busch, wie nur je in einer tropischen Regenzeit vom Rost zerfressen waren. Außerdem führteu zwei der Leute statt der Wanderstöcke Lanzen, um, wie sie sagten, damit die wilden Schweine abzufangen.

Ueberhaupt erzählten sie von diesen wilden Schweinen, die in mächtigen Rudeln zusammenstehen sollten, wunderbare Geschichten. Mit unserer Jagd war es aber an diesem Tage Nichts. Die Hunde wurden allerdings einmal laut, und einer der Träger meinte, daß sie Tatabras, eine kleine Art Schweine, aufgestöbert hätten. Ob diese aber nicht hielten, oder ob sie sich selber zu wenig dafür interessirten, sie kamen bald wieder zurück, und um drei Uhr Nachmittags erklärten die Leute schon, daß sie halten und einen sogenannten Rancho oder Lagerplatz aufschlagen müßten. Mir kam das allerdings ein wenig früh vor, denn die Sonne geht hier erst um sechs Uhr unter, und um einen Lagerplatz für die Nacht zu bauen, hat man nicht gerade drei Stunden nöthig. Um drei Uhr

wurde aber richtig Halt gemacht, und die Leute stellten ein geräumiges schräg stehendes Dach aus Pfählen, Stangen und Palmblättern her, unter dem wir recht gut alle acht Mann ausgestreckt liegen konnten. Die Lebensmittel wurden dann hervorgesucht und Feuer gemacht, und noch stand die Sonne voll und klar am Himmel — wenigstens konnten wir sie dann und wann durch das Gewirr von Wipfeln erkennen, als wir, nach beendeter Mahlzeit, mit einer dampfenden Cigarre behaglich ausgestreckt auf unserem Blätterbett lagen.

Das hieß allerdings „Tageslicht verbrennen,“ ließ sich aber nicht ändern, denn die ganze spanische Rasse ist faul und lässig, und hat, eine ganz eigenthümliche Thatsache, gar keinen Begriff von der Zeit und ihrem Werth. Das ganze Leben dieser Menschen beschränkt sich einzig und allein darauf, genug zum Leben, das heißt zum Essen, zu haben, denn Quellen sind überall, und weßhalb also ihren Körper anstrengen, wo es nicht unumgänglich nothwendig ist, das heißt wo es sich nicht darum handelt, die nöthigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen?

Kaum war die Sonne untergegangen, als der allnächtliche Regenschauer einsetzte und uns zwang

unser Lager so herzurichten, wie wir es die Nacht über einnehmen wollten. Am nächsten Morgen, lautete die Ordre, mit Tagesgrauen wieder bereit zu sein.

Am nächsten Morgen waren wir auch wirklich mit Tagesgrauen wieder auf, und das Frühstück beschäftigte uns nicht lange. Es bestand aus Reis und getrocknetem Fisch, wie gebackenen Bananen. Diese letzteren bilden ein, ja ich könnte fast sagen, das Hauptnahrungsmittel des Eingeborenen; er bereitet sie auf die verschiedenartigste Weise zu, benutzt sie aber fast ausschließlich — was kein anderes Volk der heißen Zone thut — im grünen, also unreifen Zustande, und die Folgen sind ewige Magenleiden der Leute. Die Banane oder der Pisang wird noch grün, also vollkommen unreif, abgeschnitten, und anstatt sie nun wenigstens im Hause reifen zu lassen, was in vier bis fünf Tagen geschehen wäre, rösten sie dieselbe am Feuer, und verzehren ganz unglaubliche Quantitäten davon. Sie wird durch das Rösten allerdings genießbar, und schmeckt brodartig, liegt aber wie Blei im Magen. Eine viel bessere Art sie zuzubereiten, aber auch eine kostspieligere, ist das Backen im Fett, und die Leute hier thun dies stets, wenn sie sich auf einen län-

geren Marsch mit Lebensmitteln versehen wollen. Die grünen Bananen werden dann in dünne Scheiben zerschnitten und in die mit zerlassenem Fett gefüllte Pfanne geworfen, bis sie vollständig hart und braun gebacken sind. Dadurch werden sie nicht allein sehr schmackhaft, sondern sind auch außerordentlich leicht zu transportiren, und bieten ein gesundes Nahrungsmitel. Sechs in solcher Art gebackene Bananen wiegen noch nicht, was eine einzige grüne wiegt.

Chocolade ist außerdem das Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Ecuador; in ganz St. Lorenzo war aber kein Pfund Chocolade zu kaufen gewesen, und wir wanderten ohne sie und selbst ohne Kaffee in den Busch — Etwas, was ich wenigstens nur sehr ungern that.

Unser Marsch bot heute dieselben Schwierigkeiten wie gestern, mit der Zugabe eines kleinen Flusses, den wir kreuzen mußten. Dabei war mir selber die Hand, durch das schwere Messer, mit dem ich die Bäume zeichnete, das heißt die Rinde einriß, wund geworden — ich mußte das Alles erst wieder gewohnt werden — aber wir arbeiteten rüstig weiter, und ließen uns durch Nichts abschrecken. Das Land selber wurde hier mehr wellenförmig, das heißt die kleinen Hügel,

die wir hier trafen, wurden häufiger und steiler, und niedergeworfene und von Lianen umschlungene Stämme hielten uns oft nicht wenig auf.

Das Holz dieser Bäume ist, mit wenigen Ausnahmen, sehr hart, und eine große Anzahl von ihnen giebt es, die voll von gummiartiger Milch sind. Den eigentlichen Gummi-elasticum-Baum fanden wir hier nur in wenigen Exemplaren — ein anderer Baum ist aber derjenige, den die Leute hier den Kuhbaum nennen, und aus dem, sowie die Rinde nur mit Messer oder Axt getroffen wird, eine weiße, dicke, äußerst angenehme, süß und vanilleartig schmeckende Milch fließt. Der Baum heißt popa, und die Milch ist bis jetzt noch zu Nichts benutzt worden. Andere Arten geben eben so reichlich Milch, aber von einem mehr bittern Geschmack. Die Popamilch soll ein vortreffliches Mittel gegen die Dysenterie sein. Eine Menge Farbehölzer kommt ebenfalls vor, und verschiedene wurden uns gezeigt, von denen einige eine vortrefflich gelbe, andere eine schwarze Farbe geben sollen. Ich werde alle diese Bäume später näher beschreiben. Besonders interessirte mich die Elfenbeinnuß — oder das sogenannte vegetabilische Elfenbein — die auf einer niedern Palme hier in Masse wächst. Die Palme trägt eine An-

zahl stachliger Fruchtkolben von dem Umfang sehr großer Kegelkugeln, und in diesen sitzen die Nüsse in Masse beisammen, bis sie vollkommen reifen und ausfallen. Vorher gehen sie aber mehrere Stadien der Reife durch, in denen sie genießbar sind, und sogar ein sehr angenehmes und kühlendes Nahrungsmittel bieten. Zu allererst ist die große Nuß in ihren einzelnen Höhlungen mit einem frischen, aber nicht besonders wohlschmeckenden Wasser angefüllt; dieses verdichtet sich indeß bald und wird zu einer gallertartigen Masse, die angenehm süß und erfrischend schmeckt. Noch reifer erhärtet sich diese Masse, und wird zäher und zäher, bis die Zähne zuletzt darin haften. Noch später wird die innere Nuß hart und bröcklicht, und zuletzt so hart und fest wie Elfenbein, dem es vollkommen gleicht, nur daß es nicht die weißlichgelbe und fettige, sondern mehr eine weißbläuliche Färbung hat. Die Größe der Nüsse ist verschieden, meist aber wie Tauben- und Hühnereier; doch kommen sie weiter im Innern des Landes noch größer vor, und werden besonders in Quito zu allerlei kleinen Arbeiten verwendet.

Der Wald blieb sich gleich, und Wild war nicht zu sehen, außer ein paar Rudel von Affen, die einen Heidenlärm in den Bäumen machten. Unsere ein-

geborenen Jäger schossen ein paarmal nach ihnen mit ihren Schrotgewehren, aber die Bäume waren zu hoch, und der Schrot richtete nichts aus. Ich selber wollte keinen Affen schießen, und erlegte gegen Abend einen Pava, den die Leute hier Truthahn nennen. Der Vogel hat Aehnlichkeit mit dem Truthahn, nur daß er bedeutend kleiner ist. Seine Färbung ist schwarz und rostbraun, mit einem röthlichen Bart an der Kehle. Er lebt gesellig in Völkern, und lockt mit einem nicht unmelodischen Pfeifen. Das Fleisch war vortrefflich, und bot eine gute Abwechselung gegen den trockenen Fisch und noch trockeneres gedörrtes Kuhfleisch, das wir mitführten.

Und der Wald blieb sich gleich: dichte Baumschatten, mit den Wipfeln fest ineinander greifend, daß die Affen mit Leichtigkeit ihre Bahn dort obenhin verfolgen konnten; prachtvolle hochstämmige Palmen dazwischen aufschießend, zu denen die Elfenbeinpalmen — negritos — mit Tausenden von andern niedern Bäumen und Büschen das Unterholz bildeten. Kein Sonnenstrahl fiel auf diesen Boden, der, ewig feucht, in ewigem Schatten lag, keine Brise fächelte diese purpurrothen Lianenblüthen, die in dichten Trauben niederhingen. Ja, oben in den höchsten Wipfeln brauste es

manchmal hin. Wir konnten von unten erkennen, wie sie sich bewegten; wir hörten das ferne Rauschen, das wie das Brausen eines mächtigen Stromes zu uns drang; wir fühlten die schweren Tropfen, die der Wind aus den höchsten Blattkronen auf uns niederschüttelte, aber hier unten herrschte ewige Ruhe und Dämmerung, und weiter und weiter verfolgten wir unsere mühselige Bahn.

Die Nacht verging wie die vorige; gleich nach Sonnenuntergang begann der Regen, und hörte wie gewöhnlich gegen Morgen auf. Im Juni, sagen die Leute, beginnt hier die trockene Jahreszeit, aber wir hatten jetzt Mitte Juli, und in den letzten vier Wochen erst zwei trockene Nächte gehabt, ja oft halbe Tage Regen.

Am nächsten Tage schoß ich zwei Pavas, die sich trotz unserm Hacken in den Bäumen hielten. Wie brauchten sie dabei nöthig, denn unsere Leute, die keinen Begriff von einer Eintheilung der Rationen hatten, wirthschafteten mit den Lebensmitteln, als ob sie nur immer in die vollen, frisch gefüllten Fässer zu greifen brauchten. Der Amerikaner that dabei sein Möglichstes, denn er aß den ganzen Tag, und war dann am Abend natürlich krank. Er überraschte uns auch in der That schon am dritten Tage mit der Nachricht,

daß der Reis aufgebraucht sei; die gebackenen Bananen hatten den Burschen ebenfalls gut geschmeckt, und es blieb uns, wenn wir kein Wild erlegen konnten, Nichts weiter als der getrocknete Fisch — eine Mischung von Gräten und Schuppen, die anfing in Verwesung überzugehen. An diesem Abend hielten wir aber noch ein treffliches Mahl von unsern Pavas, und lagerten an einem reizenden kleinen Strom, in dem wir — eine unbeschreibliche Wohlthat nach all dem Schlamm und Schmutz — ein erfrischendes Bad nehmen konnten.

Böse Noth hatte ich aber mit meiner Doppelbüchse, denn trotzdem, daß ich mein Möglichstes that, sie rein und trocken zu halten, war das Letztere doch vollkommen unmöglich. Nicht allein die immer feuchte Luft, in die kein Sonnenstrahl drang, beförderte den Rost, sondern die Büsche, die wir abhieben, oder die Bäume, die wir markirten, schauerten ununterbrochen ihre Reste von dem letzten Nachtregen auf uns nieder. Die Läufe außen waren schon ganz roth angelaufen, und selbst im Innern konnte ich sie nicht vom Rost frei halten, ja, ich mußte sie jeden Morgen nothgedrungen einmal abschießen, um sie wenigstens im Schuß zu erhalten. Nur in der Absicht, dabei den Zug auf etwa zwei, höchstens drei Tage zu

begleiten, hatte ich mir auch keineswegs viel Munition mitgenommen, und meine Kugeln schmolzen bös zusammen. Nichtsdestoweniger wollte ich jetzt den kleinen Trupp nicht verlassen, und beschloß wenigstens so lange als möglich bei ihm auszuhalten.

An diesem Tage sahen wir wieder viele Affen, und einer der Leute that sein Möglichstes, um einen von ihnen zu erlegen. Er schoß auch, aber die Affen gaben mit einem furchtbaren Skandal und Geheul Fersengeld, und sie quälten mich jetzt, meinem Vorsatz untreu zu werden. Gegen Mittag trafen wir wieder einen Trupp, der sich in dem Wipfel eines riesigen Baumes höchst unnöthiger Weise sehr bemerkbar machte. Durch das Hacken scheu gemacht, zogen sie sich seitwärts ab, und ich schoß einen von ihnen, der gerade auf einem ausgezweigten Ast aufrecht hinlief, mitten durch die Brust, daß er todt herabstürzte. Die Zubereitung desselben an dem Abend war so ekelhaft wie appetitraubend; sie streiften ihn nicht ab, sondern sengten ihm die Haare über einem Feuer, gerade wie sie ein Schwein behandeln, und zerlegten ihn erst nachher. Weder ich noch der Engländer konnten und mochten einen Bissen davon genießen, und delectirten uns an dem Abend mit getrockneten Fischgräten.

Am nächsten Tage dieselbe Lage. Ich hatte

vergebens versucht einen Pava zum Schuß zu bekommen, die unsichtbar in den dichten Wipfeln blieben. Als ich ihnen nahzukommen suchte — denn die Träger waren noch viel weiter zurück — hörte ich das rasende Geheul der Affen, und sah endlich einen von ihnen, der an seinem langen Schwanz an einem Baumast hing, und mit Zähnefletschen und wilden Gesticulationen mit den unter ihm stehenden Männern demonstrirte. Ich schoß ihn gerade durch den Kopf; er blieb regungslos wohl noch eine volle Minute hängen, und stürzte dann mit schwerem Fall aus seiner Höhe nieder.

Diese Art Affen ist vollkommen schwarz, hat einen langen Schwanz, und steht, voll aufgerichtet, etwa drei Fuß hoch. Bei St. Lorenzo habe ich aber auch noch eine kleinere Art mit weißem Gesicht gesehen, und dann soll es noch eine weit größere, ebenfalls schwarze Art geben. Wie uns die Leute sagten, war das Fleisch außerordentlich zart und saftig, und der Affe verschwand. Dem einen Neger aber, der auch davon gegessen hatte, wurde übel und weh danach, und er verschwor sich, keinen mehr anzurühren. Ich glaube, „er sah in der geschwollenen Ratte sein ganz leibhaftig Ebenbild,“ denn die beiden sahen einander wirklich ähnlich.

Ganz erstaunliche Geschichten hatten uns indeß die Leute von der Unmasse wilder Schweine erzählt, von denen der Wald wimmeln sollte. Es ist wahr, wir sahen ihre Zeichen überall, aber von den Schweinen selber keine Spur. Zwei Arten sollte es geben; die eine, tatabra genannt, klein und weißlich; die andere, seyno, größer und schwarz. Die Seynos sollten außerordentlich wild und tapfer sein.

An dem Morgen hatten wir wieder viele Spuren angetroffen, als gegen Mittag plötzlich ein wahrhaft mephitischer Gestank die Luft erfüllte, und gleich darauf der ganze Wald von grunzenden und durch die Büsche brechenden Schweinen lebendig schien. Im Nu hatte ich Alles abgeworfen, was an mir hing, und lief nach der Richtung hin, in der ich die meisten hörte; in diesem Dickicht war es jedoch unmöglich, irgend Etwas am Boden auf eine Entfernung zu schießen. Rechts und links von mir sah ich auch schon ein paar der Träger mit ihren Lanzen durch das Gewirr von Sträuchern und Palmblättern springen, aber doch nicht so rasch, als sie vielleicht hätten springen können, und kaum eine Minute später stand ich mitten im Rudel, der rechts und links grunzend und stinkend an mir vorbeisauste. Ein tüchtiger

Eber, der mich vielleicht noch gar nicht einmal gesehen hatte, kam gerade auf mich zu, und ich schoß ihn auf etwa fünf Schritte im Feuer zusammen, wie ich mich aber wandte, um auch meine zweite Kugel zu verwerthen, und eben die Büchse dazu auf ein anderes starkes Schwein an den Backen hob, sah ich, über meinem Korn hin, das rothe Hemde Eines der Leute, der mit der Lanze in der Hand sein Bestes that, den Schweinen aus dem Wege zu kommen. Ehe ich — darüber erschreckt — wieder fertig wurde, waren die Schweine in dem heckenartigen Gestrüpp verschwunden; nur rechts und links von mir fielen noch ein paar Schüsse, und ein winzig kleiner Frischling, der sich verspätet hatte, lief dicht an mir vorüber.

Das Rudel hielt sich übrigens nicht auf, zeigte sich nicht im Geringsten kampflustig, und brach so rücksichtslos in das tollste Dickicht mitten hinein, daß wir ihm unmöglich folgen konnten.

Die Jäger kamen jetzt zusammen, aber das Resultat war, nach allen gehegten Erwartungen, ein sehr geringes. Außer meinem Schwein brachte nur noch Einer der Leute einen Frischling, den er mit fünf Lanzenstichen glücklich erlegt hatte. Die Schrotschüsse waren alle, wenn auch nur in einigen Schritt Entfernung gefeuert, erfolglos ge-

blieben, da die Schweine „ja nicht hielten.“ Nichtsdestoweniger hatten wir jetzt wieder genug zu leben, und mehr Fleisch hätten wir nicht allein nur schwer fortbringen können, sondern es wäre auch noch vielleicht in dem warmen, feuchten Walde verdorben.

Diese Nacht hielten wir ein Lukullisches Mahl, und daß wir weder Brod noch Bananen mehr hatten, konnte den Genuß nicht verringern. Wir fanden überdieß ein Surrogat an zwei Dingen im Walde. Das eine von diesen war eine Art freilich nicht sehr süßer Kastanie von eichelartigem Geschmack, die aber geröstet sich wenigstens genießbar erwies; das andere eine Palmenart, die oben in ihrem Herz, wo die Blätter auszweigen, ein prachtvolles nußartiges Fleisch enthielt. Freilich mußte die Palme jedesmal gefällt werden, um dazu zu gelangen.

Am nächsten Tage kam Nichts zum Schuß als Affen, die ich nicht schießen wollte, da wir genug Fleisch hatten. Ueberhaupt war meine Munition fast zu Ende; trotzdem blieb ich noch, denn ich hoffte auf besseres Wetter und auf das Erreichen des Wegs, dem wir entgegenstrebten. Der nächste Tag sollte uns eines Bessern belehren. Eine Strecke, zu der wir 25 Minuten gebraucht hatten,

um uns einen Weg hindurchzubahnen, legten wir auf diesem Wege in fünf Minuten wieder zurück, also konnte der Fortgang, den wir die ganze Woche gemacht hatten, nur ein sehr geringer sein. Anstatt außerdem die schon im Juni versprochene trockene Jahreszeit zu bekommen, schien es, als ob Ende Juli alle Schleußen des Himmels auf's Neue geöffnet würden. Am siebenten Abend, ehe wir nur begonnen hatten unsern Rancho für die Nacht zu bauen, fiel um 4 Uhr Nachmittags ein Schauer, der uns in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Guß dauerte bis 3 oder 4 Uhr Morgens, und die Nacht lief das Wasser in kleinen, freundlichen Bächen durch unser Lager. Am nächsten Morgen mußte ich meine Büchse abschießen, und behielt nur, nachdem ich sie wieder geladen, noch eine Kugel übrig. Das ging nicht länger; hier konnte ich, ohne Munition, von keinem weitern Nutzen sein, ja, ich half nur die wenigen Lebensmittel aufzehren; wanderte ich aber rasch zurück, so war es möglich, in dem ausgehauenen Wege Lebensmittel nachzusenden.

Ich war rasch entschlossen, hatte auch in der That keine andere Wahl, wand, so gut es gehen wollte, meine Kleider aus, und zog sie, naß wie sie waren, wieder an, schulterte meine mißhandelte

Büchse — ich hätte weinen mögen, wenn ich sie nur ansah — und zog allein durch den weiten öden Wald zurück. Sonderbar war mir dabei zu Muthe, die Brust beklemmt, der Athem schwer — ich fürchtete, daß ich krank würde, und ein Wunder wäre es nicht gewesen. Soviel rascher wanderte ich aber jetzt durch den nach dem schweren Regen von allen Zweigen tropfenden Wald, glitt steile schlüpfrige Hänge hinab, arbeitete mich an andern mit Hülfe eines abgehauenen Bergstockes hinauf, watete durch die jetzt vollen Bäche vollkommen rücksichtslos um nasse Füße, und stand plötzlich an einem bis an die steilen Ufer gefüllten Bergstrom, den wir vor zwei Tagen auf einem durchliegenden Baumstamm trockenen Fußes gekreuzt hatten. Mit meinem langen Stock konnte ich dabei keinen Grund fühlen, das Wasser schoß mit wilder Gewalt vorbei, und es blieb mir natürlich Nichts übrig als hinüber zu schwimmen. Dreimal mußte ich das thun, um alle meine Sachen hinüberzuschaffen, und als ich zum zweitenmal gerade mit meiner Büchse den Uebergang machen wollte, hörte ich eine menschliche Stimme, die nicht weit davon ihr deutliches Huhp, huhp! rief.

Der Ruf klang so genau wie unser alter Jagdruf in den Bergen daheim, daß ich ordentlich er-

schrocken anhielt. Thorheit; ich war im Walde von Ecuador, und keine befreundete Stimme schallte zu mir herüber. Waren das vielleicht Indianer, oder — die Leute, die der Ingenieur mit hatte, waren des Marsches herzlich müde gewesen — sollten sie vielleicht desertirt sein und sich verirrt haben? Der Ruf klang genau so, auch nicht aus der Richtung, in der ich gekommen, denn die wußte ich nach meinem Compaß genau. Natürlich gab ich den Ruf zurück, und wieder antwortete es rasch und wie erfreut huhp! — huhp, huhp! dann war eine Weile Alles ruhig — ich rief noch einmal; huhp, huhp antwortete es jetzt aus viel weiterer Ferne und in anderer Richtung, und immer weiter fort: huhp — huhp, huhp! — Jetzt wußte ich, woran ich war, und kein Mensch hatte gerufen, sondern ein Vogel, den die Ecuadorianer auch den „Verirrten," perdido, nennen.

Ich hielt mich jetzt nicht länger auf, um meinen Uebergang zu bewerkstelligen, wozu ich etwa eine halbe Stunde brauchte, fand drüben, zuerst durch ein dorniges Bambusdickicht hackend, unsere Bahn, die sogenannte Trocha, und hatte wieder Nichts als Wald, als Dickicht um mich her. Der Wind strich wohl dabei über diese Wildniß hin, aber er konnte mir nur in stärkeren Schauern die

Tropfen aus den Wipfeln niedersenden, mich nicht selber erreichen, mir die Schläfe zu kühlen, und jetzt — jetzt zum ersten Male begriff ich, w a s mir die Brust so beengt, was mir das Herz so beklemmt hatte, als ich an diesem Morgen allein meine Wanderung antrat. Es war die Sehnsucht nach Licht, nach Luft gewesen, nach dem warmen lichten Sonnenstrahl, nach dem frischen Luftzug, der über die Höhen strich — nach Licht, nach Luft, und wie in einem Kerker fühlt' ich mich auch in demselben Augenblick. Was hätte ich jetzt darum gegeben, einmal, und wenn auch nur für einen Augenblick, über diese Wipfel emporsteigen und der Brise die Stirn entgegenhalten zu können — nur einmal wieder die Wolken und den freien blauen Himmel zu sehen. Aber dem strebte ich ja jetzt zu, wenn ich, so rasch ich konnte, meinen Weg verfolgte, und ich ließ wahrlich das Gras von da an nicht unter den Füßen wachsen. Dabei fand ich aber auch bestätigt, wie geringen Fortgang wir mit unserer Waldarbeit gemacht; denn immer, nach nicht anderthalbstündigem Marsch, erreichte ich wieder einen unserer Lagerplätze, die zu gewinnen wir einen vollen Tag gebraucht. Um 9 Uhr war ich von unserem letzten Lager aufgebrochen, und um halb 3 Uhr kam ich an das Ufer

des kleinen Stromes, wo wir die dritte Nacht campirt.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, noch an dem nämlichen Abend St. Lorenzo zu erreichen; that ich dieß aber nicht, so kam ich gerade mit Dunkelwerden in den fast gar nicht markirten und sumpfigsten Theil unseres Weges. Ich fühlte außerdem auch das Bedürfniß nach Ruhe, nach einem frischen Bade, und der kleine Strom rauschte gar so verlockend dazu vorüber. Rasch entschlossen warf ich meine Sachen unter unsern alten Rancho, der mir wenigstens für die Nacht ein trockenes Lager versprach, badete und erfrischte mich dadurch vollkommen, und befand mich nun so wohl, wie sich ein Mensch in nassen Kleidern und mit Nichts als einem kleinen Stück kalten Schweinefleisch als Nahrung nur befinden kann. Eben so schwierig war es, ein Feuer anzuzünden, aber auch eben so unnöthig, denn wenn ich auch kurz vor Dunkelwerden noch einen Pava geschossen hatte, genügte das schon gekochte Schweinefleisch doch vollkommen für eine Nachtmahlzeit, und am nächsten Tage war ich so früh in St. Lorenzo, daß ich mein Frühstück bis dahin recht gut aufschieben konnte. Ich machte mir also mein Lager so gut als möglich frisch zurecht, warf die alten Palmblätter erst

einmal bei Seite, um zu sehen, ob sich in den fünf Tagen kein Ungeziefer, Schlangen und Derartiges, dort eingenistet habe, legte frische auf, und hatte bald ein weiches und bequemes Bett fertig, dem mein Regenmantel als Decke dienen konnte — Regenmantel, das unnützeste Ding, das ein Mensch in einem solchen Wald mitnehmen kann, denn bei Tage kann man ihn bei der Arbeit doch nicht umhängen, und Nachts dient er höchstens zur warmen Decke.

Da ich übrigens vorhin Schlangen erwähnt habe, ist es wohl nöthig, ein paar Worte darüber zu sagen. Ehe ich selber nach Ecuador kam, waren mir die furchtbarsten Geschichten über die Unmasse von Schlangen erzählt worden, die hier den Wald beleben sollten. Auf unserem siebentägigen Marsch durch unbetretene Wildnisse, durch Sumpf und Dickicht hatten wir vier kleine Schlangen getroffen, die uns rasch aus dem Wege glitten, und an diesem Tage war ich wieder nur einer einzigen, kaum fingerstarken, begegnet, die mir eben so willig Raum gab.

Den Abend saß ich noch, bis es völlig dunkelte, am Ufer des kleinen murmelnden Stromes, eine Cigarre rauchend und von der Heimath träumend, und warf mich dann auf mein einsames Lager,

um eine Unzahl der kleinsten und blutdürstigsten Fliegen zu füttern, die mir je im Leben vorgekommen. Diese Bestien sind so klein, daß man sie am hellen Tage auf der Hand mit bloßem Auge kaum erkennen kann, und stechen schmerzhafter als ein Mosquito, richteten mich auch diese Nacht so zu, daß ich am nächsten Morgen von rothen Punkten wie besäet war. Ohne diese kleinen Quälgeister hätte ich ruhig genug schlafen können, denn keiner der gedrohten Tiger, die Jeden im Wald ohne Feuer Schlafenden rettungslos überfallen sollen, stattete mir einen Besuch ab. Ich wußte schon seit lange, was ich von solchen Märchen zu halten hatte — sprang aber doch einmal in der Nacht mit meinem Messer in der Hand in die Höhe, als mein Rancho plötzlich schüttelte und bebte. Am nächsten Morgen fand ich, daß ein dürrer Ast darauf gefallen war.

Mit Tagesgrauen war ich wieder auf, badete noch einmal, schulterte Büchse und Bergsack, kreuzte den kleinen Strom, der in der Nacht um wenigstens 2 Fuß gefallen war, auf einem darüber gestürzten Stamm, und verfolgte meine Bahn wieder nach den Spuren, die unsere Messer hie und da an den Zweigen zurückgelassen hatten. Wo wir

uns durch dichtes Gestrüpp gehauen, fand ich natürlich einen ordentlichen Weg.

Noch war ich kaum eine Viertelstunde marschirt, und auf dem ersten niedern Hügelrücken, der den Fluß begrenzte, angekommen, als ich unter mir im Thal etwas durch die Büsche brechen hörte, und gleich darauf einen rothen Punkt bemerkte, der sich bewegte. Das war jedenfalls ein Hirsch, und obgleich ich keine Kugel mehr bei mir hatte, um den abgeschossenen Lauf wieder zu laden, konnte ich diese Gelegenheit doch nicht unbenützt vorübergehen lassen. Zu viel hatte ich schon von den Ecuador-Hirschen gehört, theils aus Erzählungen, theils im Walde, wo sie in den Dickichten stets ungesehen verschwanden, daß ich deren nähere Bekanntschaft, wenn irgend möglich, machen mußte. Durch den steilen Hang begünstigt, hatte ich hier auch auf etwa hundert Schritt freie Flucht für meine Kugel, und wenn auch nur eben Büchsenlicht, ließ sich doch deutlich im Visir das Korn erkennen. Ich überlegte auch in der That nicht lange, zielte vorsichtig — denn wenn man nur noch zwei Kugeln zu verschießen hat, drückt man gewiß nicht leichtsinnig ab — und hörte fast zugleich mit dem Schlag der Büchse das Gestöhn

eines getroffenen Rothwilds, dabei schlug es einen Augenblick in den Zweigen, dann war Alles ruhig.

„Brav!“ dachte ich, und setzte aus alter Gewohnheit die Büchse nieder, um wieder zu laden, ehe ich zu dem erlegten Wild hinabstieg — ich hatte ja keine Kugel mehr als die im linken Rohr, warf die Büchse seufzend auf den Rücken, setzte meinen Bergstock ein, und glitt den steilen lehmigen Hang hinab. Bei dem ersten Geräusch aber, das ich machte, wurde es unten wieder lebendig, und ich sah jetzt — ein paar mächtige Flügel den Boden schlagen. Das war kein Hirsch, aber was denn? Im Nu war ich unten, und fand jetzt einen großen rostbraunen Vogel mit einem Federbusch wie ein Wiedehopf, schwarz und weiß gesprenkelt, der in den letzten Zuckungen am Boden lag. Der Beschreibung nach, die ich von diesem Wild gehört, mußte das ein Pahûi sein, und zwar ein Weibchen, denn der männliche Vogel ist vollkommen schwarz. Jedenfalls war es ein tüchtiger Bursch, so groß wie unsere stärksten Truthähne, und schon die Kugel werth. Er war mit dunkler Zeichnung fast vollständig rostbraun, aber mit einer Stimme, die nichts weniger als vogelartig klang. Als ich ihn aufgriff, stöhnte er noch einmal wie ein Hirsch, und verendete dann.

Mit dem allerdings bedeutend kleineren Pava im Bergsack hatte ich jetzt freilich genug zu tragen, aber auch nicht mehr so sehr weit, und wanderte rüstig vorwärts. Um 12 Uhr etwa erreichte ich den Sumpf, hieb mir von da in gerader Richtung meine Bahn nach dem Nadadero, fand unfern von dessen Ufern unsere Trocha wieder, kreuzte die Platanare oder Plantaingärten, und stand, kaum eine Viertelstunde später, mit einem Gefühl, das zu beschreiben unmöglich wäre, auf der Lichtung von St. Lorenzo im vollen Sonnenschein und in einer prachtvollen Seebrise, welche die Bay zu uns heraufwehte. Aber wie sah ich aus — meine Beinkleider bis hinauf zerrissen und zerfetzt, meine Schuhe offen, Alles, was ich an mir trug, durchnäßt und halb verfault, hungrig dabei und müde, mit den schmerzenden Bissen jener kleinen Sandfliegen in den Gliedern. Doch hier fand ich Rast, und traf nun augenblicklich Anstalt, daß meinen bisherigen Begleitern sogleich Lebensmittel nachgesandt wurden.

Die Träger — denn ein Einzelner der hiesigen Leute ginge unter keiner Bedingung allein durch den Wald — erreichten sie aber nicht mehr im Walde, denn der kleine Trupp hatte an demselben Tage, an dem ich den Rückweg antrat, den

Bogotafluß und dort ein Canoe getroffen, mit dem sie, um sich zu erholen, nach Concepcion hinabgingen. Ein anderes Canoe brachte ihnen aber die stets willkommenen Lebensmittel, Fleisch, Bananen mit etwas Chocolade und Agua ardiente nach, und der Ingenieur konnte jetzt von dort seinen Weg mit größerer Bequemlichkeit nach Quito fortsetzen.

5.

Die Kittiwake.

Soviel ich auch gereist bin, und wohin mich immer meine Bahn geführt, ich habe mir dazu immer nur solche Länder ausgesucht, in denen die Wildniß mit der Civilisation ringt, und dort stets den interessantesten Stoff für meine Skizzen gefunden. Es mag ein eigener Reiz darin liegen, den Spuren vergangener Jahrtausende zu folgen, die Ruinen gesunkener Größen aufzusuchen und auf den Gräbern Derer zu wandeln, deren Schicksale schon unsere erste Jugendzeit beschäftigte — aber für mich den freien wilden Wald, die raschgebaute Hütte des Indianers, das neue frische Leben der Gegenwart. Ich will Nichts von dem Moder vergangener Jahrhunderte; ich fühle kein Sehnen über das zu grübeln, was geschehen ist, Tausende von Menschen vergeuden ihre Le-

benszeit damit — wo sich aber der Wald lichtet, wo ein neues frisches Leben beginnt und um die stille Heimath der Menschen noch das Thier der Wildniß schleicht — wo etwas Neues zu schaffen ist, da bin ich zu Haus — und habe meine Freude dran und das Gefühl nur hat mich eine lange, Etwas monotone Zeit in diesem Fischerdorf überdauern lassen.

Jeder Mensch weiß, wie unangenehm es ist, auf etwas zu warten. Jeder Mensch weiß das aber nur eigentlich im detail; ich habe es hier en gros empfunden, in denen ich zwei und einen halben Monat für das erwartete — sehnlich erwartete Schiff oder die Jacht Kittiwake auf der Lauer lag.

Wie manchen langen, langen Tag habe ich dort in meinem Bambusneste gesessen, das Teleskop neben mir, und jedes um die weit unten ausbiegende Landspitze kommende Canoe musternd — wie oft gehofft, die langgestreckten Ruder englischer Matrosen in einem dieser Fahrzeuge zu sehen! So lang dauerte die Zeit, daß ich endlich aufgab darauf zu harren, und mich schon bereit machte den Platz zu verlassen, ohne die Kittiwake hier einlaufen zu sehen.

Die Kittiwake war nämlich das Fahrzeug —

eine reizende und sehr große Jacht — welche die Englische Gesellschaft, die Ecuador land company, nach dem Pailon gesandt hatte, die erst Ansiedelung an diesem Orte zu gründen, einen Weg nach Quito zu bauen und das Land in der Nachbarschaft des vortrefflichen Hafens zu verwerthen. Engländer und Deutsche waren an Bord derselben, als erste Ansiedler das Land hier zu betreten, und es ist sehr natürlich, daß ich der Ankunft dieses Fahrzeugs mit dem größten Interesse entgegengesehen hatte.

Eines Nachmittags — ich dachte schon kaum mehr an die Kittiwake, denn sie war 208 Tage in See, während ich nur noch die Rückkunft des Direktors erwartete — kam ein Canoe von St. Pedro, der Mündung der Bay herauf, und berichtete, daß ein Fahrzeug, „halb Schooner, halb Brig,“ vor der Einfahrt sei. Später kam ein Canoe von Esmeraldas, die Nachricht bestätigend, daß es wirklich die Kittiwake sei, die sich hier zeigte, und daß sie vorher in Esmeraldas eingelaufen wäre. Hatte sie wirklich einen guten Pilot an Bord, und die richtige Einfahrt getroffen, so konnte sie recht gut mit der Fluth in St. Lorenzo sein; jedenfalls durfte ich erwarten, daß sie in diesem Falle ein Boot heraufsenden würde —

aber die Fluth kam und ebbte, und kein Boot erschien, und ich machte mich jetzt bereit, am nächsten Morgen mit einem Canoe auszulaufen und dem Fahrzeug zu begegnen.

Um 4 Uhr Morgens, mit der ausgehenden Ebbe, waren wir unterwegs; als aber mit Morgengrauen das kleine Fischerdorf St. Pedro sichtbar wurde, suchte ich vergebens die schlanken Masten des Erwarteten. Weiter und weiter rudernd, erkannten wir es endlich in blauer Ferne, weit draußen in See, und zwar vollkommen in Lee vor der Einfahrt, an einer der gefährlichsten Stellen der ganzen Küste. Wie wir später erfuhren, hatte der von der Tola mitgenommene Pilot die Einfahrt nach St. Pedro verfehlt und das Fahrzeug sogar dort auf den Sand gesetzt. Glücklicherweise aber kam es unbeschädigt wieder los, und ankerte jetzt, unsere Ankunft erwartend, draußen in der See.

Um sieben Uhr etwa erreichten wir, von der ausgehenden Ebbe begünstigt, die Kittiwake, und es war ein eigenes, wohlthuendes Gefühl, mit dem ich ihr Deck betrat. Ich liebe überhaupt den Theergeruch, liebe die See, und ein so prächtiges Fahrzeug, wie diese kleine kecke Jacht, that den Augen wohl.

Der Capitain wie die Herren an Bord begrüßten mich auf das Freundlichste — sie waren Alle froh, Jemanden zu sehen, der sie endlich, nach langer, langer Reise in den sichern Hafen einführen konnte, und ich hatte einen der eingeborenen Lootsen mitgebracht, und ihnen außerdem viel von dem neuen Lande zu erzählen, das für die nächsten Jahre ihre Heimath sein sollte. Es blieb uns aber nicht viel Zeit dazu; denn vor allen Dingen mußte der Anker wieder gelichtet und das Fahrzeug vor die Einfahrt des wirklichen Canals gebracht werden, dort die steigende Fluth zu erwarten, und über die Barre zu kommen, die in niedrigstem Wasser nur zwei und einen halben Faden (brazos, wie sie hier sagen) hat. Das war in etwa einer Stunde, gegen den Wind anlavirend, geschehen; der Anker rasselte wieder, in fünf Faden Wasser, in die Tiefe, und es blieben uns jetzt ein paar Stunden, die günstige Fluth geduldig zu erwarten.

Vom Pailon hatte ich zwei Eingeborene mitgebracht — Leute, die ihr Lebelang gewohnt gewesen waren, in ihren Canoes theils in der oft sehr bewegten Bay, theils draußen in See herumzufahren und zu fischen, und dennoch konnten sie die davon verschiedene Bewegung des größeren Fahr-

zeugs nicht vertragen. Der Eine, der eigentliche Lootse, hielt es ziemlich gut aus, der Andere aber wurde richtig seekrank, bekam ein sehr weißes und sehr langes Gesicht, setzte sich still auf Deck nieder, verweigerte hartnäckig jedes Frühstück und sah sehr häufig über Bord.

Wir haben dieselbe merkwürdige Thatsache mit den Seevögeln: Albatroß, Kaptauben, Möven 2c., die auch ihr Lebelang auf den wildesten Wellen schaukeln, und augenblicklich richtig seekrank werden, sobald sie gefangen sich auf dem Deck eines Fahrzeugs befinden.

Ich selber freute mich indessen wieder einmal, nach langer monotoner Kost von Bananen, Fischen und Wild, einer europäischen Mahlzeit, und das Salzfleisch und Brod besonders, mit einer Tasse recht guten Kaffees, mundete vortrefflich. Dabei mußte ich viel vom Pailon erzählen, und als Illustration dazu lag der weite Manglarenwald mit seinen geheimnißvollen Dickichten vor uns ausgebreitet. — Aber die Fluth stieg — das, was ich ihnen e r z ä h l e n konnte, sollten die Leute ja jetzt Alle selber erleben, und mit halber Fluth gingen die Matrosen wieder daran, den Anker zu heben und die nöthigsten Segel zu setzen.

Die Einfahrt in dem Pailon ist bis jetzt

noch, und bis der Hafen und Canal genau mit dem Loth untersucht und durch Bouyen bezeichnet ist, ziemlich gefährlich, denn die verrätherischen Sandbänke und Untiefen erstrecken sich so weit in See hinaus, daß man kaum die Landmarken ordentlich von dort aus unterscheiden kann. Unterdessen waren aber auch von dem nächsten Fischerdorf St. Pedro mehrere Canoes an Bord gekommen, so daß wir Leute genug hatten, die jeden Zollbreit dieser Sandbänke genau kannten — waren sie ja doch wie oft mit ihren Netzen darüber hingefahren, und hatten ihre Grundangeln überall gesenkt. Nichtsdestoweniger bleibt mit solchen Naturlootsen immer die Gefahr, daß sie keine Idee von einem tief im Wasser gehenden Fahrzeug haben. Sie sind nur ihre Canoes gewohnt, die sie im schlimmsten Falle über Sand und Schlamm mit Leichtigkeit hinziehen können, und es blieb daher immer nöthig, das Loth sorgfältig auszuwerfen und den Grund, über den man hinlaufen wollte, vorher zu fühlen. Doch es ging Alles nach Wunsch — über die Barre hin hatten wir reichlich Wasser, und während ich zwischen dem Lootsen und dem Capitain dolmetschte, bogen wir in den Canal ein, liefen auf St. Pedro zu, und befanden uns eine halbe Stunde später

in der weiten und tiefen vortrefflichen Einfahrt, die von Nord nach Süden auflaufend oben in den Pailon mündet.

Unsere Pailoneser aber, wie sie erst einmal das sichere tiefe Wasser der eigentlichen Bay unter sich wußten, waren nicht damit zufrieden, vor Klüver und Vorbramsegel langsam St. Lorenzo anzulaufen. Die Fluth war günstig, die frische Mittagsbrise, die gerade hinter uns drein kam, versprach und sicherte eine rasche fröhliche Fahrt, und sie ließen keine Ruhe, bis der Capitain alle Segel setzte, und die flinke Kittiwake blitzesschnell durch das leicht bewegte Wasser der Bai schoß.

Unsere Leute von St. Pedro hatten ihre Canoes hinten angehangen (das unsrige war an Deck genommen worden) und keine Idee von der Kraft, mit der ein solches großes Fahrzeug die Wellen durchschneidet. Die Folge davon war, daß die großen Segel der Kittiwake kaum in der günstigen Brise ausblähten, als zwei der Canoes füllten und sanken und ihre Lianentaue abrissen, während das dritte umschlug und nachschleifte. Vom Land waren indessen ebenfalls ein paar andere Canoes abgestoßen, und glaubten das Fahrzeug durch scharfes Rudern überholen zu können — aber sie hatten es freilich mit keiner einfachen

Schaluppe zu thun, und erst als der Capitain sein Vorbramsegel backbraßte, und dadurch die Kittiwake in ihrem Lauf hemmte, konnten sie uns erreichen. Aber selbst das that ihnen nicht gut, denn kaum wurde das Segel wieder vollgebraßt, als sie das Fahrzeug mit solcher Gewalt durch das Wasser riß, daß sie augenblicklich sanken, und nur mit Mühe ihre Ruder und Netze retten konnten. Von da an gaben sie es auf, an die Kittiwake festzukommen, und hielten sich mehr in respektvoller Entfernung.

Jetzt bogen wir in den Pailon ein, eine Manglarenspitze verhinderte nur noch, daß wir das kleine Fischerdorf sehen, oder von dort gesehen werden konnten. Unsere Ankunft aber anzuzeigen, löste der Capitain eine der tüchtig geladenen Neunpfünder, und der Schuß hallte donnernd durch den stillen Wald, zum ersten Mal wohl dort ein so gewaltiges Echo weckend.

Das war übrigens vollständig genügend gewesen, die Bewohner von St. Lorenzo von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen. Man muß dabei wissen, wie viel und wie lange von der Ankunft dieses Fahrzeugs gesprochen, wie sehnlich es erwartet war, um zu begreifen, wie gespannt ihm Alle entgegensahen. Sollte es ja doch auch

in dem kleinen stillen, bis dahin von der Welt vollkommen abgeschiedenen Ort eine ganz neue Aera begründen, und brachte es nicht allein eine ganze Anzahl von fremden wunderlichen Menschen, die sie bis dahin nur in einzelnen, etwas abgerissenen Exemplaren gesehen hatten, sondern auch eine Menge versprochener Waaren und Neuigkeiten, von denen sie die überspanntesten Ideen zu haben schienen.

Rasch durchschritten wir jenen Theil der Bay, der den eigentlichen Namen Pailon führt, und dicht über dem St. Lorenzo liegt — jetzt schoß das Fahrzeug an der Mündung des reizenden Frischwasserstroms Nadadero (eigentlich der Schwimm- oder Badeplatz) vorüber, und wenige Minuten später fanden wir uns dem kleinen Städtchen gegenüber, an dessen Ufer die sämmtliche Bevölkerung mit einer Menge von Besuch aus der Umgegend in ihrem Sonntagsstaat versammelt war.

Ein lautes Jubelgeschrei begrüßte das erste Erscheinen der Kittiwake, die noch eine Strecke auf- und bis der Stadt gerade gegenüber lief. Jetzt fielen die Segel, der Anker rasselte in die Tiefe, das Fahrzeug schwang herum, der Fluth und Brise den scharfen Bug bietend, und donnernd schmet-

terte die Kittiwake der ihrer harrenden Bevölkerung den Kanonengruß entgegen.

Hei, wie rannten die Frauen und Mädchen, als der Feuerstrahl ihnen plötzlich fast dicht gegenüber aus der Seite des fremden Schiffes sprühte, und der donnernde Schlag in ihre Ohren dröhnte; aber die Kinder und Männer jubelten und lachten, und auch die Schüchternsten überzeugten sich bald, daß sie Nichts zu fürchten hatten, und Massen von Canoes kamen jetzt vom Ufer ab, das neue Wunder — das erste größere Fahrzeug, das in diesen Hafen einlief, in der Nähe zu beschauen und zu betreten.

Die Kittiwake sah allerdings gerade nicht danach aus, sich besonders sehen zu lassen, denn ein Fahrzeug, was eben eine siebenmonatliche Reise überstanden, läuft gewissermaßen mit schweißiger Stirn und in Hemdärmeln in den Hafen ein, und muß erst ein Bad nehmen und frische Kleider anlegen, ehe es sich anständiger Weise kann sehen lassen. Die Leute hier aber waren nicht besonders eigen in ihren Ansprüchen, oder verwöhnt. Für sie war Alles neu, Alles wunderbar von den starken Tauen und Ketten wie mächtigen Segeln und Masten, bis zu den Geheimnissen der Cajüte und Cambüse hinab, und Stunden lang

standen sie an den Treppen, dort niederzuschauen, oder starrten zu den Masten hinauf, in denen die Matrosen jetzt die Segel beschlugen, bis der Abend eine neue Ueberraschung für sie brachte.

Wir waren erst einmal an Land gewesen, damit sich die Passagiere des Schiffes ein wenig umsehen und einen Platz finden konnten, ihre cots*) aufzuhängen. Ein Haus für sie stand schon bereit, und einen Theil konnte ich bei mir selber unterbringen. Dann kehrten wir an Bord zurück, dort Thee zu trinken — ich war keineswegs böse darüber, daß ich nicht mehr meine eigenen Mahlzeiten zu kochen und mein eigenes Geschirr aufzuwaschen hatte — und die Sonne war indessen untergegangen, die Bewohner von St. Lorenzo hatten sich nach der gehabten, sehr ungewöhnlichen Aufregung in ihre verschiedenen Wohnungen zurückgezogen, um dort ihre Fische und grünen unreifen Bananen zu verzehren.

Plötzlich donnerte ein neuer Kanonenschuß über das Wasser, den Bewohnern St. Lorenzos kün-

*) Cots sind eine eigene Art von Hängematten, viereckig wie ein Bett, von Segeltuch genäht, mit einer Matratze darin und mit einer Art hölzernem Gestell. Sie schaukeln weniger als die Hängematten, und der Körper liegt lang gestreckt, nicht eingebogen, darin.

dend, daß etwas Besonderes vorgehe. Jedenfalls hatte er den gewünschten Erfolg, sämmtliche Bevölkerung zu alarmiren und an das Ufer zu rufen, und jetzt stiegen vom Bord der Kittiwake eine Anzahl Raketen und Leuchtkugeln auf — die ersten, die der Pailon in seinem Wasser wieder blitzen sah, und der Jubel der St. Lorenzo-Leute kannte keine Grenzen. Ueberhaupt war das eine Ueberraschung, auf die sie gar nicht gerechnet hatten, da der rasch einbrechende Abend ihrer Neugierde zu früh ein Ziel gesetzt. Am nächsten Morgen holten sie aber reichlich ein, was sie am andern Tage zu versäumen geglaubt, denn mit Tagesgrauen waren die Canoes schon unterwegs nach dem fremden Schiff hinüber, und das Deck bald vollständig mit Menschen, Männern, Frauen und Kindern gefüllt.

Die Kittiwake verdiente allerdings ihre Bewunderung, denn sie war zwar kein großes, aber ein reizendes Fahrzeug, eine Englische Jacht, die sich ein Schottischer Lord zu seinem Vergnügen gebaut und mit dem besten in England zu bekommenden Material ausgestattet hatte.

Natürlich konnte dieses Fahrzeug von nur 250 Tons nicht viele Passagiere herüberbringen, aber es war auch nur dazu bestimmt gewesen, die erste

Ansiedelung zu begründen, das erste Material mit Instrumenten hinüberzuschaffen. Dazu nur gab sie einigen Leuten Passage, die dort die Anfangsarbeiten leiten sollten.

Die Compagnie hatte dabei einen sehr großen Fehler gemacht — und zwar den Leuten in einer schwachen Stunde Uniformen gegeben, um ihr niedliches Fahrzeug dadurch mit einem neuen Glanz auszustatten und, wo es ankern würde einen guten Eindruck hervorzubringen. Eine Uniform ist aber ein höchst wunderliches und gefährliches Ding — ein paar goldene Litzen haben schon manchem Menschen den Kopf verwirrt, und der Erfolg auf dieser Reise war ein ähnlicher. Capitain wie Passagiere gefielen sich ausnehmend in dieser neuen Tracht, und die Folge davon war, daß sie nicht allein jeden Hafen anliefen, den sie möglicher Weise auf ihrer Fahrt erreichen konnten, sondern auch sehr viel Geld ausgaben und — das Schlimmste — sehr viel werthvolle Zeit damit versäumten.

Die Kittiwake, die unterwegs Madeira, St. Vincent, Pernambuko, Montevideo, Falklands-Inseln, Valparaiso und Esmeraldas anlief, hatte dadurch und trotz ihrem raschen Segeln, eine Reise von 208 Tagen, von denen sie einige achtzig Tage

in den verschiedenen Häfen zubrachte, und ich selber konnte indessen geduldig am Pailon sitzen und auf sie warten.

Die Passagiere derselben bestanden aus Engländern und Deutschen, ziemlich bunt zusammengelesen, und Alle eigentlich mit keinem rechten Begriff, was sie in einer neuen Ansiedelung im Walde zu thun haben würden. Auf der Reise außerdem verwöhnt, konnte ihnen natürlich dieses neue Leben mit seinen Einschränkungen und Entbehrungen nicht gleich recht behagen. Die Wildniß macht aber keine großen Umstände mit den Menschen, die sich ihr in die Arme werfen. Sie sagt einfach: Hier, lieber Freund, hast Du das Rohmaterial zu Deiner neuen Heimath, jetzt mache damit, was Du willst, verlange aber nicht mehr, und das Schlimmste dabei ist, daß unsere civilisirten Menschen mit Rohmaterial eigentlich gar Nichts anzufangen wissen. Daheim bei uns arbeitet Einer dem Andern in die Hand, und was ich hier nicht bekomme, finde ich um die nächste Ecke bei einem andern Kaufmann, oder kann es mir im schlimmsten Falle per Post im Augenblick verschreiben.

In der Wildniß hat das Alles ein Ende, und der civilisirte Mensch fühlt dort gewöhnlich nicht

gleich, wie wenig er eigentlich zum Leben, sondern wie viel er braucht, und was er Alles dort nicht haben kann. Kein Wunder dann, daß er sich im Anfang unbehaglich und sogar den Verdacht in sich aufsteigen fühlt, von irgend Jemandem — er weiß eigentlich nicht recht von wem — schändlich und unverantwortlich behandelt zu werden.

Doch das hat eigentlich Alles Nichts weiter mit der Kittiwake zu thun, die jetzt sicher in der Bay vor ihrem Anker in völlig stillem und gefahrlosem Wasser lag. Glücklicher Weise befanden sich einige Zimmerleute an Bord, mit denen wir augenblicklich daran gehen konnten, eine Art von Waarenlager für ihre Fracht zu bauen; diese wurde in den nächsten Tagen ausgeladen, die Passagiere richteten sich indessen, so gut es gehen wollte, am Ufer ein, und die erste Expedition der Ecuador-Land-Compagnie war in sofern geglückt, als die ausgesandten Leute wenigstens nach langer, langer Fahrt festen Boden unter ihren Füßen hatten.

6.

Vom Meer zum Fels.

Somit, und als die Passagiere des kleinen Fahrzeugs ein wenig eingerichtet waren, hatte ich denn meinen Zweck am Pailon erfüllt und konnte um so beruhigter von dort scheiden, als es mir auch noch vor meiner Abreise gelang, die Kittiwake an einen Minister der Ecuador-Regierung, der den Pailon besuchte, zu verkaufen.

Die Regierung von Ecuador fürchtete nämlich nicht mit Unrecht die drohende Stellung des Nachbarstaates Peru, die derselbe bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgegeben hat, und rüstete sich, einem Angriff zu Land wohl gewachsen, auch seine Flotte herzustellen, um die Flußmündung des Guajaquil zu wahren. In Nord-Amerika waren zu diesem Zweck schon Aufträge gegeben, mehrere Dampfer zu kaufen, und die kleine,

stark gebaute Kittiwake, die außerdem schon mit Kanonen und Munition versehen war, sollte ebenfalls zu einem ordentlichen Kriegsschiff hergerichtet werden.

Jetzt band mich Nichts mehr an den Pailon, an dem ich fast drei und einen halben Monat zugebracht. Ich sehnte mich danach, meine Reise endlich wieder aufzunehmen und meinen Plan, sämmtliche deutsche Colonien Süd-Amerikas zu besuchen, auszuführen.

Vorher mußte ich freilich noch das Innere des Landes kennen lernen, an dessen tropischen Ufern ich bis jetzt gelebt und von dessen hochgelegenem Innern ich schon so viel und Rühmliches gehört. Selbst die Hauptstadt des Landes, Quito mit seinem vielgepriesenen „ewigen Frühling", reizte mich, und ich beschloß meinen Weg dorthin zu nehmen und dann von dort nach Guajaquil hinab zu gehen. Ueberdies wollte ich, ehe ich Ecuador verließ, noch einmal mit dem Direktor der Compagnie zusammentreffen, mit dem ich sehr viel zu besprechen hatte, nnd es war nicht wahrscheinlich, daß ich ihn auf diesem Wege verfehlen könnte.

Am 25. September war die Kittiwake von St. Lorenzo abgesegelt, und ziemlich erschöpft von der Arbeit, die ich dabei gehabt, bestimmte ich den

Tag zum Ausruhen und bestellte mir auf den nächsten Morgen ein Canoe, das mich nach einem höher gelegenen Theil der Bay, am Santiago-Fluß hinauf, bringen sollte. Von dort folgte ich dann, in den Bogota einbiegend, dem Cachavi aufwärts, und betrat da erst, wo die Schifffahrt aufhörte, den eigentlichen Wald, über den ich schon ziemlich traurige Berichte gehört. Der Weg, der hindurch führte, hieß allerdings camino real, bestand aber blos dem Namen nach, und die, welche diesen Weg schon einmal gegangen, wußten ihn gar nicht schrecklich genug zu beschreiben. Diese Strecke ließ sich aber nicht umgehen, wenn ich auch zu Wasser unsere nach dem Bogota ausgehauene trocha umgehen konnte, und es half deßhalb Nichts, sich davor zu fürchten.

Die Fahrt im Canoe that mir wohl, denn lang gestreckt darin konnte ich mich ordentlich ausruhen, während ein dichtes Blätterdach die heißen Sonnenstrahlen von mir abhielt. Am ersten Tage war auch nicht viel zu sehen, denn wir ließen an den Mangrovesümpfen der Bay hin, die erst dort aufhörten, wo sich der Santiago mit seinem süßen Wasser ihr entgegenwirft — und süßes Wasser kann der Mangrovebaum eben nicht vertragen.

Hier begannen überall Platanars oder Pisangfelder am Ufer — hier und da standen Cocospalmen und Kaffee, Baumwolle wie Cacao mit Orangen und anderen Fruchtbäumen waren angepflanzt. Das Ganze schien aber doch noch neu, und man sah überall, daß die Eigenthümer des Landes mit geringer Mühe weit mehr hätten thun können, als sie eben gethan, wenn diese Leute überhaupt mehr arbeiten wollten, als sie zum Leben unumgänglich nöthig haben.

Fast alle diese Anpflanzungen gehören Negern oder einer starken Mischlingsrace der Neger, und es sind meistens durch das Gesetz befreite Sclaven, die sich hier ein Eigenthum gegründet haben.

Der Santiago ist ein breiter, schöner Strom, der aber nahe seiner Mündung in die Tolabay so weit durch flaches und niedriges Land läuft, daß die Ebbe und Fluth bis hoch hinauf einen Einfluß auf ihn ausübt. In der Nähe der Bay verwandelt sie in der Fluthzeit sein Wasser in Salz, und weiter hinauf stemmt sie es nur für viele Meilen bis selbst in den von Norden kommenden Nachbarfluß Bogota hinein.

Dorthin bogen auch wir am zweiten Tage ein, aber nur auf eine kurze Strecke, bis wir das kleine Städtchen Concepcion erreichten, und von

hier aus sollte ich am nächsten Tage in einem kleineren Canoe meinen Weg den reißenden Cachavi hinauf fortsetzen. Hier mußte ich mich auch mit Vorräthen versehen, denn weiter hinauf waren keine Lebensmittel zu bekommen, als höchstens Pisang, während das weiter im Innern gelegene Land, wie Alle bestätigten, einen wahren Ueberfluß von allen Arten von Lebensmitteln hervorbrachte, die nur eben nicht durch die Wildniß geschleppt werden konnten. Ein Beweis mehr, wie nöthig ein Weg war, der diese beiden besiedelten Strecken mit einander verbinden sollte, daß sie ihre Producte gegeneinander austauschen konnten.

Meine Vorräthe waren bald eingelegt — es bedurfte dazu nicht viel. Etwas Brod, etwas hart gebratenes Schweinefleisch, das sich einige Tage hielt, und ein paar Pfund Chocolade — das war Alles. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch kam das Canoe an, ein etwas schmales, schwankendes Fahrzeug mit zwei jungen, vielleicht funfzehnjährigen, bis auf den Gürtel vollständig nackten Negerburschen, diesmal aber ohne Schutzdach gegen die Sonne, was sich nicht gut darauf anbringen ließ, und wir stießen vom Ufer ab. — Für die beiden vorigen Tage Canoefahrt, mit noch einem Gefährten, hatte ich für meinen Theil

vier und einen halben Dollar bezahlt. Für diese beiden Burschen für zweitägige Fahrt zahlte ich drei Dollars und einen Dollar für den Gebrauch des Canoes, wobei ich noch ein paar Dollars für Lebensmittel auszulegen hatte.

Im Anfang und so lange wir uns in dem breiteren und tiefen Bogota befanden, konnten die jungen Burschen ihre Ruder noch gebrauchen, sobald wir aber in den Cachavi einbogen, hörte das auf, denn der ganze Fluß bestand aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Stromschnellen, durch die hin uns weiter Nichts als Stangen vorwärts helfen konnten.

Die Geschicklichkeit der beiden jungen Burschen war außerordentlich darin, und so genau wußten sie ihre Stangen einzusetzen und der Kraft zu begegnen, die den Bug des Canoes bald herüber, bald hinüber werfen wollte, daß dieses auch nicht ein einziges Mal eine willkürliche oder falsche Bewegung machen konnte. Oft aber, und besonders je höher wir kamen, war die Strömung des Wassers so reißend und der Fall so groß, daß sie selbst mit ihren Stangen Nichts mehr ausrichten konnten, sondern über Bord springen mußten, um das schwanke Fahrzeug gegen die Wucht der Wasser anzuziehen und zu schieben. Es war gar

nichts Seltenes, daß wir auf 25—28 Fuß 10—14 Fuß Fall hatten, und ein paar Mal schoß das Wasser in das Canoe. Darauf waren aber die jungen Burschen schon vorbereitet, denn der Platz, wo ich mit meinem Gepäck gerade in der Mitte lag, war mit breiten Bananenblättern so besteckt, daß das aufschlagende Wasser wohl in das Canoe laufen, aber weder mich noch meine Sachen durchnässen konnte. Der hintere Theil des Canoes lag aber fast stets viel tiefer als der vordere, und der Bursch dort hatte eine ganz eigene Fertigkeit, das einlaufende Wasser mit den Füßen wieder hinauszuschnellen. Mit dem einen Fuße blieb er fest stehen und den andern schlug er, etwas eingebogen, dagegen, so daß er alles dazwischen kommende Wasser geschickt über Bord sandte.

Nur an einigen zu flachen und steilen Fällen, wo mein Gewicht zu groß war, stieg ich aus und watete einige Schritte durch das grobe Geröll. An allen übrigen Stellen blieb ich ruhig liegen, den beiden Burschen es vertrauungsvoll überlassend, mich sicher aufwärts zu schaffen. —

Die Nacht schliefen wir bei einem Neger am Ufer, und kurz vor Sonnenuntergang schwoll der Strom plötzlich so rasend an, daß er in einer halben

Stunde wohl drei Fuß stieg. Der Neger beruhigte uns aber vollkommen darüber, daß er bis Tagesanbruch wieder vollständig in seinem alten Bett sein würde, und er hatte recht. So rasch er gestiegen, fiel der Strom auch wieder, und wir konnten ungehindert am nächsten Morgen unsere Fahrt fortsetzen.

Die Platanare wurden jetzt sehr selten, häufig aber begegneten wir Canoes im Strom, die zum Theil nur von Frauen vorwärts gestoßen wurden. Meine beiden jungen Führer sagten mir, daß hier die Cachavi-Goldminen begönnen, und diese Canoes dazu gebraucht würden, Lebensmittel zu den verschiedenen Stellen zu schaffen. Diese Cachavi-Goldminen sind Privateigenthum, in den Händen Einzelner, und wurden früher durch Sclaven bearbeitet. Jetzt hat das aufgehört, und die Eigenthümer müssen mit den hier wohnenden Negern bestimmte Contracte machen, um sie zum Goldgraben zu bewegen. Die Minen scheinen aber, allen vernünftigen Anzeichen nach, nicht sehr reichhaltig zu sein, denn erstlich enthalten sie nur sehr feines Blattgold, und dann würden sich die dort lebenden Neger schwerlich zu den beschwerlichen Sumpfmärschen und zum Lasttragen hergeben, bei dem sie den Tag nicht ein-

mal einen Dollar verdienen, wenn sie mehr mit Goldwaschen erübrigen könnten.

Am Pailon wird das Nämliche der Fall sein. Ich zweifle gar nicht daran, daß sich im Innern des Landes und in den Bergen noch viel Gold finden wird, sobald man eben ordentlich danach gräbt; so weit aber von den eigentlichen goldhaltigen Bergen entfernt, muß das edle Metall fein und verwaschen sein, und wenn es sich auch findet, kann man es doch nicht in gehöriger Menge erlangen, die darauf verwandte Arbeit zu bezahlen.

Mittags, den zweiten Tag, während der kleine Strom so schnell und reißend wurde, daß es an manchen Stellen kaum möglich war, das leere Canoe über die Stromschnellen zu ziehen, erreichten wir endlich das kleine, fast nur von Negern bewohnte Städtchen Cachavi, und ich fand bald, daß ich hier den ganzen nächsten Tag, einen Sonntag, würde liegen bleiben müssen, damit sich die beiden Träger, die ich durch den Wald brauchte, ihre Körben flechten und überhaupt auf den viertägigen Marsch vorbereiten konnten. Mir selber blieb indessen Zeit genug übrig, mich in Cachavi umzusehen, und als Hauptquartier konnte ich dazu eine Art Vorsaal des Bambushauses unseres schwarzen Alcalden benutzen, bei dem ich mich ohne

Weiteres einquartiert hatte. Cachavi, mitten im Walde gelegen und rings und unmittelbar von dichtem Urwald umgeben, bestand, wie St. Lorenzo, aus etwa achtzehn oder zwanzig Häusern, mit Ausnahme eines einzigen aber alle von Negern bewohnt, die hier eine ordentliche Colonie bildeten. Es waren lauter frühere Sclaven, die jetzt ihre Freiheit gewonnen hatten und zu versuchen schienen, mit wie wenig Arbeit sie eigentlich auskommen konnten. Es mag vielleicht sein, daß die Neugierde, den Fremden zu sehen, auch etwas dazu beitrug, ihnen ihre Beschäftigung zu erleichtern, aber die ganze Bevölkerung schien schon am Sonnabend Mittag Sonntag gemacht zu haben.

Trotzdem hatte es nur geringe Schwierigkeit, zwei Träger zu finden, die mich durch den Wald begleiten und mein Gepäck wie Lebensmittel für vier Tage tragen sollten. Ich accordirte mit ihnen für fünf Dollars den Mann, und sie versprachen am Montag Morgen mit Tagesanbruch bereit zu sein.

An dem nämlichen Nachmittage kamen vier Indianer schwer beladen von Ibarra aus dem Innern des Landes und brachten für Cachavi der Eine eine Ladung Käse, der Andere bunte

Kattune, der Dritte getrocknetes Fleisch und der Vierte eine Kiste mit Heiligenbildern.

Die Leute gingen nackt, eine kurze Schwimmhose ausgenommen. Mit dem ganzen Typus des Indianers war ihre Hautfarbe aber eher weiß als braun, und sonderbarer Weise fand ich hier bestätigt, was ich schon so oft gehört, daß die Indianer der heißen Zone Amerikas viel lichtere Farbe haben, als die im äußersten Norden und Süden, eine Thatsache, welche die Theorie der Abstammung aller Menschen von Adam und Eva und der allein von der Sonne verbrannten Haut dieser Stämme über den Haufen wirft. Der Patagonier, wie der Indianer der nördlichen kalten und gemäßigten Zone, ist tiefdunkel kupferbraun, während diese Indianer eher lichter als dunkler sind, wie unsere deutschen, von der Sonne verbrannten Bauern.

Auf ihren Schultern und Hüften zeigten sich deutlich die dunkleren Spuren, wo ihre Last sie gedrückt hatte und wo sich das Blut unter der hellen Haut zusammengezogen — gerade wie es sich bei einem Weißen zeigen würde. Und tüchtige Lasten tragen diese Leute durch den Sumpf, denn ihre „gesetzliche Bepackung" besteht in vier Aroben und vier Pfund — die Arobe zu 25 Pfund

gerechnet. Damit laufen sie flüchtig durch den Schlamm, und ihre Nahrung besteht dabei in wenig mehr, als etwas gedörrtem Mais.

Der Händler, der diese Waaren von ihnen überkam, war ein Weißer, einer der hier eingeborenen, von den Spaniern abstammenden Race, und ein Theil der Heiligenbilder, ob aus Frömmigkeit oder Speculation, will ich dahingestellt sein lassen — wurde an dem nämlichen Abend noch in die Kirche getragen und in feierlicher Procession zurückgebracht. Ein paar kleine Glocken, nach dem Tact eines Walzers angeschlagen und mit Begleitung einer Trommel, dienten dazu, die Handlung noch feierlicher zu machen.

Am nächsten Tag — Sonntag — saß ich bei einem fluthenden Regen in dem Vorbau des Alcaldenhauses, wo ich meine Decken ausgebreitet hatte und von meinen eigenen Lebensmitteln zehrte. Wo es nämlich irgend anging, vermied ich von der Kochkunst der Eingeborenen Gebrauch zu machen, denn von dem Schmutz dieser Leute hat Niemand eine Idee, der nicht wirklich einmal unter ihnen gelebt. Die Frau des Alcalden, ein ekelhaftes Negerweib, übertraf dabei noch Alles, was ich bis jetzt in dieser Art gesehen, und ich war froh, daß mir kein Essen angeboten wurde.

Ich hatte mein Gepäck ein wenig geordnet und fest geschnürt, als plötzlich ein Schrei vom Fluß aufwärts herübertönte und Alles auf eine Art von Verandah sprang, dort hinzusehen. Ich folgte natürlich dem Beispiel und sah zu meinem Erstaunen, wie den klaren, ziemlich seichten Strom eine gelbe zürnende Wassermasse, wie eine riesige Welle, mit furchtbarer Gewalt niedergestürzt kam. Der Ruf mußte aber schon vorher von Anderen gehört worden sein, denn ein paar dunkle Gestalten sprangen über die Steine mit Blitzesschnelle nach dem Ufer hinab, dort ihre angebundenen Canoes in Sicherheit zu bringen, und wahrlich, es blieb ihnen dazu wenig genug Zeit. In wenigen Minuten war der klare Strom, der sich überall über Felsblöcke hinüberschnellte, in eine braune kochende Fluth verwandelt, die reißend ihre Wassermasse durch das jetzt breit gewordene, von zitternden Baumzweigen eingefaßte Bett wälzte. Heftige Regen weiter oben hatten dies rasche Steigen bewirkt, aber schon gegen Abend fiel das Wasser, und am nächsten Morgen war der Strom wieder in seinem alten Stand.

Am nächsten Morgen säumten wir aber auch nicht unseren Marsch anzutreten, und die Neger — ein paar baumstarke, riesige Gestalten, nackt

bis auf den Gürtel, erschienen mit ihren raschgeflochtenen Tragkörben, unsere Wanderung zu beginnen. Mein Gepäck war nicht schwer, ihre eigenen, nur aus Pisang bestehenden Nahrungsmittel wogen das Meiste, und nachdem wir in einem Canoe über den Cachavi gesetzt, betraten wir den einzigen schmalen Waldpfad, der jetzt noch die Seeküste mit dem inneren Lande in einer sehr precären Verbindung hielt.

Der Anblick der aus diesem Walde kommenden Indianer hatte mich am ersten Tage schon etwas stutzig gemacht, denn die Leute waren bis hoch an die Hüften hinauf voll Schlamm. Ich sollte aber bald finden, wie viel Ursache sie dazu gehabt, denn nach den ersten zwanzig Schritten schon, und wie wir nur das unmittelbare Ufer des Stromes hinter uns hatten, begann der eigentliche Weg, und einen schlechteren bin ich nie gewandert.

Dieser Pfad ist in früheren Jahren einmal ausgehauen gewesen, seit der Zeit aber weder Macheta noch Beil wieder daran gelegt, und wo die Bäume darüber hinstürzten, blieben sie liegen, es den „Reisenden" überlassend, ihre Bahn darüber oder darunter hin zu finden. Der eigentliche ausgetretene Pfad selber war dabei tiefer Schlamm,

hie und da nur bis über die Knöchel reichend, wo man dann rascher vorrücken konnte, meist immer aber bis an und über die Kniee und an manchen kurzen Stellen noch tiefer. Ein Ausweichen war dabei nicht möglich; man wäre genöthigt gewesen, durch die dornigen Büsche zu brechen, und das würde den Marsch nur noch beschwerlicher gemacht und aufgehalten haben. Ueberall an diesem Pfade und überhaupt durch diesen ganzen Wald standen mit langen, scharfen Dornen dicht besetzte Palmen, und wo man sich mit der einen Hand einmal gegen zu tiefes Einsinken in den Schlamm stützen wollte, konnte man darauf rechnen, daß man gerade mitten in diese Stacheln hineingriff.

Vom Pailon hatte ich ein paar neue Schuhe mitgenommen, in diesem Wege hielten sie aber nicht einmal bis zum Abend aus. Die Hacken fuhren an den Seiten in die Höhe, das Leder weitete sich aus, und ich mußte sie vorn aufschneiden und mit Riemen zusammenschnüren, um sie nur am Fuße zu halten.

Die halbe Nacht hatte es dabei geregnet, und wenn sich das Wetter auch gegen Morgen aufklärte, trat nach zehn Uhr wieder ein tüchtiger Schauer ein, der etwa bis vier Uhr Nachmittags

dauerte. Es blieb sich das aber vollkommen gleich, denn die Zweige hingen, voll von dem letzten Regenwasser, so dicht über den Weg, daß man nach halbstündigem Marsch doch so durchnäßt war, als ob man im Wasser gelegen hätte.

Aber ich will den Leser nicht mit der Monotonie dieses entsetzlichen viertägigen Marsches ermüden. Vier Tage wateten wir durch diesen Schlamm, ohne auch nur ein einziges Mal auf zehn Schritte trockenen oder nur festen Boden zu haben. Vier Tage kreuzten wir angeschwollene Bergströme und kletterten und krochen durch zackige, umgestürzte Wipfel, die Nacht dann unter einem rasch errichteten Laubdach zuzubringen, und den Regen darauf niederpeitschen zu hören. Ich selber hatte dabei eine sehr böse Hand, denn am Pailon war mir ein Tropfen brennendes Gummielasticum — wovon man dort Fackeln macht — auf den rechten Zeigefinger gefallen, und das Geschwür, das sich dadurch erzeugte, fraß weiter und weiter. Vergebens suchte ich es mit Bleiwasser zu kühlen und zu beruhigen, es wurde so arg, daß ich die Hand kaum noch schließen konnte; und ich darf es für ein Glück rechnen, daß ich Höllenstein bei mir führte. Erst als ich es damit beizte, fing es an zu heilen, und bis ich wenig-

stens nach Quito kam, hatte ich meine Hand wieder hergestellt — wer weiß, wie sonst Alles geworden wäre.

Mit der Jagd war unterwegs auch sehr wenig zu machen. Ich schoß ein paar Pavas und ein kleines wildes Schwein, aber zuletzt und in der ewigen Nässe ging meine Büchse nicht mehr los, und da mich Hand und Arm so schmerzten, nahm ich sie endlich auseinander und gab sie den Negern, deren Last durch das Aufzehren der Provisionen sehr leicht geworden war, mit zu tragen.

Die Waldung war sich die ersten Tage ziemlich gleich geblieben, wurde aber die letzten Tage sehr von der verschieden, wie wir sie von Pailon nach dem Bogota gefunden. Dort herrscht vorzugsweise niederer Grund vor, und die Negritopalme deckte weite sumpfige Strecken. — Hier kamen wir schon in höheres und mehr bergiges Land, und die Oelpalme mit der Palme Real bildeten den hervorragendsten Theil der Vegetation. Ich sah Stellen, wo der Wald fast einzig und allein aus Palmen bestand, und wundervolle Gruppen bildeten sich oft, wo zehn oder zwölf dieser schlanken, zierlichen und doch so mächtigen Stämme hie und da einen alten, von Lianen dicht umhangenen Laubholzbaum umstanden. Eine

Masse wundervoller Orchideen wachsen hier ebenfalls, aber ich konnte natürlich nicht daran denken, mich länger mit ihnen einzulassen, als eben ihre Farbenpracht zu bewundern.

Schlinggewächse gab es ebenfalls in Masse, und so oft mich diese schon im Leben geärgert und ermüdet hatten, so sollte ich doch auch einen praktischen Nutzen von ihnen sehen.

Unser Weg führte nämlich am linken Ufer des Flusses Mira hinauf, dessen dumpfes Rauschen und Brausen wir fortwährend neben uns hören konnten, während wir dann und wann sogar mit Hülfe einer dahin auslaufenden Schlucht sein Thal erblickten und sein trübgelbes Wasser reißend schnell darin hinschießen sahen. Viele kleine und größere Bergströme ergießen sich natürlich hinein, und wir waren so gewöhnt durch diese durchzuwaten, so tief und reißend sie auch immer sein mochten, daß wir uns nie an ihren Ufern auch nur eine Secunde aufhielten. Hier aber trafen wir einen größern Strom, wilder und tiefer, als alle übrigen, mit hohen, steilen Ufern, in denen die wilde, schäumende Fluth kochend dahinschoß. An ein Durchwaten war hier natürlich nicht zu denken, und selbst ein Durchschwimmen wäre nur weiter oben möglich gewesen. Uns das aber er=

sparend, hatten die letzt diesen Weg passirten Indianer eine treffliche Brücke aus wilden Schlingpflanzen über den Strom gezogen, die allerdings bedeutend hin- und herschwankte, der man sich aber doch ganz sicher anvertrauen konnte.

Die Brücke bestand aus drei dicken Seilen, jedes aus fünf bis sechs Reben zusammengedreht; das eine und stärkste als eigentlicher Boden, darauf zu gehen, die anderen beiden, etwa zwei und ein halb Fuß darüber und ein wenig mehr rechts und links, das Geländer bildend, das, durch kurze Reben mit dem Hauptseil verbunden, dieses auch wieder stützen und halten konnte. Das Ganze bildete so eine Art von dreikantiger Rinne, in dessen unterster Schneide man hinschritt und sich mit beiden Händen an dem Geländer hielt. Natürlich vertraute sich immer nur Einer von uns auf einmal diesem unsichern Wege an, und die Anderen warteten geduldig, bis er drüben, wo die Reben an starken Bäumen befestigt waren, sicheren Boden betrat. Zwei hätte die Brücke vielleicht nicht getragen; keinesfalls wollten wir den Versuch machen.

Am vierten Tage endlich — wobei der Schlamm und Sumpf in unserer Bahn nicht im Geringsten nachließ, obgleich wir an dem steilen Hang

eines Berges hinstiegen — erreichten wir, etwa um 3 Uhr Nachmittags, das erste Haus, die äußerste Grenze dieser Wildniß. Es war die noch nicht sehr lange angelegte Plantage Paramba, die mehreren Herren in Ibarra gehörte, und wo sie angefangen hatten, Cacao, Zucker und Kaffee im großartigsten Styl zu pflanzen.

Der Platz sah allerdings noch sehr wild aus. Viel Land war eben nur erst gelichtet, anderes ganz kürzlich urbar gemacht. Die Pflanzungen selber waren meistens auch noch klein, und das Haus selber glich mehr einer unaufgeräumten Scheune, als der Wohnung eines civilisirten Menschen. Dennoch begrüßte ich es mit Jubel, denn es war ja das Ende eines der nichtswürdigsten Märsche meines Lebens — und Gott weiß es, ich habe andere gemacht, die auch nicht übel waren.

Ein Doctor — aus Quito (ich verschweige seinen Namen nur, weil ich ihn vergessen habe) nahm mich auf das Freundschaftlichste und Gastfreieste auf, und nachdem ich mich unten an dem kleinen Bach ordentlich abgewaschen, und Hosen und Hemde, die ich durch den Busch getragen, nur eben in den nächsten Busch hinein geworfen hatte, dampfte drin schon auf dem Tische ein nahrhaftes und reichli-

ches Mahl, das mich für manche Entbehrung entschädigen konnte.

Nach dem Essen wanderten wir, trotzdem daß ich mich eigentlich viel vernünftiger hingelegt und ausgeruht hätte, über die Plantage, und es bedurfte nur kurzer Zeit, um zu sehen, welch wunderbar fruchtbares und reiches Land dies eigentlich sei, und wie auch geringe Mühe und Arbeit auf das Reichste belohnt werden. Die Cacao- und Kaffeepflanzen waren noch klein, und etwas zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen, so daß einige von ihnen kränklich aussahen. Die meisten schienen aber frisch und grün, und besonders üppig stand das Zuckerrohr. Dieses bedarf hier zu völliger Reife nur funfzehn Monate, ich sah hier aber selbst neun Monate altes, das über drei und ein halb Zoll im Durchmesser hatte und voll von Saft war, als ob es seine völlige Reife erlangt hätte.

Außerdem wuchs die Yukawurzel noch besonders üppig, eben so rother Pfeffer, Bohnen, Orangen, Limonenpflanzen, kurz Alles, was man der Erde nur eben anvertraut hatte. Die Banane und der Pisang haben hier ebenfalls ihre eigentliche Heimath, und die Ueppigkeit, mit der ihre Stämme emporschossen, bewies, was aus ihnen

werden würde. Jetzt freilich war von alledem noch erst sehr wenig zu haben, denn außer der Yukawurzel und dem Reis und Tabak trug noch gar Nichts Frucht — ich müßte denn das Zuckerrohr rechnen, das die Bewohner von Ecuador mit einer Hartnäckigkeit käuen, die einer besseren Sache würdig wäre.

Cocospalmen fand ich hier keine, nur eine einzige war gepflanzt worden und noch klein; ich glaube auch, daß das Land hier eigentlich schon etwas zu hoch für die Cocusnuß ist — vielleicht käme es freilich nur darauf an, sie eben heimisch zu machen, wie man ja auch in Java ganz im Innern Massen von Cocospalmen findet. Aber der Dattelpalme ist dies Klima gewiß zuträglich, und einige Kerne, die ich nebst anderen Fruchtsteinen mitgebracht hatte, übergab ich dem Doctor, der versprach, die äußerste Sorge dafür zu tragen. Auch Kerne der saya haïve, jener reizenden rothen Akazienbeere aus Buitenzorg in Java, habe ich hierhergebracht, und spätere Jahre werden zeigen, ob sie gediehen.

Von hier aus war mir nun am Pailon und selbst bis in Cachavi gesagt, daß ich Pferde nach Ibarra bekommen könnte, meinen Weg von da ab leichter fortzusetzen, aber natürlich war kein Pferd

in der ganzen Nachbarschaft zu bekommen, und ich mußte von hier noch einmal Leute miethen, die mein Gepäck weiter nach dem sogenannten St. Pedro trugen, wo ich — diesmal ganz gewiß — Pferde treffen sollte. Um zwei oder drei Stunden Wegs meine beiden Satteltäschen getragen zu bekommen, mußte ich ein paar Indianern jedem 1 Dollar geben, und selbst dann noch schienen sie die Sache als eine Gefälligkeit für mich zu betrachten.

Ueberhaupt sollen Reisende in wilden Ländern um Gottes willen nicht denken, daß sie billig reisen können, selbst wenn sie Willens sind, die größten Entbehrungen zu ertragen. So lange sie allerdings zu Fuß gehen, selber tragen, was sie bei sich haben, keinen Führer durch das Land brauchen, durch das sie ziehen, so lange sind sie von allen Menschen unabhängig und werden mit wenig Kostenberechnungen beschwert werden, denn in den meisten solchen Ländern wird man ihnen für Essen und Trinken wenig, wenn etwas, abverlangen. Ganz in die Hände dieser Menschen sind sie aber gegeben, so wie sie die geringste thätige Hülfsleistung von ihnen haben wollen, und sie dürfen sich dann auch darauf gefaßt machen, wenigstens den doppelten Preis von dem zu zah-

len, was irgend ein Einheimischer dafür zahlen würde. Ich selber bin geprellt, wohin ich kam, wissentlich geprellt, denn ich wußte es recht gut, während i h es bezahlte, konnte aber auch Nichts dagegen machen, wenn ich nicht länger als nöthig zwischen diesen Menschen liegen bleiben wollte, und dem zu entgehen, habe ich immer lieber ein paar Thaler Geld geopfert. Meine jetzige Auslage vom Pailon bis hierher lief denn auch schon, obgleich ich die Hälfte des Weges zu Fuß gemacht hatte, gar nicht unbedeutend auf.

Vom Pailon bis Concepcion .	$5\frac{1}{2}$	Dollars.
Provisionen	$4\frac{1}{2}$	„
Von Concepcion bis Cachavi .	4	„
Trinkgeld	1	„
In Cachavi Provisionen . .	2	„
Trägerlohn bis Paramba . .	$12\frac{1}{2}$	„
In Paramba für Yuka für die Träger	$\frac{1}{2}$	„
Von Paramba bis St. Pedro .	2	„
Summa	32	Dollars,

für die ich weiter Nichts hatte, als daß ich mit meinen beiden Satteltaschen eine kurze Strecke in das Land hineinbefördert wurde.

In St. Petro hoffte ich mich ordentlich ausruhen zu können, fand aber auch nur eine trau-

rige Hütte, nicht einmal von der feuchten Erde erhoben, und einen alten würdigen, sehr schmutzigen Greis mit seiner jungen Schwiegertochter, die mir in der, diesen Leuten eigenthümlichen Art eine Mahlzeit kochte. Es würde hierbei nichts Besonderes zu erwähnen sein, wären die Stücken Fleisch nicht etwas zu groß und sehr zäh gewesen, so daß ich genöthigt war sie durchzuschneiden. Dazu hatte ich aber nur mein großes, etwas unbehülfliches Jagdmesser, und die junge niedliche Frau sah kaum, woran es bei mir fehlte, als sie auch schon vor mir niederkauerte, die Stücken Fleisch mit den Fingern aus dem hölzernen Napf nahm, den ich auf den Knieen hielt, sie durchschnitt und dann wieder in meinen Miniaturtrog warf. — Es wäre das auch appetitlich gewesen, selbst wenn sie sich nicht, in übertriebener Reinlichkeit, nach jeden zwei oder drei Schnitten die Finger abgeleckt hätte.

Ich fand hier Pferde, mußte aber zwei miethen, damit mein Begleiter mit fort konnte, und für beide bis Ibarra — zwei Tagereisen — sechs Dollars bezahlen. Das war insofern billig, als sich unterwegs nicht die geringste Gelegenheit bot, etwas zu verzehren. Es blieb sogar zweifelhaft, ob wir überhaupt Etwas zu essen bekommen konnten.

Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich

früh auf — ich selber ohne Schuh im Sattel, denn die meinigen konnte ich nicht einmal mehr in den Steigbügeln tragen. Hatte ich aber vorher geglaubt, mich, erst einmal im Sattel, von meinen gehabten Strapazen ausruhen zu können, so sollte ich bald finden, daß ich mich darin schmählich geirrt, denn den Weg zu reiten, ist weder Spaß noch Erholung. Im Anfange ging es noch durch eine Strecke schlammigen Wegs, bald aber erreichten wir wenigstens trockenen Boden, und hier sollte ich auch erfahren, was es heißt, eine Bahn zu reiten, die sich nur eben Maulthiertreiber mit ihren Thieren ausgesucht haben. Der Weg führte an dem rechten Berghang hin, und in jede kleine Schlucht tauchten wir ein — steil hinab, daß man jeden Augenblick in Gefahr war, vornüber, über den Hals des Maulthiers zu stürzen, um die nächsten fünf Minuten wieder an der andern, dieser ganz ähnlichen Seite in die Höhe zu klettern. An ein ruhiges ordentliches Reiten war auch keine Viertelstunde zu denken, und das Ganze ein ewiger und fast ununterbrochener Versuch, weiter Nichts zu thun, als einen festen Sitz im Sattel zu wahren.

Dabei lief der Weg keineswegs schräg an dem Berghang hin, an dessen Fuß der Mirafluß der

Richtung zubrauste, von der wir hergekommen waren, sondern jetzt stieg er auf, höher und höher, bis man sich ein paar tausend Fuß über dem wie ein Faden daneben hinschießenden Fluß befand, um in der nächsten halben Stunde gerade hinein, selbst bis in das wirkliche Bett desselben zu führen.

Auffällig hatte sich indessen schon in den ersten drei Stunden die ganze Vegetation, ja der ganze Charakter des Landes selbst verändert.

Mit Paramba schloß eigentlich die wirkliche Palmengrenze ab, und wenn auch St. Pedro noch voll zu den Tropen gehörte, lag es doch schon außer diesen schlanken Kindern der heißen Zone. Von hier ab aber nahm selbst der dichte furchtbare Wald ein Ende, durch den hin ich mich so manche schwere, mühselige Stunde gearbeitet. Die Berge fingen an lichte, mit hohem gelben Gras bewachsene Stellen zu zeigen, und wenn auch an der andern Seite des Flusses noch hie und da kleine Ansiedelungen mit breitblätterigen Bananen lagen, zeigten die hohen steilen Hänge darüber einen vollkommen nördlichen Charakter. Ja, eine Stunde später verließen wir die Bäume ganz, der Regen der mich bis dahin verfolgt, hatte aufgehört, der Boden war hart, sandig und kahl, kurzes schwaches

Gras ausgenommen, das jetzt einige der Gebirgsseiten bis in die höchsten Wipfel hinein bedeckte.

Das Land hier war aber nur sehr schwach besiedelt, und selbst spärlich Vieh sah man an den Hängen, die sicherlich zahlreichen Heerden Nahrung geben könnten. Die Civilisation, wenn man diese Menschen wirklich zur Civilisation gehörig rechnen kann, war noch nicht hierher gedrungen, denn nirgends hin zeigte sich eine Möglichkeit, das hier Gezogene absetzen zu können. Die wenigen Menschen, die hier wirklich lebten, können deßhalb fast als Einsiedler betrachtet werden.

Höchst interessant war es aber für mich, diese Grenze zwischen tropischem und gemäßigtem Klima zu betrachten, die sich vollkommen deutlich herausstellte, obgleich nicht die geringste gewaltsame Scheidewand zwischen ihnen aufgeworfen wurde. Da war kein steiler mächtiger Berg, auf dessen hohem Gipfel Weizen gebaut wurde, während unten im Thal die Banane wuchs — wie man das selbst weiter oben in den Cordilleren findet — sondern ganz allmählich steigen die Berge auf, kaum bemerkbar, da man fast eben so viel bergab, wie bergauf klettern mußte, und doch wurde von hier ab die tropische Welt mit Gewalt in den Hintergrund gedrängt.

Was der Boden aber hier erzeugen konnte, war man natürlich nicht im Stande zu sehen, da nicht der geringste Versuch bis jetzt gemacht worden, das zu erproben. Maulthiere, Pferde und Esel weideten an den Hängen, und tief im Thal, wohin der scharfe, von den Cordilleren niederwehende Wind nicht dringen konnte, hatte hie und da Einer der Eingeborenen sich der gewaltigen Anstrengung unterworfen, ein paar Pisangpflanzen zu stecken und etwas rothen Pfeffer auf die Erde zu werfen — und in welchem Ueberfluß könnten diese Leute leben, wenn sie wirklich *arbeiten* wollten.

Wir ritten den ganzen Tag, ohne auch nur ein einziges Haus in unserer Bahn zu finden. Einmal sahen wir ein paar Häuser zur rechten, aber es war nicht das Geringste dort zn bekommen, weder für Pferd noch Mann, und erst Abends, eine halbe Stunde *nach* Dunkelwerden, erreichten wir das Geburtshaus meines Führers, bei dessen Mutter wir übernachten sollten. Dort wenigstens war, wie er behauptete, der einzige Platz, an dem wir Futter für die Pferde finden konnten. — Ich werde diese Nacht im Leben nicht vergessen.

Schon beim Eintritt in das Haus, ja beim Einreiten in den Hof, kam mir ein Geruch entgegen, als ob wir uns einer Scharfrichterei

näherten, und in dem Hause selber fand ich die traurige Ursache. Die Ueberreste von Gott weiß wie vielen Kühen hingen darin in Stücken geschnitten und getrocknet, denn ich konnte sechs Kinnbacken zählen, und die zärtliche Mutter ging nach der ersten Begrüßung daran, uns von diesem „Fraß für Raben" ein leckeres Mahl zu bereiten. Sogar Zeuge mußte ich von der Zubereitung sein, die mir der Leser ersparen mag, denn er glaubt mir doch nicht, was ich mit eigenen Augen sah, kurz, mit kleingeschnittenen grünen Bananen wurde dies Fleisch in einen Topf geworfen, oberflächlich abgekocht, und uns dann in kleinen hölzernen nie gewaschenen Holznäpfen servirt.

Ich war sehr hungrig und fest entschlossen, wenigstens den Versuch zu machen, um zu essen — aber es ging nicht. Mit dem ersten Bissen bekam ich eine halbfaule Sehne in den Mund, biß einmal darauf und mußte dann rasch das Haus verlassen. Ich entschuldigte mich mit Unwohlsein und legte mich auf ein ausgespanntes Kuhfell, dort die Nacht eine Legion von halbverhungerten Flöhen zu füttern. Der gehorsame Sohn aß indessen zwei Näpfe dieser Speise leer, und ich konnte es zuletzt vor lauter Ekel nicht mehr mit ansehen.

Am nächsten Morgen das nämliche Frühstück, von dem ich wieder Nichts über die Lippen bringen konnte, und mit leerem Magen stieg ich in den Sattel.

Der Weg war hier der nämliche; fortwährend auf und nieder, noch steiler und steiniger wo möglich als gestern. Wir passirten ein kleines Städtchen, Guajerre, aber es war Nichts darin zu bekommen, nicht einmal eine reife Banane. Der Boden wurde hier trockener und dürrer, dorniges Gesträuch wechselte mit Aloe und Cactus auf weißlichem Sand — die Berge wurden kahler und höher, und Alles verrieth, daß wir immer weiter in die Gebirge hinaufrückten. Hier betraten wir übrigens auch einen sehr dürren Strich Landes, in dem fast weiter Nichts erzeugt wird als Salz. Ein kleines Städtchen, Salinas, ist hier errichtet, in dem sich fast jeder Bewohner nur vom Salzauskochen nährt. Das Salz wird dann von hier auf Maulthieren nach Ibarra und selbst bis nach Quito hinaufgeschickt.

Salinas erreichten wir etwa um 1 Uhr Mittags, und Alles, was ich hier bekommen konnte, war etwas Chokolade und Brod und reife Bananen — ein wahrhaft lukullisches Mahl, an dem ich mich vollständig wieder erholte.

Wir fütterten die Pferde und ließen sie ein

paar Stunden rasten, und setzten um drei Uhr unseren Weg nach dem nicht mehr fernen Ibarra fort. Es war übrigens gut, daß ich schon in St. Pedro die Thiere dorthin akkordirt hatte, denn in Salinas hätte ich keins miethen können. Hier zum ersten Mal hörten wir die Klage über den Krieg, daß er die Lebensmittel alle so theuer gemacht und fast sämmtliche Pferde aus dem Lande geführt hätte. Ich würde, wie man mir sagte, selbst in Ibarra Schwierigkeit haben, Pferde zu bekommen, und möchte mich nur in Zeiten danach umsehen.

Von dem Schmutz der Bewohner hatte ich hier in Salinas wieder ein Beispiel, das aber nicht so tragische Folgen für mich hatte. Während ich mit meinem Führer unsere Chokolade verzehrte, kam eine Sennora in den kleinen Kaufladen oder das Café — ich weiß nicht, wie ich die Lehmbude nennen soll, und brachte ein Kind mit, das wohl in den letzten sechs Monaten keinen Tropfen Wasser gesehen hatte. Das Kind mochte zwei Jahre alt sein und leistete in den wenigen Minuten, die es sich in unserer Gesellschaft befand, das Aeußerste in Sachen, die sich eben nicht wieder erzählen lassen. Die Sennora, die ein altes verblichenes, aber sehr buntfarbiges Seidenkleid

trug, schien das Alles zu unserer besonderen Erbauung vorbereitet zu haben, so dicht vor und neben uns und so öffentlich wurde Alles abgemacht. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie mir den Appetit verdorben, aber das ging nicht; wie sie aber die Unverschämtheit hatte, mich zu fragen, ob es in meinem Lande auch solche niedliche Kinder gäbe, gewann der Ingrimm die Oberhand. Es war immer eine „Dame." Die Frage verdiente aber eine Antwort, und ich konnte mir nicht helfen, ich sagte: „So niedliche wohl, aber so schmierige nicht."

Die Wirkung war zauberschnell und äußerst befriedigend. Die Sennora warf mir einen Dolch- und Revolverblick zu, raffte ihr Kind — wie es war und wie war es — vom Boden auf und verschwand damit aus dem Hause.

Abends mit Dunkelwerden erreichten wir Ibarra, die größte Stadt der Provinz Imbaburra, in einem herrlichen fruchtbaren und dicht bevölkerten Thal.

Hier war augenscheinlich ein anderes Leben, als ich in dem Walde verlassen hatte, hier war Cultur wie Civilisation, mitten in den Bergen, und freundliche Häuser und Gärten verriethen,

daß auch der Luxus schon seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen.

Ein für den Fremden höchst mißlicher Umstand besteht aber in diesen Städten des Innern, die auf einen Fremden-Verkehr nicht im Geringsten eingerichtet sind — daß es eben gar keine Gasthäuser (hier posadas genannt) bei ihnen giebt. Von Jedem, der in eine solche Stadt kommt, erwartet man auch, daß er irgend einen Gastfreund hat, bei dem er wohnen kann; unter keiner Bedingung findet er ein Hotel.

Unterwegs war ich nun noch nicht im Stande gewesen, meine schon im Pailon ruinirte und durch den Weg hierher zuletzt noch aufgeriebene Garderobe wieder in Stand zu setzen. Ich war total abgerissen und von Schmutz und Staub bedeckt, ohne Schuh und Strümpfe, ohne Hut, denn mein alter Filz hielt kaum noch auf dem Kopfe zusammen. Deßhalb war es mir auch vollkommen gleichgültig, als mich mein Führer — als bestes Hotel — in eine dunkle Bude der plaza führte, wo ich mich, als erstes Entrée, draußen auf der Straße auf meine Satteltasche setzen und eine Cigarre rauchen, wie eine Orange essen mußte. Ich sehnte mich schon nach dem nächsten Morgen und hatte nur einen Boten an einen Herrn Go-

mez de la Torre geschickt, um zu erfragen, ob der englische Ingenieur auf seinem Wege nach Quito schon hier eingetroffen wäre, oder wann er erwartet würde, als dessen Dolmetscher — denn der Engländer sprach natürlich nur seine eigene Sprache, trotzdem daß er noch länger im Lande war, als ich — selber kam und mich mit Gewalt dieser posada entführte. Er sagte mir, daß sein Chef morgen erwartet würde, daß Sennor Gomez de la Torre aber keinesfalls zugäbe, mich die Zeit in der posada zu lassen, und ich deßhalb augenblicklich in seine Wohnung kommen müsse. Ich weigerte mich im Anfang, meines entsetzlichen Aussehens wegen, aber es half nichts; und wieder einmal, seit langer, langer Zeit, ja seit ich England verlassen, befand ich mich in freundlichen, wohnlichen Räumen, und konnte einmal wieder mit Messer und Gabel von einem reinlich gedeckten Tisch essen.

Am nächsten Tage hofften wir den Erwarteten, bestimmter Verabredung mit dem Dolmetscher nach, in Ibuchi, etwa fünf Stunden Wegs von Ibarra zu treffen. Es war dort eine Maschinenfabrik, die einem sehr unternehmenden Ecuadorianer gehörte, und wir fanden in ihm einen höchst liebenswürdigen, vortrefflich unterrichteten Mann, der uns

nicht allein auf das Herzlichste aufnahm, sondern auch gar nicht wieder fortlassen wollte.

Ein sehr lebhaftes Interesse herrschte bei allen diesen Leuten für die Ansiedelung am, und besonders für den Weg nach dem Pailon, der auch in der That gerade dieser Provinz die größten und unberechenbarsten Vortheile bieten muß. Alles ist Feuer und Flamme dafür, und Alles natürlich gespannt, welche eigentliche Bahn er wirklich nehmen wird, danach ihre künftigen Operationen und Speculationen zu bestimmen.

Sennor Guijon hatte aber auch noch ein anderes, sehr bedeutendes Interesse an diesem Wege, denn er wußte recht gut, oder hoffte wenigstens, daß es nicht allein bei der Ausführung des Fahrwegs bleiben würde, sondern daß diesem bald eine wirkliche Eisenbahn folgen möchte. Nun aber ist ganz in der Nähe von dort ein neues, sehr reichhaltiges Eisenlager entdeckt worden; sein Plan ging deßhalb dahin, eine richtige und ausgedehnte Eisengießerei anzulegen, und dann die Schienen, wie alles nöthige Maschinenwerk für die Eisenbahn zu liefern.

Dicht bei diesem, noch im Beginn stehenden Eisenwerk liegt ein kleines, ziemlich stark bevölkertes Städtchen, Otawalla, in einem wirklich rei-

zenden und äußerst fruchtbaren Thale, und hier sind wir wieder ganz in dem gemäßigten Klima, während das bedeutend tiefer gelegene Ibarra gern noch in die Tropen hineinreichen möchte. In einigen Gärten gedeihen und wachsen allerdings sogar Palmen und Bananen oder Pisang, und weite, lichtgrüne Felder mit Zuckerrohr decken die Ebene. Das Zuckerrohr ist aber kurz und dünn und ziemlich saftlos, und die einer kältern Zone angehörenden Gewächse kommen bei Weitem besser fort. Hier oben dagegen wird gar kein Versuch mehr gemacht, weder Banane noch Zuckerrohr auch nur dem Boden einzupflanzen. In Otawalla hängen die reifen Bananen allerdings in den kleinen, dunklen und schmutzigen Verkaufsläden, und Stücken Zuckerrohr lehnen in den Ecken, durch irgend einen jungen Stutzer in der nächsten Zeit ausgekaut zu werden. Der Boden selber aber trägt hauptsächlich Mais, Weizen und Kartoffeln und alle Producte unserer Zone: alle Arten Erbsen und Bohnen, selbst die große Puff- oder Saubohne, Kürbisse, Melonen, Kohl, Kraut, kurz Alles, was daheim in unseren Gärten wächst.

Es sieht allerdings noch ein wenig eigenthümlich aus, von Cactus und Aloe eingezäunte Kraut- und Kartoffelfelder anzutreffen, in denen man,

wäre es eben nicht dafür, gleich nach Rebhühnern suchen möchte; das Auge gewöhnt sich aber auch mit der Zeit daran, und mich wunderten zuletzt nicht einmal mehr die Llamas, die ich, bepackt mit den Früchten der Nachbarschaft, Quito zuziehen sah.

So viel ist übrigens sicher, daß hier kein Mensch Nahrungssorgen haben kann, wenn er nur im Stande ist, eine einzige Hand zur Arbeit zu rühren. Alles, was Lebensmittel heißt, hat hier einen Spottpreis, und Brod, Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste sind besonders billig; theuer dagegen, sehr theuer, alle die Sachen, die von fremden Ländern, über Quito natürlich, mühsam auf Maulthieren importirt werden müssen. Grobes Wollenzeug und Schuhe werden im Lande selber gefertigt, und in kleinen Quantitäten sogar auch Seide; doch feinere Zeuge, Glas, Porzellan, Metallarbeiten ꝛc. ꝛc. ꝛc. kommen alle den weiten, mühseligen Weg von Guajaquil bis Quito, wo sie schon theuer genug anlangen, und nun noch einmal Fracht in das Imbaburra-Thal bezahlen müssen. Selbst Möbeln, Pianinos und Maschinenstücke werden auf diese Weise transportirt, und es läßt sich denken, wie sehnlichst die Bewohner dieser Gegend einen Weg herbeiwünschen müssen,

der ihnen die Entfernung zum Hafenplatz von achtzehn bis zwanzig auf drei bis vier Tage verringert und noch dabei alle die jetzt hindernden Berge aus dem Wege räumt. Es ist ein Unterschied im Transport, ob Waaren und Güter auf einen Wagen geladen werden können, oder ob sie erst mit Mühe und Zeitverlust zu passenden Kasten für einen Packsattel hergerichtet und festgeschnürt werden müssen; und welchen Gefahren sind sie außerdem in dieser letztern Gestalt auf solchen schauerlichen Wegen ausgesetzt.

Die eigentliche arbeitende Bevölkerung sind hier die Indianer; ein ziemlich lichter und anscheinend kräftiger Volksstamm — und doch sehen diese kräftigen Körper aus, als ob sie weichlich wären und keine recht schwere Arbeit leisten könnten. Viel arbeiten sie auf keinen Fall, aber dafür werden sie auch gering genug bezahlt, und der Tagelohn für einen gewöhnlichen Arbeiter ist hier 2 Groschen, oft noch weniger, und nur ein Groschen, wenn man ihm das Essen giebt. Die Frauen arbeiten ebenfalls, und überall sieht man sie in Feld und Haus thätig, während fast jede noch ein kleines Kind an sich herumhängen hat.

Die Tracht der Männer ist nicht unmalerisch, weite weiße kurze Hosen, ein weißes Hemde und

ein kleiner blauer Poncho — der Kopf bloß oder mit einem Tuche bedeckt, Beine und Arme natürlich auch bloß, und von lichter Farbe. Die Haare sind lang und straff, wie bei allen Nord-Amerikanischen Indianern, und der Ausdruck ihrer Gesichter hat etwas freundlich Gutmüthiges. Es sind auch gute, harmlose Menschen, die das Joch der Weißen mit einer Geduld tragen, die an Deutschland erinnert. Nur den einzigen Fehler haben sie, daß sie trinken, und wenn sie es irgend bekommen können, viel trinken, Frauen wie Männer, und welche Folgen das für den ganzen Stamm hat, läßt sich denken.

Das, was sie dabei zum Trinken verführt, ist so einfacher wie trauriger Art. Einmal der Branntwein, der auf ziemlich rohe Weise aus dem Zuckerrohr bereitet wird, er heißt hier einfach agua ardiente, mit der unnöthigen Beifügung del pais, denn daß dieser Stoff hier im Lande gebraut und nicht auch noch besonders eingeführt ist, kann sich Jeder denken. Dieser Landesschnaps ist natürlicher Weiser billig und leider kann sich ihn jeder Indianer leicht verschaffen.

Ein anderes, nicht so berauschendes, aber doch auch gefährliches Getränk ist das cerveza del pais, die sogenannte tschitscha, ein trübes, trauriges

saures Gebräu, das aus gegohrenem Mais bereitet wird und von dem sich für einen Viertel Real drei Personen satt trinken können. In Menge genossen, soll es aber ebenfalls betäuben, und mit tschitscha und agua ardiente kommen die armen Indianer, wenn sie nur ein paar Real Arbeitslohn in der Tasche haben, nicht eher zur Besinnung, als bis ihr Geld ausgegeben und ihr Rausch ausgeschlafen ist. Um diese Tschitscha noch appetitlicher zu machen, erzählt man sich hier, daß die Körner von den Frauen, wie die cava-Wurzel der Südsee-Insulaner gekaut und in einen Napf gespuckt wird, um sie rascher, mit dem Speichel vermengt, zur Gährung zu bringen. —

Anis, ebenfalls im Lande gezogen, wird in ungeheuren Massen verbraucht, ihn mit dem Branntwein zu versetzen, und der sogenannte anisado ist dann eine bessere Qualität.

Die Hauptsprache der Indianer ist die eigentliche Ynkasprache, in der sich jetzt noch die verschiedenen Stämme dieser Landestheile, wenn sie mit einander zusammenkommen, verständigen. Aber nur die Gebildeteren oder Gereisteren der Stämme verstehen sie, und selbst viele der eingeborenen weißen Ecuadorianer haben sie gelernt, um sich mit den kleineren Zweigstämmen zu unterhalten.

Diese Indianer haben ihre Wohnsitze in der Imbaburra-Provinz, aber ich glaube nicht, daß sie ausschließlich von ihnen bewohnte und abgeschiedene Plätze besitzen, die sie ihre Heimath nennen können. Ihre eigentliche Heimath ist in den Feldern, Gärten und Fabrikgebäuden der Weißen, und was ihre Vorväter einst gewesen? — sie haben es nie gewußt und werden es nie erfahren.

In ihrer Physiognomie gleichen sie außerordentlich ihren Verwandten im Norden und Süden, wenn auch vielleicht die Backenknochen bei ihnen nicht ganz so vorstehend sind. Sie haben ebenfalls das lange, schwarze straffe Haar, das allen Indianern Amerikas eigen ist, und den gedrungenen festen Körper, nur ist, wie gesagt, ihre Hautfarbe lichter, oft so licht wie die der zwischen ihnen lebenden spanischen Abkömmlinge. Uebrigens sind sie ein gutmüthiges, harmloses Volk, und fleißig genug im Vergleich mit den spanischen Ecuadorianern. Natürlich sind aber bei ihnen, wie bei allen wilden und uncultivirten Stämmen, die Frauen die geplagtesten von Allen. Man sieht sie nie müßig, und selbst auf der Landstraße, ein Bündel Holz auf dem Rücken, ein Kind vorn in das Tuch gebunden und den

beladenen Esel vor sich her treibend, haben sie in der linken Hand den Rocken, in der rechten die Spindel (ganz in derselben Art, wie wir diese Arbeit in dem grauesten Alterthum beschrieben finden) und ziehen so, vierfach beschäftigt, ihres Wegs.

Die Indianer selber marschiren, wenn unterwegs, wenn auch mit einer Last auf dem Rücken, fast immer in einem Halbtrab, was wunderlich genug aussieht, besonders wenn eine große Anzahl von ihnen beisammen ist.

Diese Indianer sind jedenfalls die Hauptarbeiter des Landes, und man hofft, daß man dieselben, wenn erst die Straße nach dem Pailon geöffnet ist, auch dort in größerer Anzahl wird verwenden können. Ja, die Regierung beabsichtigt sogar, sie mit zu dem Straßenbau zu benutzen. Soweit das die höher gelegenen und kühlen Distrikte betrifft, habe ich selber nicht den geringsten Zweifel, daß es gut thun wird; diese Menschen sind aber ein frisches und kühles Klima gewöhnt, und ich glaube kaum, daß sie die heiße feuchte Luft der niederen Landstriche werden gut ertragen können. Man behauptet wenigstens, daß sie sich dort nie lange aufhielten, sondern immer wieder rasch in ihre Berge zurückzögen.

Doch das sind Alles Dinge, die sich erst durch die Zeit ergeben müssen. Jedenfalls werden sie sich in ihren Distrikten vortrefflich zu jeder Arbeit benutzen lassen, und schon jetzt sind sie fast die Einzigen, die das Land mit den möglichst rohen und meist hölzernen Geräthen bebauen.

Indeß um wieder zurück zu meinem Marsch zu kommen, so hielt ich mich in Ibarra und der Umgegend nur wenige Tage auf. Der Ingenieur, den ich hier erwarten wollte, kam nicht, und es schien mir deßhalb das Beste, meine Tour so rasch als möglich fortzusetzen. Entweder traf ich ihn dann unterwegs, oder in Quito. Das einzige Mißliche bei der Sache war nur, daß von Ibarra drei verschiedene Wege nach Quito führten. Zwei davon wurden in dieser Jahreszeit, wo die Winterregen schon begonnen hatten, benutzt, da der dritte in solcher Zeit fast unpassirbar wurde. Gerade diesen, sollte aber der Ingenieur erklärt haben, für seine Rückreise von Quito wählen zu wollen, da er die anderen beiden schon passirt hatte, und diesen ebenfalls wünschte kennen zu lernen. Hatte er doch die Richtung auszuwählen, in welcher er die neue Hauptstraße anlegen sollte.

Es blieb mir deßhalb keine andere Wahl als die nämliche Straße zu nehmen, und was ich da-

von zu erwarten hatte, besagte schon ihr Name. Ein Theil derselben, den ich am zweiten Tage passiren mußte, wurde nämlich la escalera genannt, und wenn ein Weg in den Cordilleren die Leiter heißt, so kann man sich etwa denken, wie er aussieht.

Die Pferde, die man hier braucht, und die von den verschiedenen Vermiethern für solche Touren abgegeben werden, sind meist klein und nicht besonders kräftig, aber doch zäh und ausdauernd, und leisten für das wenige Futter, was sie bekommen, Außerordentliches. Nur des Nachts werden sie gefüttert, und zwar mit einer Art Esparsette, hier einfach yerba (Kraut) genannt; Morgens wird ihnen der Sattel aufgelegt, und ohne zu rasten, gehen sie bergauf und bergab, bis spät am Abend — freilich oft auch unsicher genug, wenn sie erst einmal müde werden, und für mich besonders ist es stets ein höchst unangenehmes Gefühl, ein erschöpftes Thier unter mir zu wissen — ich gehe lieber zu Fuß. Außerdem hat man noch die kostspielige Unannehmlichkeit, einen Begleiter bezahlen zu müssen, der, ebenfalls zu Pferd, das Thier des Fremden wieder mit zurücknimmt. Nicht allein, daß man dadurch zwei Pferde bezahlt statt eines, der Führer oder Begleiter rechnet für sich

selber den nämlichen Preis wie für ein Thier, und antwortet er auf die Frage, was ein Pferd von Ibarra nach Quito kostet: 20 Real, so heißt das so viel als 60, also $7^1/_2$ Dollar, ohne eine Anzahl kleiner Reals, Medios und Quartidios, die noch außerdem abfallen.

Hier im Lande hat man nämlich die kleinste spanische Silbermünze, einen Quartidio, den vierten Theil eines Reals, also etwa ein Groschen am Werth — aber auch nur hier im Innern, wo Lebensmittel billig genug sind, dieser Münze zu bedürfen. An der Küste giebt es kein kleineres Geld als einen Medio, die Hälfte eines Reals.

Vor der Escalera hatten uns die Leute nun allerdings genug gewarnt, und uns gesagt, daß sie in dieser Jahreszeit nur dann passirbar wäre, wenn man Hals und Bein riskiren wolle. Ich wußte aber von früher, was ich auf solche Uebertreibungen zu geben hatte, und da wir es auch noch glücklich trafen, daß es den Tag wenigstens erst regnete, als wir die schlimmsten Stellen hinter uns hatten, kamen wir ohne irgend einen Sturz hinüber. So viel bleibt aber wahr, der Weg ist bitterbös, und ich war recht froh, als ich ihn hinter mir hatte. Wir mußten Stellen passiren, die auch nicht im Entferntesten einem Wege glichen,

und wo nur ein Bergbach sich ein enges Bett steilab in den Gang gerissen zu haben schien. An vielen Stellen mußten wir absteigen, denn das Pferd konnte dort kaum allein hinabklettern — im anderen war es nicht einmal möglich, so eng stack Roß und Reiter in ein paar hohe Lehmwände eingekeilt, die kaum genug Raum für die Kniee ließen.

Am Morgen war das Wetter noch hell und klar, und aus der Ferne ragten die schneegedeckten Kuppen der gewaltigen Cordilleren herüber, Nachmittags aber bewölkte sich der Himmel, und als wir die Escalera eben hinter uns hatten, goß es in Strömen nieder.

Die Nacht blieben wir in einer einzelnen Hacienda, in der wir sehr freundlich aufgenommen wurden, trotzdem daß wir, m e i n e r Meinung nach, sehr zur ungelegenen Zeit kamen. An dem nämlichen Tage waren dem Besitzer zwei Kinder gestorben, und er war gegen Abend eben fertig geworden, den Sarg zu machen, indem sie beide zusammen begraben werden sollten. Sie waren aber noch sehr jung, also gleich Engel geworden, und dieser Glaube, der in ganz Süd-Amerika verbreitet scheint, half den Eltern über den Schmerz der Trennung. Sie durften der Welt gegenüber

nicht einmal klagen, und hätte der Sarg nicht da draußen auf der Verandah gestanden, ich würde im Leben nicht geglaubt haben, daß sie heute ein solcher Verlust betroffen.

Hier war überall hohes Land, in dem weiter Nichts als Producte einer gemäßigten Zone gezogen werden konnten. Von dort ab senkte sich das Land aber schon wieder, die hellgrünen Felder mit Zuckerrohr wurden sichtbar, und etwas weiter hin, als wir am nächsten Morgen zu einem Städtchen kamen, dessen Name mir jetzt entfallen ist, ritten wir durch einen wahren Wald von herrlichen fruchttragenden Orangenbäumen, und sahen wieder die breiten windzerrissenen Blätter der Bananen.

Von hier aus trafen wir auch zahlreiche Caravanen nach dem nicht mehr so fernen Quito, denn die Orangen dieses Platzes werden zu Tausenden dort zu Markt geschafft.

Das freilich war die letzte tropische Vegetation, die wir unterwegs trafen; denn von hier ab stieg der Weg wieder steil empor, so daß wir bald in kahle sandige, mit Cactus und Dornbüschen allein bewachsene Höhen kamen. Der breitblätterige Cactus gedieh hier besonders ganz vortrefflich, und der unterste oder erste Schößling einer jeden Pflanze

hatte sich zu einem ordentlichen, mit brauner Rinde bedeckten Baumstamm ausgebildet, der oft vier bis fünf Fuß hoch gerade und kräftig emporstieg. Aber nur im Aeußern glich er dem Holz, sonst hatte er ganz seine weiche, wässerige Fasermasse beibehalten.

Von hier ab verließen wir den Mirafluß, den wir noch zuletzt auf einer schwanken, von eisernen Ketten gehaltenen Holzbrücke kreuzten. Weiter unten hatte ich auch Gelegenheit gehabt, die einfacheren Brücken der Eingeborenen zu bewundern, die ein nur aus drei oder vier Lianen zusammengedrehtes Seil über den Fluß spannen, und dann, mit Händen und Füßen daran hängend, von einem zum andern Ufer hinüber passiren.

Acht oder neun Leguas von Quito entfernt wurde auch der Weg endlich besser. Wir hatten die letzten tiefen Thäler und Einschnitte hinter uns, und nun die Hochebene erreicht, in der die Hauptstadt des Landes selber lag. Einzelne kleine Pueblos trafen wir hier, mehr als diese aber verrieth der Weg selber die Nähe einer volkreichen Stadt, denn ganze Scharen von Lasteseln überholten wir theils, theils kamen sie uns entgegen, und einzelne Trupps von Reitern, oft mit Damen in der Mitte, sprengten auf wackeren Pfer-

den die jetzt sandige Bahn entlang, ihre einzelnen Haciendas zu besuchen. Ringsum schlossen dazu hohe mächtige Berge das Thal ein, und hie und da ragten die schneegedeckten Kuppen einzelner Gebirgsriesen über die grauen nackten Höhen der anderen Züge hoch hinaus.

Trotz dieser lebhaften Straße aber, und trotz dem daß wir, wie gesagt, einige kleine Städtchen kreuzten, war unterwegs gar nichts Eßbares zu bekommen als Brod. Die Häuser, in denen es verkauft wurde, und wo auch meist das entsetzliche Gebräu Tschitscha zu bekommen war, sahen aber derartig schmutzig aus, und die Verkäufer saßen so regelmäßig vor ihren Thüren, einander das Ungeziefer absuchend und es verzehrend, daß ich mir den Genuß selbst des Brodes versagte, und mich auf das jetzt nahe Quito vertröstete.

Dieser schauerliche Gebrauch, einander das Ungeziefer abzusuchen und es als gute Beute zu betrachten, schien allgemein, und zwar nicht blos bei den Indianern, sondern auch bei sonst ganz anständig aussehenden Weißen, und ich kann kaum sagen, mit welchem Ekel es mich jedes Mal erfüllte. Ueberhaupt war der Schmutz und Unrath in allen diesen Hütten unbeschreiblich. Ich war nicht im Stande, irgendwo eine gekochte Mahlzeit

zu verzehren, und fühlte endlich, daß ich bald wieder zu nahrhafter Kost kommen müsse, wenn ich meine Kräfte nicht ganz herunterbringen wollte. Ueberhaupt hatte ich mich, seit ich den Pailon verlassen, zu viel angestrengt, und der Marsch durch den Sumpf, wie der spätere unausgesetzte viertägige Ritt machte sich doch in meinen Gliedern fühlbar. Um so viel mehr sehnte ich mich nach Quito, wo ich mich wenigstens eine Woche von allen Strapatzen ordentlich ausruhen und des guten Lebens dort recht erfreuen wollte.

An diesem Nachmittag nun kreuzte ich zum ersten Mal in meinem Leben, etwa 5 Laguas noch von Quito entfernt, den Aequator zu Land. Der Weg zog sich aber in die Länge — die Sonne ging unter und es wurde dunkel, ehe wir die noch außerhalb Quito liegenden Landhäuser erreichten. Jetzt endlich, mit voller Nacht, kamen wir in die Vorstadt, und wenn wir bis dahin unsere Thiere auch nicht geschont hatten, mußten wir sie doch jetzt auf dem nichtswürdigen Pflaster langsam ausschreiten lassen. In der Dunkelheit konnte ich auch von Quito nicht viel mehr sehen, als daß es ziemlich breite Straßen mit sehr niederen Häusern hatte. Nur Eins fiel mir eben nicht angenehm auf die Geruchsnerven: der fatale Gestank,

der uns in den Straßen, durch die wir ritten, entgegenwehte. Ich war vielleicht zu sehr in den letzten Monaten an die frische Luft gewöhnt worden, es mehr als sonst zu fühlen, aber es war, meiner Meinung nach, trotzdem deutlich genug.

Jetzt sehnte ich mich aber vor allen Dingen nach einer Posada, oder einem Haus, in dem ich Nachtquartier bekommen konnte, denn ich wußte schon, daß Quito, trotz seiner 15000 Einwohner, kein Hotel hatte. Endlich hielten wir vor einem, mit einer Laterne versehenen Hause, das einer hohen, ruinenartig aussehenden Kirche gegenüber lag. Unten in der Hausflur war ein Bild des heiligen Antonio in Lebensgröße, mit zwei brennenden Lichtern davor, und im Hofe standen eine Menge Pferde angebunden. Wir waren an Ort und Stelle, und mit einem aus voller Brust herausgeholten „Gott sei Dank!" sprang ich aus dem Sattel. —

Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika

und dessen

deutschen Colonien

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

(Zweiter Theil.)

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

7.

Quito.

Wenn irgend Jemand in der Welt mit der größten Sehnsucht den Augenblick herbeigewünscht hat, wo er Quito betreten konnte, wenn irgend Jemand von dieser so laut gepriesenen Stadt des „ewigen Frühlings" die höchsten und schönsten Erwartungen hegte, so bin ich das, und wenn irgend Jemand seinem Schöpfer aus voller Seele dankte, als er diesem „Paradies" wieder den Rücken kehren konnte, so bin ich das wieder. — Es mag sein, daß meine Erwartungen, allen gelesenen Beschreibungen nach, etwas zu hoch gespannt waren, und das thut niemals gut, aber man darf, meiner Meinung nach, mit den geringsten nach Quito kommen, und wird sie immer noch nicht befriedigt finden. Doch ich will einfach beschreiben, wie ich

es dort getroffen, und der Leser mag sich dann selber ein Bild davon entwerfen.

Zum Tod von Anstrengung und Hunger ermattet, kam ich etwa acht Uhr Abends in Quito an und war in der besten und anständigsten posada der Residenz abgestiegen. Dort im Hause wohnte auch zufällig der einzige Deutsche, der in ganz Quito lebte, ein Uhrmacher aus der Märkischen Schweiz in Preußen. Das Haus schien geräumig, hatte eine breite steinerne Treppe, und ein kleiner Junge schien als Kellner zu dienen. Er sah furchtbar schmutzig und zerlumpt aus, aber es war Sonnabend und Abend, also lag der Staub der ganzen Woche auf ihm — morgen erschien er jedenfalls im Glanze. Als wir im Dunkeln die Treppe hinaufkletterten, fragte er mich sehr naiv:

„Wollen Sie auch ein Licht haben?“ —

„Gewiß will ich.“ —

„Ja, dann müssen Sie sich eines kaufen.“ —

Ich lachte gerade hinaus, denn die Idee war wirklich zu komisch. Der kleine schmierige Kellner sprach aber in bitterem Ernst und führte mich in ein dunkles, kellerartiges Gemach, das nicht einmal ein Fenster, sondern nur eine Thür nach der Hofgallerie hatte, und schien nicht übel Lust zu haben, mich dort meinem Schicksal und weiteren

Betrachtungen zu überlassen. Vor allen Dingen mußte er mich zu dem Deutschen hinüberführen, der seine Freude, einen Landsmann zu treffen, außerordentlich gut verbarg. Dort borgte ich mir, als auch dieser mich versicherte, der Kauf einer Talgkerze sei unerläßlich, um Licht zu bekommen, eine solche, einen Leuchter lieferte die Wirthschaft, und ich schritt jetzt zu einer Untersuchung meines künftigen Logis. Dort sah es freundlich aus.

In der Ecke stand eine Bettstelle mit einem alten Kattunvorhang und einem Bambusgeflecht darin, aber keine Matratze und kein Bettzeug. In der anderen stand eine lange Bank mit zwei Lehnen und einem dünnen harten Kissen darauf, in der dritten ein wackliger Tisch mit zwei Stühlen, und die einzige Bequemlichkeit im Zimmer schien ein eiserner Haken, dort eingeschlagen, wo die Thür durch die dicke Mauer gebrochen war, mit einem zur Schleife gedrehten stärken Seil daran, während ein dritter Stuhl darunter und gerade im Wege stand. Durch den Stuhl wurde ich auch eigentlich erst darauf aufmerksam und mußte laut auflachen, als ich die Vorrichtung bemerkte, denn es sah gerade so aus, als ob Jemandem, der dies Zimmer angewiesen bekam, gar auf der Welt

Nichts weiter übrig blieb, als sich eben aufzuhängen.

Es ließ sich jedoch Nichts dagegen thun; ein Bett war nicht zu bekommen, ebensowenig etwas zu essen. Ich bestellte mir deßhalb nur Etwas Chokolade unten im Hause — was ich augenblicklich bereute, so wie ich den furchtbaren Schmutz und Unrath sah — und warf mich dann, in meinen Poncho gewickelt, und zum Tod erschöpft, auf die hart gepolsterte Bank an der eiskalten Wand.

Die Nacht fror ich entsetzlich — ich war nicht mehr in dem warmen Klima der Niederungen — und konnte mich nicht erwärmen, trotzdem daß ich mich mit meinen beiden Ponchos zudeckte. Am nächsten Morgen erwachte ich mit heftigem Kopfschmerz und schon gegen Abend fühlte ich, daß ich ein Fieber hatte. Den Direktor der Ecuador Land-Compagnie hatte ich indessen in Quito aufgesucht und gefunden, und eben so einen Schotten, Dr. Jamieson, kennen lernen. Der Doctor war freundlich genug, mich am nächsten Tage, wo ich fest auf meiner Bank lag, zu besuchen, und er verordnete mir ein Vomitiv, nach dem ich mich auch besser fühlte. In drei Tagen hatte ich wenigstens das Fieber abgeschüttelt und konnte wieder aus-

gehen. In der ganzen Zeit war aber auch kein Bissen, etwas Suppe ausgenommen, über meine Zunge gekommen, und die Glieder waren mir alle wie zerschlagen. In dieser Zeit entdeckte ich übrigens an der Plaza ein ziemlich anständiges Kaffeehaus — in der That den einzigen Platz in ganz Quito, wo man etwas Ordentliches zu essen und zu trinken bekommen konnte, und dorthin hatten sich auch, Gott weiß auf welche Art, fünf Flaschen ziemlich guter Geisenheimer verloren. Sie trugen die Firma J. F. Hellmers Cologne — natürlich Cologne, als deutscher Wein — und die Flasche kostete 1½ Dollar. Wie ich fortging von Quito, standen die langhälsigen Landsleute nicht mehr auf ihrem Platz.

Wie ich mein Fieber erst einmal ordentlich los war, machte ich meine Entdeckungstouren durch Quito, aber du lieber Gott, wie wenig Tröstliches fand ich! Die Gegend um Quito ist allerdings großartig schön, und die Aussicht von einigen der benachbarten Gebirge soll wundervoll sein. Ich war aber zu matt, diese zu ersteigen, und mußte mich begnügen, die schneegekrönten Joche des Pitchincha wie mehrerer anderen von unten zu betrachten. Mit diesen hat auch Quito eigentlich weiter Nichts zu thun, als daß es daher seinen

Schnee zu Gefrorenem und sein nichtswürdiges kaltes Klima bekommt, das von enthusiasmirten Reisenden der „ewige Frühling" genannt wird. Wenn es der „ewige deutsche Frühling" hieß, wollt' ich es gelten lassen, denn die vierzehn Tage, die ich mich in Quito aufhielt, hatten wir ein richtiges Maiwetter, wie wir es die letzten Jahre daheim gehabt haben, naß und kalt, und manchmal, auf ein paar Stunden, wenn die Sonne ordentlich herauskam, eine Gluthitze. Alles geht auch dort in Tuchkleidern, mit dicken Ueberziehern oder dick wattirten Ponchos, und ich habe lange nicht so gefroren, wie in diesem Frühling.

So viel über das Klima; was nun die Stadt betrifft, so ist sie regelmäßig in gerad abgetheilten Quadren oder squares gebaut, und sie besteht eigentlich nur aus Kirchen und Klöstern, deren Zwischenräume mit niedrigen einstöckigen Häusern ausgefüllt sind. Furchtbar hat Quito aber durch das letzte Erdbeben gelitten, das die ganze Gegend in ihren Grundfesten erschütterte und Kirchen und Häuser durcheinander warf. Das Erdbeben, das stärkste, dessen man sich seit langen, langen Jahren zu erinnern weiß, dauerte fast eine Stunde, während der gefährlichste Theil desselben, eine scharf wellenförmige Bewegung der Erde, zuletzt kam und

den meisten Schäden that. Noch jetzt stehen verschiedene Kirchen und Häuser dachlos, und in vielen Straßen liegt noch bis zu diesem Augenblick der Schutt der eingestürzten Gebäude zwölf und funfzehn Schuh hoch — ein Zeichen zugleich der thätigen Kraft der Vulkane wie der unthätigen Polizei.

Eigenthümlich ist, daß so wenige Menschenleben bei dieser Calamität verloren gingen; denn was auch für übertriebene Berichte darüber im Umlauf waren, nach denen viele hundert Personen dabei umgekommen sein sollten, so sind doch nur neun wirkliche Todesfälle bekannt geworden. Eine alte Frau kam dabei auf eigene Weise um. Sie ging an der Kirche St. Augustin, die am Meisten gelitten hat und noch jetzt unausgebessert steht, vorüber, als wieder ein starker Stoß kam. Anstatt nun rasch einen freien Platz und die Nachbarschaft niederer Häuser zu suchen, fiel sie auf die Kniee nieder und fing an zu beten, und wenige Minuten später stürzte ein Theil der Kirche ein und schlug sie todt. — Diesen Gegenstand hat noch kein Geistlicher zu einem Traktätchen benutzt. Die Kirche St. Augustin besuchte ich später, und gar traurig sah es in ihrem Innern aus. Der vordere Theil war durch einen großen Vorhang abgegrenzt, und

dort wurde auch regelmäßig Kirche gehalten. Hinter dem Vorhang aber war noch die volle Verwüstung, wie sie jener furchtbare Tag zurückgelassen. Das ganze gewölbte Dach des eigentlichen Schiffs der Kirche war eingestürzt, und die vergoldeten und mit reichem Schnitzwerk überdeckten Wände standen zerrissen und zerfetzt, wie eine frische Ruine.

Quito ist übrigens, trotz dieser Unzahl von Kirchen, trotzdem daß man in den Straßen fast Niemand begegnet als Indianern und verschieden gekleideten Mönchen, der Sitz der Intelligenz für Ecuador, mit einer Universität und vortrefflichen Schulen und einer Unzahl von Malern und Bildhauern. In der That versorgt Quito ganz Süd- und Mittel-Amerika mit Heiligen- und anderen Bildern, fast alle in Oel gemalt. Natürlich ist darunter eine Unmasse von Schund — Schablonenbilder, die beim Dutzend verkauft werden; es sind aber auch recht gute Gemälde dabei, und alle fast zu einem unglaublich billigen Preis, so daß man wirklich kaum begreift, wie Leinwand und Farbe dabei bezahlt werden konnte. Ich habe Heiligenbilder von anderthalb Fuß Höhe und einem Fuß Breite in Oel gemalt gesehn, das Stück zu drei Real Ecuador Geld, also etwa 12 Sgr.

Viele Fremde in Quito machen ein Geschäft daraus, diese Bilder anzukaufen und später mit in andere Theile von Amerika zu nehmen. Mein kleiner Uhrmacher aus der märkischen Schweiz that das Nämliche und hatte schon ein ganzes Kapital in solchen Gemälden angelegt, wodurch ich Gelegenheit bekam, eine bedeutende Auswahl von ihnen zusammen zu sehen. Seiner Versicherung nach befanden sich Bilder der besten Künstler Quitos dabei, und war das der Fall, so muß ich den Herren rundweg die Fähigkeit absprechen, Etwas selbst zu schaffen. Alle die wirklichen Orginalgemälde waren höchst mittelmäßig, und fast alle an Händen, Armen und Füßen verzeichnet, während sich ganz vortreffliche Copieen, besonders französischer Künstler, darunter befanden. Im Copiren haben die Leute wirklich Talent und thun es für einen Preis, der fabelhaft scheint. Der Preis muß mehr nach dem Quadratfuß als nach dem Kunstproduct gesetzt werden, wenigstens kaufte mein kleiner Landsmann danach, und wie er mir die verschiedenen Bilder anpries, war so charakteristisch, wie belehrend. „Hier ist ein sehr schönes Mädchen mit Brod — fünf Fuß bei drei, auf starker Leinwand, acht Dollar. — Dies ist eine Rachel; vier Fuß bei zwei ein halb, auf

starkem Baumwollenzeug, fünf Dollar. Hier haben Sie einen Christus mit der Sünderin (beiläufig gesagt, eine sehr gute Copie eines französischen Bildes) — vier ein halb Fuß bei drei Fuß, neun Dollar. Hier ist ein Bild aus der Wüste (ebenfalls vortreffliche französische Copie) neun Fuß bei sechs für fünf und zwanzig Dollar." Eine französische Grisette — ein allerliebstes Brustbild, eigentlich Kniestück in Lebensgröße, kostete vier Dollar, und kleinere Gemälde zwei bis drei Dollar — alle in Oel und auf Leinwand.

Ein anderer sehr bedeutender Aufkaufsartikel für Fremde sind in Quito abgebalgte Vögel, besonders Colibris, die von allen Seiten, häufig von Napo-Indianern, nach der Stadt gebracht werden. Die Jäger, die sich mit dem Erlegen dieser kleinen Thiere beschäftigen, schießen sie mit Blasrohren und bereiten die Häute dann mit Arsenikseife, die Indianer des Amazonenstromes dagegen mit Pfeffer zu. Je nach ihrer Seltenheit werden die einzelnen Exemplare von einem Real bis zu ein und zwei Dollar sebst bezahlt, und sehr gewöhnliche lassen sie sogar nicht selten beim Dutzend ab, das Stück zu einem Medio oder halben Real. Die Indianer bringen auch die schon früher erwähnten Elfenbeinnüsse (vegetabilisches

Elfenbein) hier nach Quito, und einheimische Künstler schnitzen kleine, jedoch ziemlich rohe Figuren daraus, die bemalt und an die Landleute verkauft werden. Sie sind übrigens ebenfalls billig genug, und man verkauft das Stück zu einem Medio.

Quito hat übrigens, als Stadt einer südamerikanischen Republik, eine sehr bedeutende Industrie. Besonders werden hier Massen von groben Tuchen und Baumwollenzeugen verfertigt. Eben so, und zwar in vortrefflicher Qualität, India rubber cloth oder wasserdichte Zeuge, die auch einen ziemlich billigen Preis haben. Die meisten Fabrikate werden aber doch von Guajaquil eingeführt, und da Alles auf Packsätteln dort hinaufgeschafft werden muß, so kann man sich denken, wie mühsam und zugleich auch kostspielig und zeitraubend der Transport ist.

Die Stadt selber, die etwa 15000 Einwohner hat, ist nicht unfreundlich, wenn ihr auch jetzt noch der überall liegende Schutt und die die vielen geborstenen Häuser ein etwas wildes Aussehen geben. Keine Stadt der Welt könnte dabei reinlicher gehalten werden wie Quito, denn an einem etwas schrägen Hang gebaut, ist das von Pichincha kommende Wasser dort hingelenkt und kann durch alle Straßen geleitet werden, durch

die es sich, wenn losgelassen, wie ein Wasserfall stürzt. Und doch giebt es, glaub' ich, keine unsauberere Stadt auf dem ganzen Erdboden, denn von diesem Schmutz der Bewohner kann sich Niemand einen Begriff machen, der das nicht wirklich mit angesehen hat. Die haute volée von Quito lebt natürlich abgeschlossen für sich selbst und hält sich in dem Innern ihrer Häuser, deren Fenster alle nach dem Hofraum laufen. Diese hat sich auch mehr in europäischem Geschmack eingerichtet, mit europäischer Bequemlichkeit umgeben, und kann nicht füglich zu dem Volk gerechnet werden. Das eigentliche Volk aber lebt wirklich schlimmer als das Vieh — jedenfalls eben so schlimm, und das weßhalb? ist nicht einmal zu beschreiben. Die Wohnungen der Arbeiter und Handwerker gleichen Höhlen, in die man sich fürchtet den Fuß zu setzen, und Alles, wohin man sieht, wimmelt von Ungeziefer, das ich selbst in dem frischgewaschenen Leinen zugeschickt bekam. Man kann sich mit der größten Reinlichkeit nicht davor retten, wenn man eben kein eigenes, vollkommen abgeschlossenes Haus hat. — Wie wohl ich mich dort fühlte, kann man sich etwa denken.

Kommt man freilich in diese besseren Häuser, so vergißt man die übrige schauerliche Stadt,

denn fast jedes derselben hat einen kleinen freundlichen Garten, in dem Massen unserer heimischen deutschen Blumen blühen. Sie gleichen kleinen Inseln in einem Meer von Schmutz und Gestank, das man aber auch regelmäßig durchschiffen muß, ehe man zu ihnen gelangen kann.

Der Hauptplatz der Stadt ist die eigentliche Plaza, ein großer geräumiger Platz, der auf der einen Seite durch die Kathedrale, auf der Seitenfront durch das Regierungsgebäude und auf den anderen beiden durch zwei sogenannte Paläste eingefaßt ist. In der Mitte steht ein dürftiger Springbrunnen. Die Kathedrale ist ein sehr großes, aber höchst geschmackloses Gebäude, das besonders nach der Plaza zu eine Menge kleiner Löcher statt der Fenster zeigt, genau wie man sie bei uns in Ställen hat. Unter den übrigen Gebäuden laufen Portale hin, und die beiden Paläste, von denen einer dem Bischof gehört, sind in kleine Verkaufslokale abgetheilt, deren Besitzer auch vor den Thüren derselben offene Stände halten. Ein wirklich anständiges Gewölbe findet sich nicht in ganz Quito; es sind weiter Nichts als eben nur kleine Buden.

Die Plaza selber bietet übrigens an allen Wochentagen ein sehr belebtes Bild, denn hier

versammeln sich die meisten Arrieros mit ihren Lastthieren; viele Indianer halten dort ebenfalls Landesproducte feil, in den Ecken sitzen Händler mit allen möglichen Früchten und in einer der Seitenstraßen, dicht an der Plaza, ist eine Reihe von Nationaleßständen, in denen die Ländesgerichte in freier Luft gebacken und gebraten werden.

Es giebt nichts Mannigfaltigeres auf der Welt, als die Lastthiere von Ecuador, denn von der armen Indianerin an, die unter ihrem schweren Packen, mit dem Kind als Zugabe, daherkeucht, wird Alles, wie es scheint, dazu benützt, was nur einen Rücken zum Tragen hat: Pferde, Maulthiere, Esel, Llamas und Ochsen, welche letztere eben so gut Packen schleppen müssen, wie Esel und Pferde. Esel sieht man aber am Meisten und ich bin Trupps von funfzig und sechzig Stück begegnet, die mit allen nur erdenklichen Landesproducten beladen und äußerst langsam gen Quito, oder leer und äußerst vergnügt wieder zurück, ihrer Heimath zuzogen. Llamas sieht man verhältnißmäßig sehr wenig, und die schönen wunderlichen Thiere drehen den langen Hals verwundert nach allen Seiten, wenn sie mitten zwischen die fremden Menschen auf die Plaza kommen.

Am Reichsten sind die Früchte in Quito ver-

treten, und da von dieser Hochebene ab verschiedene Hänge tief zu Thal bis in die warme Zone hineinlaufen, so findet man hier nicht allein die saftigsten Erd- und Brombeeren, sondern auch Orangen, Bananen, Ananas, Cherimojas (custard apple) und eine Menge andere delikate Sachen. Die Winterkuppe des Pichincha liefert dazu ihren Schnee, mit dessen Hülfe delikates Gefrorenes bereitet wird; Mehl und Zucker ist im Ueberfluß vorhanden, wie die Quitener denn auch besonders süßes Backwerk und Näschereien lieben, und was Essen und Trinken anbetrifft, so glaube ich, daß keine Nation besser lebt, als die gebildeten Klassen in Quito, die eben wohlhabend genug sind, sich solche Genüsse zu verschaffen.

Das Klima *soll* gesund sein, wie behauptet wird, und kalt und hoch genug liegt die Stadt dazu, Fieber sind aber, wie ich ebenfalls zu meinem Schaden erfahren mußte, etwas ganz Alltägliches, und wohin man hörte, litten die Leute daran; angenehm ist das Klima auf keinen Fall, wenigstens nicht in dieser Jahreszeit, wo der Winter oder die Regenzeit gerade begonnen hatte — natürlich mußte *ich* auch gerade dazu hierherkommen. Ich habe dort Tuchkleider und einen *dicken*, warmen, wollenen Poncho getragen und

bin doch nicht im Stande gewesen, ein einziges Mal ordentlich warm zu werden. Wenn man das ein schönes Klima nennt, habe ich Nichts dagegen.

Ansteckende Fieber, glaube ich selber nicht, daß dort gut heimisch werden können, denn wäre es möglich, so hätte dieser furchtbare, dort herrschende Schmutz sie schon längst herbeiführen müssen. Eine sehr böse Krankheit ist dort aber heimisch, und zwar die Leprosy oder der Aussatz, und die Leute sind so gescheudt gewesen, das Hospital dieser furchtbarsten aller Krankheiten dicht an die Stadt zu legen. Es sollen sich doch achtzig bis hundert Personen darin befinden, und sie sind nur durch eine niedere Lehmmauer von der übrigen Welt getrennt, während der, über ihre Wohnung hinstreichende Luftzug auch alle Nachbarhäuser rettungslos durchzieht. Man beabsichtigt allerdings, das Hospital in allernächster Zeit fort und weit ab von der Stadt zu verlegen, aber daß es schon so lange dort haften durfte, zeugt für den fabelhaften Leichtsinn der Regierung. Die Bewohner des Hospitals sind allerdings das ganze Jahr fast für sich abgeschlossen und sollen mit der übrigen Welt in keiner Verbindung mehr stehen, denn ihre Krankheit ist unheilbar. — Am Fest des heiligen

Lazarus aber, wo in den Kirchen für sie gebetet wird, kommen sie heraus auf die Mauern und lassen an Seilen Körbe nieder, in welche die Vorübergehenden ihnen Liebesgaben an Lebensmitteln und Getränken hineinwerfen. Man behauptet, daß ihnen auch Geld gegeben würde — und das Geld circulirt doch nachher wieder unter den gesunden Bewohnern der Stadt.

Die Kleidung der gebildeten Klasse in Quito ist fast ganz europäisch. Man sieht nur wenig Ponchos — außer bei Reitern — fast nur Ueberröcke und Burnus — viele davon, unter dem Aequator, dick wattirt, und der schwarze Seidenhut, dies Ungeheuer aller Kopfbedeckungen — hat sich auch hier in den Cordilleren eingenistet. Die Damen entbehren dabei eben so wenig die Crinolinen, die ich hier in sehr bedeutendem Umfange gesehen habe. Womit die Leute aber, besonders die Frauen, in Quito ihre Zeit hinbrächten, wenn sie keine Kirchen hätten, das weiß Gott, denn Alles, was man unter dem Namen „Vergnügungen" versteht, fehlt hier vollkommen. Theater und Concerte kennt man kaum dem Namen nach; öffentliche Gärten und Promenaden existiren ebensowenig — einander fortwährend besuchen, geht doch auch gar nicht gut an oder wird zuletzt lang-

weilig; da geht man denn in die Kirche, und es ist in Quito eines der größten Kunststücke, irgend Jemand, besonders eine Dame, zu Hause anzutreffen. Sie sind fast immer in der Messe und scheinen wirklich nur Kost und Schlafstätte daheim zu haben.

Einige der Kirchen sind im Innern sehr schön und besonders reich mit Schnitzwerk und Gemälden ausgeschmückt, und in allen ist Musik — aber was für Musik! — Quito mag seiner Malerei und Bildhauerkunst wegen in Ecuador und Süd-Amerika überhaupt berühmt sein, mit seiner Musik kann es aber keinen Staat machen, und ich bin mehrmals am Eingang der Kathedrale vor Verwunderung stehen geblieben, wenn ich die fröhliche Tanzmusik hörte, die mir aus dem Innern derselben entgegenschallte. Ein paar Stücke, die ich hörte, mußten aus einer Verdi'schen Oper sein, wo die Primadonna eben wahnsinnig geworden, oder der erste Tenor mit Dolch oder Degen zu seiner letzten Arie angezapft ist, denn sie klangen gar so heiter und vergnügt. Die Trommel ist dazu ebenfalls eine unerläßliche Begleiterin, und ich begreife wahrlich nicht, wie Leute zu solcher Begleitung wirklich beten kön-

nen — sie müssen schon zu anderen Zwecken in die Kirche gehen.

Von Priestern wimmelt es in Quito, von reich-gekleideten und behäbig aussehenden, bis zu den schmutzigsten, schäbigsten Mönchen nieder, die in einst weißen, von Schmutz starrenden Kutten die Straßen und Häuser füllen, und wenn Alles wahr ist, was man von ihnen erzählt, so ist ihre tägliche Beschäftigung nicht immer die heiligste. Wer darf aber auch allen Leuten glauben!

Um diese Zeit hatte ich auch Gelegenheit, einen Trupp Napo-Indianer zu sehen, die von den Quellen des Amazonenstroms herübergekommen waren, einige ihrer Producte zu verkaufen. Sie hatten zu Faden gedrehten Hanf in kleinen Gebinden und eine Art Bast zu verkaufen, der hier beim Häuserbau gebraucht wird, die Balken der Fußböden und Wände aneinander zu halten, daß sie sich bei den häufigen Erdbeben nicht losschütteln. Es war das ein ganz anderer, aber prächtiger Menschenschlag, als die Indianer der westlichen Grenze der Cordilleren. Von Farbe ein wenig dunkler, aber nicht viel, sehen die Männer in ihren reinlichen blauen Unterkleidern und Ponchos, schlank, kräftig und gewandt aus, und die Frauen hatten eine selbst

zarte, ausdrucksvolle Physiognomie und lebendige, wunderbar schöne Augen. Ihre große Reinlichkeit fiel mir besonders auf und stach gar wohlthuend gegen das entsetzliche Wesen ihrer westlichen Genossen ab. Als Auszeichnung trugen sie das Gesicht ein klein wenig gemalt — leichte kurze Striche mit rother Farbe an den Augen- und Mundwinkeln, was sie, wenn es sie auch nicht verschönte, doch wenig entstellte. Die Frauen hatten dazu einen sehr geschmackvollen und zu ihrer Haut trefflich passenden Schmuck von kleinen weißen und hellblauen Stickperlen, in langen Schnüren von sechs bis zehn Reihen.

Es waren drei oder vier Familien, die alle auf der inneren Veranda derselben Posada lageeten, in der ich selber wohnte. Mit innigem Vergnügen überzählten sie wieder und wieder die Viertelsdollarstücke, die sie für ihre Waaren erhalten hatten, vergeudeten das Geld aber nachher nicht in nichtswürdigem agua ardiente, sondern lebten mäßig und schienen sich vortrefflich zu amüsiren. Sie scherzten und lachten miteinander, und kein böses oder auch nur ärgerliches Wort fiel die langen Tage vor.

Schon in Ibarra hatte ich die Nachricht gehört, daß Guajaquil, wo bis dahin der Sambo-Ge-

neral Franco geherrscht hatte, von General Flores, dem General der provisorischen Regierung, erobert worden sei. Die Freude und der Jubel darüber in Quito war unbeschreiblich, denn damit war auch zugleich der lange trostlose Bürgerkrieg beendet, wie die Communication mit ihrer jetzt einzigen Hafenstadt wiederhergestellt. Franco war, wie man das vorausgesehen hatte, geflüchtet, und zwar auf einem peruanischen Kriegsdampfer, der im Hafen lag und den Expräsidenten nach Lima hinüberführte. Gerade wie ich nach Quito kam, sollte der Sieg der Quitener solenn gefeiert werden, und die Feier, die mit Glockengeläute und Gottesdienst eröffnet wurde, drei Tage dauern.

Am Abend des ersten Tages war allgemeine, ziemlich glänzende Illumination und später großes Feuerwerk auf der Plaza, das manches Interessante bot. Nach einer Unmasse von Raketen und Leuchtkugeln liefen einzelne Menschen mit ein paar Pappbildern, die einen Ochsen und einen Wagen vorstellten, und Feuer ausspieen, mitten in die Scharen hinein, die sich auf der Plaza umherdrängten, und dann kammen andere, die einen vorher sorfältig präparirten papierenen Soldaten trugen. Dieser hatte eine Unmasse von

imitirten Pistolen (Schwärmer) in den Händen und am ganzen Körper, und schoß diese nach allen Richtungen ab, während die muthwilligen Burschen, die ihn trugen, wohl darauf achteten, daß sie immer den dichtesten Trupp Neugieriger auf der Seite hatten, auf den hin sich die Schwärmer in unregelmäßigen Zwischenräumen entluden. Das Geschrei und das Jubeln läßt sich denken und das Fest, zu dessen Feier alle Straßeneinläufe der Plaza mit grünen Guirlanden und Triumphbogen geschmückt waren, dauerte bis spät am Abend.

Am nächsten Tage war große Procession und Nachmittags das wunderlichste Stiergefecht, das sich auf der Welt nur denken läßt. Wie vernünftige Menschen auf etwas Derartiges fallen konnten, ist mir nämlich noch bis zu diesem Augenblick ein Räthsel. Ich hörte schon an dem Morgen, daß am Nachmittag desselben Tages ein Stiergefecht sein solle, und achtete nicht weiter darauf. Den Nachmittag ging ich über die Plaza, zu meinem gewöhnlichen Kaffeehaus, und fand dort eine Menge Menschen versammelt, die plötzlich, bei dem Schall einer Trompete, alle auseinander stoben. Ich sah mich erstaunt um, denn ich dachte gar nicht an den Stier, da hier auch nicht die mindeste Vorbereitung zu einem derar-

tigen „Vergnügen" getroffen war: keine Einfriedigung oder Schutzwehr, keine Bänke, kurz Nichts, was zu einem solchen Kampfspiel gehört. Da kam plötzlich ein schwarzer, ziemlich wild aussehender Bulle in voller Flucht mitten auf die Plaza gerannt, wo das Volk nach allen Seiten auseinander prallte, und Indianerinnen und andere Frauen, die in aller Gemüthsruhe bei Säcken von Bohnen, Mais und Kartoffeln gesessen hatten, sprangen auf und suchten in fieberhafter Hast ihre Waare in die nächsten Gewölbe zu schaffen.

Ich selber sprang die mir nächste Treppe zu dem Regierungsgebäude in die Höh' (es war möglicher Weise das natürliche Gefühl, was mich als guter Deutscher leitete, bei der Polizei Schutz zu suchen) und konnte von hier aus nun den ganzen belebten Platz in Ruhe übersehen. Jetzt bemerkte ich auch, daß der Stier keineswegs ganz frei war, sondern einen langen Lasso nachschleifen hatte, an dem einige zwanzig Jungen hingen, und sich die größte Mühe gaben ihn zurückzuhalten. So wie er sich aber gegen diese drehte, ließen sie alle zugleich los, und der Stier bog jetzt plötzlich in eine Seitenstraße ein, die dort wohnenden ahnungslosen Insassen in Erstaunen zu setzen.

Nach einer Weile brachten sie ihn jubelnd wieder, und er amüsirte nun die Bevölkerung für etwa sechs Stunden dadurch, daß er, gereizt, geneckt und ausgepfiffen, jetzt in die Säulengänge der Verkaufslokale einbog und Alles in die Häuser trieb, jetzt die Treppe der Kathedrale hinauflief und die Gallerien räumte, bis er endlich so erschöpft war, daß sich die Jungen an seinen Schwanz hängen konnten, und von ihm nachschleifen ließen. Ein paar Mal überraschte er auch unschuldige Eseltreiber, die aus dem Lande kamen und keine Ahnung von einem solchen Besitzer der Plaza hatten. Der Stier war aber der vernünftigste von Allen, denn er that diesen nie etwas zu Leide, als ob er wisse, daß sie mit der ganzen Sache Nichts zu thun hätten.

An demselben Abend war noch ein kleines, sehr unbedeutendes Feuerwerk und eine dürftige Illumination der Regierungsgebäude — etwas Derartiges läßt sich nicht gut zwei Abende hintereinander machen — und am nächsten Nachmittag nahm ein zweiter Stier die Fortsetzung der Feier auf. Ja, sogar am dritten Tage hatten die Leute noch nicht genug an diesem eigenen Spiele, und wieder einen dritten Stier im Gange, der mir plötzlich, weit von der Plaza ab, in einer engen

Seitenstraße ganz allein begegnete. Die Stille der Straße war mir aufgefallen und daß alle Thüren geschlossen waren; ich hatte aber andere Dinge im Kopfe, als den albernen „Stierkampf" und ging ruhig meines Weges, als ich mich dem schon halb abgehetzten Burschen, der eben nicht in der besten Laune zu sein schien, ganz allein gegenüber fand. Ausweichen konnte ich gar nicht mehr und hielt mich nur fest und sprungbereit an die eine Seite der Straße gedrückt, ihm freie Bahn zu lassen; nahm er mich dann an, so mußte ich sehen, wie ich ihm aus dem Wege kam. Meinen Poncho hatte ich rasch übergestreift, ihm den im schlimmsten Falle vor den Kopf zu werfen. Glücklicher Weise nahm er aber nicht die geringste Notiz von mir und lief auf etwa fünf Schritte gerade an mir vorüber. Jetzt kamen auch seine Verfolger nach, den Lasso zu erwischen, und der ganze Schwarm war im nächsten Moment um die Ecke verschwunden.

In Quito leben nur sehr wenig Fremde, und die meisten von diesen sind Franzosen. Nordamerika aber, das die südamerikanischen Republiken nicht aus den Augen läßt, hat einen Gesandten dort, Deutschland nicht einmal einen Consul in ganz Ecuador. Ein schottischer Doctor, Dr. Ja-

mieson, lebt ebenfalls in Quito und ist dort verheirathet. Er ist ein ausgezeichneter Botaniker und Naturforscher. Der einzige Deutsche in Quito war, wie gesagt, mein kleiner Uhrmacher. Bis jetzt war der Fremdenverkehr mit Quito auch nur ein sehr geringer, denn es gehört schon ein Entschluß dazu, wenn man wirklich vom Schicksale nach Guajaquil verschlagen sein sollte, einen achttägigen Ritt über rauhen wilden Boden zu machen, und in der Zeit allen Bequemlichkeiten zu entsagen, um diese weit entlegene Stadt der Berge zu besuchen.

Wie wenig die Stadt daran gewöhnt ist, Fremde bei sich zu sehen, beweist schon das, daß sich nicht ein einziges Hotel dort findet, und Niemand Lust hat, ein solches anzulegen, „weil es sich doch nicht bezahlen würde." Das aber muß sich jedenfalls wesentlich ändern, sobald erst einmal die Straße nach dem Pailon fertig ist, wo Quito durch einen bequemen Weg der See auf nur wenige Tagereisen nahe gebracht ist. Die Quitener sehen auch die Wichtigkeit dieses Weges für ihre eigene Stadt vollkommen ein, und haben jetzt bewiesen, daß sie Alles thun wollen, was in ihren Kräften steht, den raschen Bau derselben zu sichern und zu fördern.

Der englische Ingenieur, den ich noch glücklicher Weise in Quito traf, hatte eben den Abschluß des Contractes über den Straßenbau mit der Regierung beendet. Der Contract wurde, während ich dort war, von beiden Theilen unterzeichnet, und der Bau dieses wichtigen Verbindungsweges soll nun in der allernächsten Zeit beginnen. Es wird viel Geld kosten, und viele Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden, aber es stehen ihm auch keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen, und mit einiger Ausdauer kann er recht gut in der gegebenen Zeit — vier Jahre — beendet werden. Pailon wird dann schon durch sich selber zum Haupthafen des Landes, und die Gesellschaft kann glänzende Geschäfte machen.

Ich selber hatte mich wieder so weit erholt, meine Reise nach Guajaquil ebenfalls fortzusetzen. Ich war jetzt vierzehn Tage in Quito, und hatte in dieser Zeit diese gepriesene Stadt des „ewigen Frühlings“ so satt bekommen, daß ich die Stunde segnete, wo ich ihr den Rücken zudrehen konnte. In den letzten Tagen lernte ich den amerikanischen Consul, Mr. Bukalew, kennen, der sich sehr freundlich gegen mich zeigte und mir auf die liebenswürdigste Weise anbot, in seine reizend gelegene Wohnung einzuziehen. Ich sollte so lange

dort bleiben, wie ich wollte, um Quito noch von einer besseren Seite kennen zu lernen — aber ich hatte schon über und über genug davon.

Ich kann auch wirklich sagen, daß ich meines Lebens dort keinen Augenblick froh geworden bin, denn von der beschwerlichen Reise dort zum Tod erschöpft angekommen, fühlte ich mich die ganze Zeit in Quito auch nicht eine Stunde vollkommen wohl. Möglich, daß mir die kalte Luft nach dem längeren Aufenthalte am Pailon nicht zusagte, aber ich fieberte fortwährend, mein Magen wollte nicht pariren, und der ewige Schmutz und Unrath, der mich auf allen Seiten umgab, machte das Uebel noch ärger.

Uebrigens zeigte es sich gar nicht so leicht, wie ich gedacht hatte, von Quito wieder fortzukommen, denn nirgends waren Pferde zu miethen. Durch die Einnahme von Guajaquil öffnete sich nämlich wieder der langgehemmte Verkehr mit dieser Stadt, und nicht allein Scharen von Quitenern strömten dort hinab, theils in Geschäften, theils aus Neugierde, sondern auch ganze Caravanen von Lastthieren waren dorthin unterwegs, einzelne Producte des Landes, besonders Anis, nach der See zu schaffen. Außerdem hatte der Krieg selber eine Unzahl von Pferden und Lastthieren in

Anspruch genommen und ich mußte drei Tage warten, ehe ich zwei Pferde bis Guaranda — über die Hälfte des Weges oder fünf gewöhnliche Tagereisen, miethen konnte. Ich zahlte dafür dreizehn Dollar.

Am 27. October Morgens stieg ich wieder in den Sattel, und wenn ich mich auch nicht besonders wohl fühlte, war mir das Herz doch wenigstens froh und leicht, meinen letzten Marsch durch Ecuador endlich anzutreten. Außerdem bekam ich jetzt wieder ein tüchtiges Stück der Republik zu sehen, und das mochte mich denn für die Strapazen, denen ich auf's Neue entgegenging, entschädigen.

8.

Vom Fels zum Meer.

Am 27. October 1860, an einem hellen, in dieser Jahreszeit nicht gerade häufigen freundlichen Tage, brach ich mit meinem Führer oder Begleiter von Quito auf, um das acht Tagereisen von dort liegende Guajaquil zu erreichen. Für die Schnelligkeit unseres Rittes sprach das eben nicht besonders, daß der Bursche nebenher lief, und trotzdem, daß ich sehr wenig Gepäck hatte, nicht in den Sattel zu bringen war. Diese Leute sind aber vortrefflich daran gewöhnt, und traben halbe Tage lang ununterbrochen fort; ja, als ich später, wenn ich glaubte, daß er ermüdet sein müßte, mein Pferd manchmal einzügelte, hieb er selber auf sein Thier los und machte es wieder rascher laufen.

Die Scenerie war wundervoll, denn wir ritten fortwährend in der Hochebene hin, in der im Hintergrunde Quito mit seinen dicht ineinander gedrängten Ziegeldächern und zahlreichen Kirchen zurückblieb, während rechts und links von uns, über den grünen Höhen empor, starre Schneemassen, auf riesigen Kuppen lagernd, emportauchten. Rechts war der Pichincha, der Schnee- und Eislieferant für die Residenz, links, von dickem Rauch überhangen, ragte der mächtige Kegel des Kotopaxi empor. Weiterhin lag ebenfalls der Corazon und Iniliza an der rechten, und die Schneefelder des Kaywayrazo traten nach und nach hervor. Außerdem war mir der Chimborazo selber, dieser amerikanische Riese, versprochen worden, denn unser Weg lag an seinen Vorbirgen hin, die wir bis zu 15,000 Fuß Höhe erklimmen sollten.

Das war mir eigentlich ein wenig zu hoch, denn die Quitener wußten genug davon zu erzählen, wie kalt und windig es dort oben sei, und es fröstelte mich jetzt schon, wenn ich nur daran dachte. In dem Chimborazo selber lag aber auch wieder eine Belohnung für alle Beschwerden, und ich freute mich jedenfalls darauf, seine Bekanntschaft zu machen.

Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, Schnee, und vielen Schnee zu sehen. Hier aber, wo man weiß, daß diese Berge erst in 15—16,000 Fuß Höhe beginnen, Schnee zu tragen, erfaßt Einen doch eine Art von Respekt, wenn man die mächtigen Strecken sieht, die noch über dieser Linie mit Schnee und Eis bedeckt sind. Wir befanden uns selber über 9000 Fuß über der Meeresfläche, aber hoch in die Wolken ragend lagen sie noch über uns und wehten ihren kalten Athem über das Land.

Wie mir der kalte Athem durch die Glieder strich; ich konnte mich nicht erwärmen, und trotz dem scharfen Ritt, und trotzdem ich zwei Ponchos überhing, zitterte mir der ganze Körper vor innerem Froste. Ich merkte auch bald, was mit mir war: ich hatte in schönster Art das Fieber und mußte mich tüchtig zusammennehmen, um aufrecht im Sattel zu bleiben.

Die Straße war hier außerordentlich belebt, und mir begegneten oder überholten ununterbrochen Scharen von beladenen Pferden, Maulthieren, Eseln und Ochsen, die, von Indianern getrieben, ihren verschiedenen Bestimmungen zueilten. Ganze Schwärme von Indianern trabten besonders mit kleinen zottigen Eseln zu Markt, und ihre Frauen

saßen überall in kleinen freundlichen Gruppen am Wege, sich gegenseitig das Ungeziefer abzusuchen und ihr Frühstück daran zu halten. Drei und vier von ihnen habe ich in einer Kette sitzen sehen und wandte den Blick zuletzt ab, wo ich nur mehrere zusammen kauern fand.

Zum Tod erschöpft und mit furchtbarem Kopfschmerz erreichte ich endlich das erste Nachtquartier Machache, ein kleines Dorf, wo wir in der sogenannten Posada übernachteten. — Posada! es war Nichts — gar Nichts dort zu bekommen, als entsetzliche agua ardiente del pais. Das Fremdenzimmer bestand in einem Kellergewölbe ohne Fenster, und einer einzigen trocknen Kuhhaut auf dem feuchten kalten Steinboden. Ich war aber so matt, daß ich mir an dem Abend nicht einmal die Sporen abschnallte. Wie ich war, warf ich mich auf diese einzige Bequemlichkeit nieder, und träumte — aber was bedeuten die Träume eines Fieberkranken.

Am nächsten Morgen erwachte ich müder, als ich mich niedergeworfen, aber es half Nichts — Frühstück war doch nicht zu bekommen, die Pferde hatten die Nacht über tüchtig das nahrhafte yerba gefressen, das in Bündeln, zu einem Real das Stück, verkauft wurde, und ich arbeitete mich müh-

sam in den Sattel. Freilich hätte ich mich weit lieber in ein ordentliches Bett gelegt, doch das war hier nicht zu bekommen, also besser, daß ich so rasch als möglich suchte diese traurige Gegend zu verlassen.

Dieser Tagesmarsch war ein längerer als der gestrige; der freundliche Morgen übte aber seinen wohlthätigen Einfluß auf mich aus, so daß ich mich, nach etwa stündigem Ritt, so ziemlich wohl fühlte. Unterwegs suchte ich einen Becher Milch zu bekommen, denn überall sahen wir Kühe, aber es war nicht möglich, und ich mußte mich endlich damit begnügen, in einem kleinen Städtchen, das wir passirten, ein paar weiche Eier zu essen. Ich hätte von diesen Köchen doch Nichts weiter verzehren können.

Das Land war hier überall trefflich bebaut, und nach verschiedenen Richtungen hin konnte man hoch an den Bergen hinauf die regelmäßig abgetheilten cultivirten Felder erkennen. Alle Producte der gemäßigten Zone gedeihen aber auch hier vortrefflich; die Kartoffel besonders hat ja hier ihre eigentliche Heimath, und Knollen-, Hülsen- und Körnerfrüchte wachsen auf das Ueppigste.

Diese Hauptstraße von Quito nach Guajaquil, die einzige, welche die ganze Republik bis jetzt

eigentlich hat (und wie der Weg nach Ibarra, doch eigentlich nur ein Maulthierpfad), war einmal früher, und zwar in spanischen Zeiten, ganz vortrefflich angelegt. Noch jetzt findet man Strecken davon dicht gepflastert, um die Begehung des Weges auch in der Regenzeit möglich zu machen, wo er in dem jetzigen Zustande völlig unpassirbar ist. Seit die Spanier aber aus dem Lande vertrieben sind, scheint Nichts mehr, als höchstens das Allernöthigste, an dieser Straße geschehen zu sein. Wo das Pflaster abbrach, wurde es nach und nach in den Schlamm hinein getreten und verschwand, und die Thiere mußten sehen, wie sie für sich selber eine Bahn fanden, die schlimmsten Stellen sicher zu passiren.

Der Weg ist, wie gesagt, in der Regenzeit nicht mehr zu begehen, und der Verkehr mit Guajaquil und Quito dann ganz unterbrochen.

Den Nachmittag sollte ich auch eine Probe davon bekommen, wie sich der Weg bei schlechtem Wetter gestalten könne, denn der Himmel umwölkte sich, und gegen zwei Uhr goß es in Strömen nieder. Mein Fieber schien darauf nur gewartet zu haben; es stellte sich mit verdoppelter Kraft wieder ein, und schüttelte mich beinahe aus dem Sattel. Aber es half Nichts; ich mußte aushalten,

und war froh, daß dieser furchtbare Schauer gegen fünf Uhr etwa wieder aufhörte, wo wir eine ziemlich große Stadt, Latacungo, vor uns hatten.

Hier war glücklicher Weise eine etwas bessere Posada. Ich bekam eine recht gute Tasse Kaffee und etwas Brod, fand auch in dem Schlafzimmer eine Art von Matratze, auf der ich mich wärmer und weicher ausstrecken konnte, als auf der alten Kuhhaut, und lag dort bis etwa 9 Uhr Abends im heftigen Fieber.

In der Posada waren noch zwei Fremde abgestiegen, die mit mir denselben Weg ritten. Es waren ein paar Quitener, die sich freundlich erboten, mir in Allem behülflich zu sein, was ich brauchen sollte. Ich fühlte mich aber so erbärmlich elend, daß ich ihnen kaum danken konnte. Von meinem Arriero hatten sie indessen herausbekommen, daß ich vollkommen fremd sei; um 9 Uhr kam der Eine von ihnen wieder in meine Stube und fand kaum, daß ich mich etwas besser fühle, als er mir auch keine Ruhe ließ aufzustehen, und ein Naturschauspiel zu bewundern — er wollte mir nicht sagen, was es war.

Meine Glieder waren mir noch matt genug; ich hatte meinen Körper aber schon in der letzten Zeit daran gewöhnt, bei allen Bewegungen auch

nicht die geringste Stimme zu haben, und stand deßhalb auf, meinem freundlichen Begleiter zu folgen — ich hatte es nicht zu bereuen. Wir gingen nur die eine Straße entlang auf die ziemlich große Plaza, und ich wurde hier durch einen Anblick überrascht, den ich nie im Leben wieder vergessen werde.

Die Wolken hatten sich nach dem letzten Regen zertheilt und flogen nur noch in einzelnen zerrissenen Schleiern über den blaugestirnten Himmel. Im Osten thürmten sich dabei die hohen mächtigen Gebirgsmassen empor, die den ganzen Tag über durch nebelige Schwaden verdeckt gewesen; darüber stand der Vollmond und dicht unter diesem, die rothe Gluth in einzelnen hellaufflammenden Zuckungen ausstoßend, glühte die zornige Flammensäule des Kotopaxi, jenes furchtbaren Vulkans, der sein Nachbarland schon so oft durcheinander geschüttelt und geworfen hat. Wunderbar war der Effect, den das Verschmelzen dieser beiden so verschiedenen Gluthkörper hervorbrachte — die dunkelleuchtende Flammensäule des Vulkans, und das matte bleiche Licht des Mondes dicht darüber, und ich konnte mich lange, lange nicht von dem Anblick losreißen. Der Ecuadorianer freute sich aber herzlich, als er mein Entzücken sah, denn er

war stolz auf sein schönes Vaterland, wenn es ihm auch manchmal unter den Füßen zu wackeln anfing.

Der Kotopaxi war noch viele, viele Meilen von uns entfernt, und seine mächtige Schneekuppe zeigt deutlich, wie hoch er selber ist, dennoch sahen wir die Feuersäule fast zwei Dritttheil von der Breite des Mondes und höher als diesen, und konnten daraus etwa abnehmen, was für ein furchtbarer Krater diese Gluthmasse ausspeien mußte. Ueberhaupt erscheint das ganze Ecuador, trotz seiner Kälte, ganz anständig geheizt zu werden, denn gar nicht so weit von diesem Vulkane entfernt concurriren der Pichincha und Sangai mit ihm, und werden noch von anderen umgeben. Wer da in die geheimnißvollen Tiefen dieser Berge schauen und das furchtbare Arbeiten und Schaffen da unten belauschen könnte!

Hätte ich mich nicht so matt gefühlt, ich wäre die ganze Nacht nicht von der Stelle gegangen, so aber mußte ich endlich mein Lager wieder suchen, um am nächsten Morgen meinen Ritt fortsetzen zu können. Der nächste Morgen fand mich denn auch wieder von Allen zuerst im Sattel, die für mich beste frühe Tageszeit zu benutzen, und unser nächstes Nachtquartier so bald als möglich zu er=

reichen. Außerdem entgingen wir dadurch auch den gewöhnlichen täglichen Regen, die meist immer zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags einsetzten.

Mein erster Blick war an dem Morgen nach dem Kotopaxi hinüber, aber das Wetter war nicht klar, der Himmel hatte sich bewölkt und der Vulkan seine dichte Nebelkappe übergezogen. Da oben schien er auch seinen ganz besonderen Tanz zu halten, denn immer schwärzer und schwärzer thürmte es sich um seinen Gipfel zusammen, und gegen 10 Uhr, als wir ihm etwa gerade gegenüber waren, schallte ein dumpfes ärgerliches Grollen zu uns herüber.

Die Ecuadorianer an der nördlichen Küste, am Pailon und in der Umgegend — vielleicht auch die dieser Berge, haben eine wunderbar schöne Sage, die auf ihre Vulkane Bezug hat. Sie sagen: wenn ein Fremder an ihnen vorbeizieht, zürnen sie, und ein Berg ruft es grollend dem andern zu.

Welch ein großartiger Gedanke liegt in diesem Glauben, an dem sie übrigens fest hängen, und wie nahe auch ist es eigentlich gegeben, diesen Kolossen Leben und Gedanken zuzusprechen, die ihr eigenes furchtbares Leben und Wirken nur zu oft so deutlich kundgeben. Ich mußte daran denken, als ich an dem Kotopaxi vorüberritt und

der alte Berg, der noch gestern Abend ein so prächtiges Feuerwerk abgebrannt, meine Ankunft seinen Nachbarriesen kund that. — Aber grolle nicht, alter grämlicher Gesell, ich bin auf dem Heimwege und Du hast von mir Nichts zu fürchten, denn ich glaube schwerlich, daß ich Dich je wieder stören werde.

Der Weg war heute noch freundlicher als gestern, und senkte sich mehr und mehr einem wärmeren Klima zu. Das Wetter hielt sich ebenfalls und gegen Abend erreichten wir das allerliebste Städtchen Ambato, wo das Klima schon so viel milder war, daß sie dort Zuckerrohr bauen konnten.

In Ambato war auch wieder eine recht gute Posada, die mir heute nöthiger als je that, denn schon von 2 Uhr an hatte sich wieder ein heftiges Fieber eingestellt, das mich nachgerade ganz von Kräften brachte. Ich durchwachte, trotz der guten Matratze, eine traurige Nacht und war am nächsten Morgen so matt, daß ich kaum in den Sattel konnte. Mein Arriero erfreute mich dazu mit der Nachricht, daß wir die nächste Nacht am Hange des Chimborazo bei einer Hundekälte, und in einer Hütte zubringen würden, in der auf der Gotteswelt Nichts zu haben sei, als grünes Futter für die Pferde. Aber, was half's; drei Tage=

reisen hatte ich schon überstanden; die anderen fünf waren auch zu überwinden, wenn ich mich auch ein wenig vor dem Fieber fürchtete; keinesfalls konnte und wollte ich einen Rasttag machen.

Von Ambato aus lief der Weg, immer gen Süden, stet und ununterbrochen empor. Höher und höher geriethen wir in die Berge hinein, und schon gegen Mittag verrieth die uns umgebende Vegetation, daß wir uns im Bereiche des Haidekrauts und der Alpenpflanzen befänden. Die Cultur hörte allmälig auf und wir begegneten einzelnen Schafheerden, in denen sich wunderbarer Weise in jeder ein einsames schwarzes Schwein befand. Diese einzelnen Schweine, die ich unter den Schafen traf, waren dabei stets äußerst sauber und glatt, und führten ihren Namen deßhalb völlig mit Unrecht.

An diesem Abend sollten wir also einen Theil des Chimborazo ersteigen, und bis jetzt hatte ich mich noch immer vergebens nach diesem Oberhaupt der amerikanischen Cordilleren umgesehen. Bald sagte mein Führer, daß ihn die übrigen Berge verdeckten, bald lagerte ein dünner Nebel in der Richtung, wo wir ihn wußten, bis sich dieser, etwa gegen elf Uhr, plötzlich theilte, und der gewaltige Berg in all seiner schneegepanzerten

Majestät, von der Sonne leuchtend beschienen, dicht vor uns lag. — Er machte aber keineswegs den großartigen Eindruck, den ich mir davon gedacht hatte, und es mag sein, daß wir selber schon zu hoch gestiegen waren, was natürlich dem andern Berg zum Nachtheil geschah. Außerdem läßt die dünne Luft hoher Berge ferne Gegenstände viel näher erscheinen, als sie wirklich sind, wodurch wir uns in ihrem Umfange täuschen. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß ich sehr überrascht war, selbst in der Höhe von Quito, was doch mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche liegt, keineswegs diese Täuschung auch nur im Entferntesten so stark zu finden, wie in den Cordilleren Chiles in gleicher Höhe, und weit, weit schwächer als in Deutschland in den Alpen, 3 und 4000 Fuß niedriger. An anscheinend fernen Matten konnte ich Rinder grasen sehen, die in den Alpen wie ein schwarzer Punkt ausgesehen hätten, und Gegenstände, die ich manchmal vor mir sah, nach der Entfernung taxirte und abschritt, hatten mich immer nur um ein Weniges getäuscht.

Dicht an einen Hügelhang anreitend, verloren wir den Chimborazo wieder aus den Augen, und der Weg zog sich von hier immer steiler und winterlicher empor. Es war fast nur Haidekraut,

was hier oben wuchs, und die Schafe schienen die einzigen Bewohner der Gegend zu sein. Manchmal huschte ein Kaninchen über den Weg, und ein einzelner Falke strich rasch durch die Luft, als ob er selber nicht glaubte, daß er hier oben Beute fände. Endlich sahen wir ein einzelnes Haus hoch über uns liegen, und mein Arriero bezeichnete dieses als das sogenannte Altambo oder Papaurko — die Stelle, auf der wir diese Nacht schlafen würden, da keine andere menschliche Wohnung auf viele Meilen weiter sei.

Daß es dort oben ziemlich kalt sein würde, ließ sich denken, ich ritt aber wohlgemuth weiter, denn heute hatte mich das Fieber verschont, und nur gesund, brauchte ich alle Kälte des Chimborazo nicht zu fürchten.

Meine anderen Reisegefährten hatten mich indessen eingeholt und wir zogen jetzt zusammen in das Gehöft ein, das so recht inmitten einer Wildniß lag, und auch wirklich nur hierher gebaut war, den Reisenden ein Obdach zu geben. Es gab ihnen aber auch, wie wir bald fanden, in der That weiter Nichts, und eine traurigere Vernachlässigung jeder Interessen ist mir auf der ganzen Welt nicht — Ecuador ausgenommen — vorgekommen. Einen besseren Platz zu einer Wirthschaft giebt es

kaum, denn alle die zahlreichen Reisenden, die diesen Weg ziehen, sind gezwungen, hier zu übernachten. In Nordamerika wäre auch sicher dieser Punkt zu einem der brillantesten Hotels benutzt und der Besitzer in einigen Jahren reich dabei geworden. Die Leute hier haben aber nicht allein keine Spur von Unternehmungsgeist, sondern sie sind auch nichts weniger als praktisch, — die Posada von Papaurko liefert den besten Beweis davon.

Einen wundervollen Anblick hatten wir von hier auf den Chimborazo, der erst wieder in Sicht kam, als wir den Hügel erstiegen und das Haus erreichten, und jetzt in seiner vollen Breite vor uns lag. So hoch aber waren wir schon selber hier, daß nur noch die schneebedeckten Massen des Berges über uns emporragten, freilich immer noch eine ganz anständige Höhe, wenn man bedenkt, daß der Chimborazo an die 5000 Fuß hoch ewigen Schnee trägt.

Bequem konnte ich von hier aus mit meinem Perspectiv die Gipfel des gar nicht mehr fernen Berges, an dessen eigentlichen Hang wir jetzt standen, beobachten, und ich suchte eine Bahn daran zu finden, auf der man ihn vielleicht erklimmen könnte. Aber die Haut schauderte mir, wenn ich diese furchtba=

ren Schneemassen betrachtete, die, vom Winde gepeitscht und angeweht, in den Schluchten und Einschnitten angeweht und wie ein riesiges Federbett selbst auf dem höchsten Gipfel aufgeschichtet lagen. Mir verging jedenfalls die Lust — wenn ich sie überhaupt je gehabt — einen Versuch zu wagen, diese Schneewände zu erklimmen, denn ich bin nun einmal kein Freund davon, nur auf einen Berg hinaufzuklettern, um nachher wieder hinuntersehen zu können.

Gar prachtvoll stach der breite abgerundete Schneerücken des mächtigen Berges gegen den jetzt vollkommen blauen Himmel ab, und einzelne leichte Nebelzüge, die sich aus seinen eigenen Schluchten zu entwickeln schienen, schwammen im Aether um seine Schläfe, und zerflossen dann wieder, wie sie entstanden, zu Duft und Hauch.

Aber noch ein anderer Krater lag in Sicht, der gewaltige Sangai, dessen Grollen und Brausen man nicht selten bis nach Guajaquil hinunter hört, und zwar so laut, daß dort die Fensterscheiben zittern. Die Umrisse dieses sehr bedeutenden Vulkanes schimmerten aber, von Nebel dicht umlagert, nur undeutlich zu uns herüber, während jedoch dicker, darüber brütender Qualm genau die Stelle verrieth, an der es kochte und gährte.

Der Sangai ist einer der größten Krater des Landes, und meine Reisegefährten erzählten mir, daß man an einem seiner Hänge das wunderbare Schauspiel haben könne, in etwa 13,000 Fuß Höhe Zuckerrohr wachsen zu sehen. Die Wärme, die der Berg an seiner Seite dem Erdreich mittheilt, ist hinreichend, das zarte Rohr selbst in dieser Höhe zur Reife zu bringen.

Die Scenerie um uns her war überhaupt wundervoll, und überall thürmten sich an vielen Stellen mit weiten Schneefeldern bedeckte Felsmassen hoch und gewaltig empor, während der Chimborazo in seiner grimmen, schneeumhüllten Majestät, von der Abendsonne beschienen, dazwischen thronte. Mit dem Untergange der Sonne stiegen aber überall aus seinen Schluchten dünne Schwaden auf, und bald hatten ihn diese so weit eingehüllt, daß nur noch die beweglichen Schleier die Stelle kündeten, auf der er stand.

Unser Aufenthalt in der Posada war desto trostloser. Der Hof füllte sich nach und nach mit Maulthieren und Eseln, die innere Verandah mit schmutzigen Arrieros und Indianern. Essen war nicht zu bekommen, etwas Suppe ausgenommen, deren Bereitung ich aber schon kannte und vor der ich mich ekelte. Betten und Matratzen gab

es ebenfalls nicht, Flöhe aber dafür desto mehr; glücklicherweise hatte mich jedoch das Fieber heute vollständig verlassen, und ich wickelte mich, als es dunkel wurde, vollständig zufrieden in meinen Poncho und legte mich auf eine Kuhhaut schlafen. — Allein wie bitter kalt wurde es in dieser Nacht! Der Wind heulte um die Hütte und ich konnte mich nicht erwärmen. Merkwürdiges Klima das unter dem Aequator, wo ich in den letzten vier Wochen, und seit ich das niedere Land der Küste verlassen hatte, wirklich sagen konnte, daß ich noch nicht ein einziges Mal ordentlich behaglich warm geworden war.

Wir hatten uns verabredet, am nächsten Morgen vor Tag aufzubrechen, und um fünf Uhr weckte ich die Arrieros. Noch stand der Mond am Himmel, und als ich hinaus auf den Hof trat und nach dem Chimborazo hinübersah, lag der ungeheure Schneekegel, von einem bläulichen wunderbaren Schein übergossen, fast unheimlich dicht vor mir. Ich habe nie etwas Großartigeres und zugleich Schöneres gesehen.

Unser Weg zog sich von hier noch ein Stück an dem Chimborazo empor und um den Berg hinum, an dessen anderer Seite die Bahn nachher wieder zu Thal führte, leider aber umhüllte

sich der Gipfel von Neuem noch vor Sonnenaufgang, und nur ein einziges Mal, und selbst das nur kaum für die Dauer einer Minute, wurde der Gipfel über Tag sichtbar; selbst der kurze Anblick aber war feenhaft. Ich hatte wohl funfzig Mal an dem Morgen nach oben gesehen, ob uns unser kalter Nachbar nicht wenigstens noch einen Abschiedsblick gönnen wollte, aber er schien selber zu frieren, denn er hielt sich fest in seinem weißen Burnus eingewickelt. Es mochte zehn Uhr sein, als ich auch wieder nach ihm ausschaute, als er plötzlich seine Nebelkappe zurückschob und nur mit der obersten Spitze, die gerade über uns zu hängen schien, wie mit einem riesigen Schneekopf, nach uns heruntersah. Da wir uns jetzt dicht unter ihm befanden, schien die Kuppe wirklich in den Wolken zu hängen und zu den weißen Nebeln zu gehören, die vorüberzogen. Es war aber auch wirklich nur ein Moment, denn als ob der alte Bursch nur hätte sehen wollen, wo wir eigentlich wären, zog er seine Nebelmütze wieder über, und das war das letzte Mal, daß er sich sprechen ließ; ich habe ihn von dem Augenblicke an nicht wieder gesehen.

Schon in Quito war mir gesagt worden, daß wir an dieser Stelle des Weges jedenfalls Hirsche

antreffen würden, und ich hatte meine Büchse geladen an der Seite, — aber umsonst. Das Terrain sah öde und wild genug aus, denn selbst das Haidekraut hörte hier auf, und gelbgrüne Grashänge zogen sich bis zu der dicht über uns liegenden Schneegrenze hinauf und lagen wellenförmig um den ganzen Gipfel des Berges. Es soll auch hier Hirsche geben, aber ich sah keinen einzigen, nicht einmal mit meinem Teleskop, mit dem ich die Wände ein paar Mal sorgfältig abäugte. Sie waren wie ausgestorben, und nur hie und da konnte ich kleine Trupps von Kühen und Maulthieren entdecken.

So lange wir an der Seite des Berges hielten, war der Weg nicht gerade schlecht; wir konnten sogar an einigen Stellen die Thiere recht austraben lassen. Nur an einer Stelle war er, durch die Regengüsse vielleicht, eine kurze Strecke abgestürzt, daß die Pferde an der steilen Wand nicht fußen konnten, und wir mußten nach dem Wasser hinunter, diese Stelle zu umreiten. Das ging auch recht gut; wir furtheten den Bach und bogen dann wieder ein, zu dem verlassenen Pfade aufzusteigen. Dort aber, wo wir das Wasser zum zweiten Male kreuzen mußten, war der Boden weich, und das Ufer desselben ziemlich hoch. Ich sah

jedoch nicht die geringste Schwierigkeit, hindurchzukommen, wenn mir das Pferd nur ein Wenig dabei half, und lenkte, den Uebrigen voran, dort ein. Hinunter in den Bach kam ich auch vortrefflich, denn wir rutschten von selber hinein, als das etwas schwächliche Thier aber wieder nach oben sollte, ging es nicht. Ich setzte ihm die Sporen ein und es machte einen Versuch, erreichte auch mit den Vorderbeinen die höhere Bank, wie es sich aber nachhelfen wollte, rutschten ihm entweder die Hinterfüße weg, oder es war auch nur zu schwach, den Sprung zu thun; in der Anstrengung jedoch, sich emporzuheben, überschlug es sich, und ehe ich aus dem Sattel springen konnte, lagen wir Beide — ich unten — im Bach. Im Stürzen nun schnellte ich mich noch so weit auf die Seite, daß ich mein Bein wenigstens unter dem Sattel vorbekam, und dem Gaul den andern Fuß gegen den Hals setzend konnte ich mich in die Höhe raffen, ehe er sich mit seinen Beinen nach mir herüberwälzte. Ich war etwas naß geworden und das glücklicherweise der ganze Schaden, der geschehen, zog mein Thier wieder in die Höhe und ließ es nun, was ich gleich von Anfang an hätte thun sollen, allein hinüberspringen. Meine Be-

gleiter waren ebenfalls abgestiegen und folgten meinem Beispiele.

Von hier ab erreichten wir bald den höchsten Punkt des Passes, der 15,000 Fuß über der Meeresfläche liegen soll, und von diesem aus ging der Weg ununterbrochen steil zu Thal hinab für fünf Leguas weit, wo wir unser nächstes Nachtquartier, das Städtchen Guaranda, treffen sollten. Dieser Weg war schlecht genug, da es aber glücklicherweise nicht regnete, ging es noch an; wir rückten doch wenigstens langsam vorwärts, und ich bedauerte nur, daß uns bald dicker Nebel umgab und jeden Blick in das vor uns liegende tiefe Land verwehrte. Bei klarem Wetter hätten wir von hier aus sogar das Meer erkennen müssen. Erst gegen Abend hellte es sich endlich auf, und jetzt waren wir schon wieder ziemlich tief in einer andern Bergkette, in deren vor uns liegendem freundlichen Thale wir das Städtchen Guaranda deutlich erkennen konnten.

Weit besser hatte sich auch jetzt die Vegetation um uns her gestaltet. Das Haidekraut, das uns noch den ganzen Morgen begleitet, war verschwunden, oder stand nur noch hier und da in einzelnen Büschen; hohes immergrünes und lorbeerähnliches Gesträuch wuchs, je weiter wir nach unten

kamen, höher und höher zu Bäumen auf, und reizende Blumen deckten die Büsche, an denen wir hinritten.

Guaranda liegt noch in keiner tropischen Vegetation, aber doch tief genug, um alle Früchte Quitos und seiner benachbarten Thäler zu ziehen, und die Stadt gewann außerdem sehr bei mir dadurch, daß sie eine recht gute Posada hatte. Das schien übrigens auch nöthig, denn wie sich bald zeigte, waren wir gezwungen, hier einen Tag liegen zu bleiben, weil sich keine Pferde zur Weiterreise auftreiben ließen. In der Posada selber lagen Unmassen von Waaren aufgeschichtet, die theils von Quito für Guajaquil, theils von dieser Stadt für Quito hier angekommen waren und weiter befördert werden sollten, ohne daß Lastthiere dafür beschafft werden konnten. Am nächsten Tage machten wir es aber doch möglich, und ich bekam, was sich später als sehr nützlich erwies, ein sehr gutes Maulthier, meinen Weg bis Bodegas darauf fortzusetzen. Von Bodegas mußten wir dann zu Wasser nach Guajaquil gehen.

Guaranda ist ein ganz niedliches Landstädtchen, das sich aber in Nichts von allen den übrigen Städten des Binnenlandes unterscheidet. Regelmäßig angelegte und regelmäßig erbärmlich ge-

pflasterte Straßen, eine große viereckige Plaza mit kleinen düsteren Verkaufslocalen, in denen agua ardiente, Ponchos, Hosenträger, Knöpfe und Glasperlen mit Kattun und Wollenstoffen, Käse und Dulces feilgeboten werden. Der Tag, den wir dort verbrachten, war Aller Heiligen, einer der größten katholischen Festtage, und die Bewohner von Guaranda beschäftigten sich den ganzen Tag damit, auf einem andern freien Platze Ball zu schlagen. Morgens um acht Uhr fingen sie an, und hörten erst auf, als es dunkel wurde.

Am zweiten November brachen wir von dort wieder auf, und der Weg zog sich nicht etwa nun dem niederen Lande zu, sondern eher noch mehr in die Höhe, durch ziemlich wellenförmiges Terrain. Um elf Uhr Morgens erreichten wir ein kleines Dorf Tucumbo, wo die Truppen von Flores und von Franco einander bekämpft hatten. Die Soldaten Franco's waren bis hierher in die Berge hineingestiegen, hatten aber Schläge bekommen und mußten nach Bodegas retiriren. Es soll hier auch ziemlich blutig hergegangen sein, was man in südamerikanischen Schlachten eben blutig nennt, wo beide Theile stets die größte Rücksicht für sich selber haben. Manche der Häuser standen aber noch jetzt abgedeckt, und dicht am Wege fanden wir an

mehreren Stellen Todtenschädel halb in die steile Lehmwand eingegraben, halb frei zu Tage, als traurige Siegestrophäen der nachrückenden Sieger.

Die Nacht hatten wir das schlechteste Nachtquartier von allen bis jetzt bestandenen, in einem Nest, das Camino real genannt wurde. Es war eine so schmutzige, schauerliche Hütte, wie sich nur denken läßt, die wir vor Dunkelwerden im vollen Regen erreichten. In der Hütte selber konnten wir nicht einmal lagern, so voll war sie von Frauen, Kindern und Schweinen, und ich schlief daher die Nacht auf einem Baumklotz unter der Verandah, und war nicht im Stande, mich zu erwärmen. Der nächste Tag sollte uns aber dafür belohnen, wenigstens hatten wir jetzt die längste Zeit gefroren.

Von hier aus ging der Weg scharf bergab; nach dem Regen der letzten Nacht war der Lehmboden aber schlüpfrig wie nasse Seife geworden, und jetzt zeigte sich der Vortheil der Maulthiere vor den Pferden auf solchem Boden. Wir waren fünf Reisende, drei auf Maulthieren, zwei auf Pferden, und wir Drei kamen unter Rutschen und Gleiten und Lachen und Fluchen selbst über die schlimmsten und steilsten Stellen ganz gut hinweg. Die Thiere schurrten allerdings manchmal auf den

Hinterbeinen dreißig, vierzig Schritte abwärts, setzten sich auch wohl einmal nieder, kamen aber immer wieder auf die Füße, und wir blieben ruhig im Sattel hängen, während die beiden anderen Herren gleich zu Anfang von ihren Pferden herunter und zu Fuß gehen mußten, während die Pferde, selbst leer, ein paar Mal stürzten. Gegen Mittag trocknete der Weg aber ab, die Thiere konnten wieder festen Fuß fassen, und wir erreichten auch jetzt die Thalsohle des kleinen Bergbaches, dem wir bis dahin gefolgt waren, und von wo aus wir bessern, nicht mehr so steilen Weg hatten.

Von hier aus kamen wir denn wieder in die Tropen, um sie nicht mehr zu verlassen; schon am Morgen verschwanden Cactus und Aloe, die Zeugen einer kältern Temperatur; der Wald stellte sich wieder ein mit breitblätterigen Gebüschen und Bäumen und großen herrlichen Blumen, und jetzt, auf einem kleinen Hügel, den wir erreichten, begrüßte uns ein schattiger, herrlicher Platanar, während rechts und links von uns in den Hängen die hellgrünen Palmenwipfel aus den dunkleren, sie umgebenden Büschen schauten. Auch muntere Schwärme von Affen hörten wir im Walde, und Alles, mit der warmen, wohlthuenden Luft,

die uns entgegenwehte, verkündete den tropischen Boden, den wir aufs Neue betraten.

Von hier bis zur Küste zieht sich der Weg, von keinem Berg mehr unterbrochen, allmählich ungestört abwärts, und Zuckerrohr und Bananen traf das Auge auf jedem cultivirten Platze.

Eben so zeigte sich eine Menge von Vögeln, die ich bis jetzt noch nicht gesehen, Massen von Kolibris schwirrten um die Blumen, und fremde Vogelstimmen wurden laut. Einer der kleinen Burschen besonders war mir vollkommen neu und hatte genau eine Stimme, als ob man mit einem Klöppel an eine kleine gesprungene Glocke schlägt.

Kolibris sind übrigens nicht allein die Bewohner der heißen Zone, sondern kommen in den höchsten Bergen bis über die Schneelinie vor, ja, die schönste Kolibriart von ganz Ecuador ist nur hoch am Chimborazo heimisch, und er als der kleinste, wie der Condor als der größte Vogel Amerikas, sollen allein in solcher Höhe gefunden werden.

Die verschiedenen Kolibriarten haben nämlich auch ein streng für sich abgeschiedenes Terrain, das sich weit weniger nach dem Klima, als den dort wachsenden Blumen richtet. Die Kolibrijäger wissen das schon und suchen, wenn sie

eine bestimmte Gattung haben wollen, nicht die kleinen Vögel selber, sondern nur die Blumen, von deren Kelchen sie sich nähren. Wenn sie diese finden, sind sie vollkommen sicher, daß sie auch ihre gewünschte Beute antreffen.

An dem Abend mußten wir bis lange nach Dunkelwerden reiten, weil wir nirgends Etwas zu essen bekommen konnten, und ich mußte zuletzt, als wir nicht weiter konnten, noch eine Fußwanderung machen, um einige reife und eßbare Bananen aufzusuchen. Die Faulheit dieses Volkes ist wirklich unbeschreiblich; denn an einer so bebelebten Straße, wo sie Alles und gut verkaufen, was sie ziehen, und Alles ziehen können, was sie nur eben in den Boden stecken, haben sie kaum genug, um selber zu leben. Aber der nächste Tag kümmert sie nicht, wenn das Heute nur, auf der Verandah oder in der Hängematte liegend, glücklich verbracht ist, und haben sie wirklich einmal eine Kleinigkeit zu verkaufen, so halten sie das für so etwas Außerordentliches, daß sie die unverschämtesten Preise dafür fordern.

Bis hierher hatten wir eine ziemlich schlechte Strecke sumpfigen Weges zurückzulegen gehabt, wobei wir den breiten Bergstrom wohl zwanzig Mal kreuzen mußten; von nun an war der Weg

dagegen wie eine Chaussee, trocken, eben und hartsandig, eine niedere, mit Weidenbüschen bewachsene Pampas, die aber in der Regenzeit völlig unter Wasser steht. Dieser ganze Weg muß in dieser Zeit dann mit Canoes befahren werden, und die Büsche, an denen wir hinritten, zeigten fast durchgängig die deutlichen Spuren, daß sie zehn bis zwölf Fuß tief unter Wasser gestanden hatten.

Hier ließen wir denn auch unsere Pferde tüchtig ausgreifen, und da wir schon um 4 Uhr aufgebrochen waren, erreichten wir bereits um 7 Uhr Morgens das Ziel unseres langen Rittes, das am Guajaquilflusse liegende Bodegas. Natürlich konnten die zu Fuß gehenden Gepäcktreiber jetzt nicht mehr mit uns Schritt halten. Wir hatten sie schon am vorigen Tage zurückgelassen, und sie überholten uns hier erst etwa um zwei oder drei Uhr Nachmittags, wo sie aber sicher mit Allem eintrafen.

In Bodegas wimmelte es von Soldaten, denn hier, da dieser Ort als der Schlüssel von Guajaquil betrachtet wird, hatte Franco zuletzt Fuß gefaßt, bis er ebenfalls der Uebermacht weichen mußte. Das heißt, er war gegangen, so wie sich nur eine passende Gelegenheit dazu bot, und die in Bodegas gelieferte Schlacht Nichts als ein ein-

faches Scharmützel, bei dem zufällig ein paar Soldaten blieben. Eine Hacienda des General Flores, an der andern Seite des Flusses und Bodegas gerade gegenüber, war von dem Usurpator aber bös zugerichtet und zu einer Caserne benutzt worden, um die her noch immer die Baracken aufgeschlagen standen. Jetzt schallte von allen Ecken und Enden her kriegerischer Lärm der Florianer; überall tauchten kleine Trupps junger Trompeter auf, die an irgend einer Ecke, ohne den geringsten Grund, erschienen, einen Heidenlärm machten und dann spurlos wieder verschwanden. Die Stadt war von Officieren und Beamten gefüllt, sonst aber sah Alles sehr friedlich aus, denn Niemand dachte daran, sich der neuen, mächtigen Herrschaft zu widersetzen, ja, die große Mehrzahl der Bewohner war selber herzlich froh, daß die Franco'sche Wirthschaft endlich einmal zu einem Ende gebracht worden. Es hatte Niemand mehr Freude an der Sache gehabt, und ich glaube, Franco war selber froh, als er das Land endlich mit guter Manier verlassen konnte.

Die Stadt Bodegas, die eigentlich nur aus Kaufläden und einigen Wohnhäusern besteht, ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz und hat, wenn auch nicht dem Terrain nach, doch geschäft-

lich eine prachtvolle Lage. Bis hierher werden nämlich sämmtliche Güter für Quito wie für das innere Land auf dem Strom gebracht, um von hier aus auf Packthieren weiter transportirt zu werden. Eben so kommen alle Güter und Producte hierher von Quito, die nach Guajaquil bestimmt sind, und acht Monate im Jahre haben die Leute alle Hände voll zu thun und verdienen viel Geld. In der Regenzeit aber hört das Alles auf, und zu meinem Erstaunen sah ich auch hier an den Häusern die Spuren des Hochwassers, an einigen zwei und drei Fuß über den Thüren. Sämmtliche Waaren, die jetzt unten in den Verkaufslocalen liegen, müssen dann in die erste Etage der Häuser geschafft werden, und die Stadt steht vollkommen unter Wasser, ihre Verbindung nur durch Canoes unterhaltend.

Demzufolge sind eine Anzahl von Häusern gleich so gebaut, daß ihnen das hohe Wasser gar Nichts anhaben kann, nämlich auf einem Floß von Balsa-Stämmen,*) auf denen sie das Steigen

*) Das Balsaholz ist, wenn ausgetrocknet, so leicht wie Kork, und da man sehr starke und lange Stämme davon hat, so wird es vortrefflich zu Flößen verwandt.

oder Fallen des Wassers natürlich nicht das Geringste kümmert.

Diese Flöße werden zwischen Bodegas und Guajaquil auch sehr viel benutzt, um Waaren zu befördern, und kein Strom kann sich hierzu besser eignen, da die Ebbe und Fluth bis hinauf nach Bodegas reicht, und die Strömung also sowohl für den einen wie für den andern Weg benutzt werden mag.

Uebrigens hat auch seit einiger Zeit ein unternehmender Yankee hier ein Dampfboot hergebracht, mit dem er zwischen Bodegas und Guajaquil regelmäßige Fahrten macht, und natürlich auch zu gleicher Zeit ganz hübsches Geld verdient. Ein anderer Yankee hat eine Sägemühle bei Guajaquil angelegt und ist ein reicher Mann dabei geworden; wissen doch diese praktischen Menschen an allen Orten und Enden die besten Plätze und die richtigen Dinge auszusuchen und auszubeuten.

Das Dampfboot kam an dem nämlichen Tage nach Bodegas, an dem wir dort eintrafen — der Capitain ein so echter Yankee, wie je einer Tabak gekaut hat. Leider aber verzögerte sich seine Rückfahrt auf vier oder fünf Tage, da er ein neues Deck auf sein Boot legen mußte, und ich war deßhalb darauf angewiesen, Passage nach

Guajaquil in einem der dorthin abgehenden Boote oder Canoes zu suchen, wo ich freilich darauf rechnen mußte, eine Nacht unterwegs zu bleiben.

Mit dem Dampfer waren Sennor Salvador und General Flores von Guajaquil heraufgekommen, und Sennor Salvador führte mich an dem Abend bei dem General ein.

Der General ist ein großer, schöner Mann und soll ein vortrefflicher Soldat sein. Jedenfalls hat er bewiesen, daß er die Kriegführung in diesem Lande versteht, und Guajaquil jetzt schon zweimal, einmal von den Peruanern, und diesmal von Franco's Truppen gereinigt. Als guter Quitener interessirte er sich auch sehr, weniger für die Ansiedelung am Pailon, als für den neuen, eben contrahirten Weg, und sprach sich sehr günstig darüber aus.

Sennor Salvador, der mit der Kittiwake nach Panama gegangen und von dort mit dem Dampfer zurückgekommen war, stand jetzt im Begriff, nach Quito zurückzukehren. Er erzählte mir viel von seiner Fahrt, auf der er sich verschiedene Male in Lebensgefahr geglaubt — es war aber noch Alles glücklich abgelaufen.

Indessen bemühte ich mich eine Gelegenheit nach Guajaquil aufzutreiben denn in Bodegas

wollte ich wahrlich keine vier oder fünf Tage liegen bleiben. Ich fand auch ein Boot, das etwas Fracht und einige Passagiere hatte und am nächsten Morgen um drei Uhr mit der Ebbe abging, accordirte augenblicklich meine Passage für drei Dollar, und ging um zehn Uhr Abends an Bord, um die Abfahrt nicht etwa zu verschlafen. Unterwegs hoffte ich dann ausschlafen und mich von den Strapazen des Quitener Weges erholen zu können. Ein paar Stunden schlief ich auch, trotz der unbequemen Lage in dem offenen Boote, ganz gut — um zwölf Uhr kamen aber noch andere Passagiere — sogar mit einem Betrunkenen, und mein Frieden war gestört. Um halb drei Uhr trafen wieder Andere ein, und wir fanden uns jetzt, während das Boot in der Mitte mit Anissäcken vollgeladen war, hinten im Spiegel desselben mit sechs Mann zusammen, daß wir kaum bequem sitzen konnten. Ich selber drückte mich jetzt so viel als möglich vom Steuerruder fort, weniger um dem Steuerruder nicht im Wege zu sein, sondern um von diesem nicht gestört zu werden, wenn ich ja wieder ein wenig einnicken sollte. Es kam aber kein Steuermann, und als die beiden Bootsleute endlich Schlag drei Uhr ihre Ruder aufgriffen, fand es sich, daß unter den sämmtli-

chen ecuadorianischen Passagieren kein Mann war, der steuern konnte.

Das war eine schöne Aussicht auf Ruhe — aber es half Nichts; ich nahm ruhig meinen Platz ein, griff die Steuerreepen auf und ergab mich meinem Schicksale.

Der eigentliche Strom ist hier oben nicht sehr breit, macht aber ungeheuere Biegungen, und natürliche Canäle, die diese häufig durchschneiden, werden gern von kleinen Fahrzeugen benutzt, ihren Weg abzukürzen. So glitten wir oft in kleine Abflüsse hinein, die kaum breit genug waren, dem Rudern den nöthigen Raum zu gestatten, manchmal dadurch in einer Viertelstunde lange Meilen Weges abkürzend.

Die Ufer waren hier überall niedrig und bewaldet, hier und da aber zeigten sich nicht unbedeutende Platanare und Plantagen mit Zucker, Tabak und Baumwollenpflanzen. Auch außerordentlich viel Cacao wird in der Nähe von Guajaquil gebaut und das Land eignet sich ganz vortrefflich dazu.

An den verschiedenen Landungsplätzen trafen wir eine Menge von schwimmenden Balsahäusern, theils auf günstige Fluth wartend und, unterwegs theils am Ufer auf eine Zeit lang befestigt, um

als Café's und Restaurationen zu dienen. Außerdem gab es Gesellschaft genug an den Schlammufern und im Strome selber, und zwar Alligatoren in Masse. Ich hatte bis jetzt immer geglaubt, daß die Mississippisümpfe, was die Zahl der Alligatoren anlangt, von keinem Lande der Welt übertroffen werden könnten, ich hatte aber den Guajaquilstrom noch nicht gesehen. Wohin man blickte, schwammen ein paar dieser schmutzig grauen, ekelhaften Burschen in dem stillen, trüben Wasser herum, und zur Zeit der Ebbe lagen sie an den Schlammbänken wie eine Heerde Schafe zusammen. Ich habe an einer kleinen Schlammbank einmal 51 gezählt, an anderen vierzig und mehr, und wenn ich gewollt, so hätte ich an dem Morgen mit Leichtigkeit ein paar hundert Alligatoren erlegen können. So aber begnügte ich mich damit, meine Doppelbüchse nach ihnen abzubrennen und schoß zwei, die ich das Vergnügen hatte, sich überschlagen zu sehen.

Die Leute erzählen sich schreckliche Geschichten von ihrer Furchtbarkeit, und daß sie gar nicht selten selbst Canoes angreifen und umwerfen sollen. Das sind aber, wie die meisten dieser Sachen, Märchen und Lügen, jedenfalls grobe

Uebertreibungen. Daß die Alligatoren, wo sie in solcher Masse sind, nicht alle satt zu essen bekommen, ist schon möglich, und kommt ihnen dann ein Mensch gerade in die Quere, so daß sie weiter Nichts zu thun brauchen, als das Maul aufzumachen, so schnappen sie auch wohl zu. Daß sie aber am Lande Menschen oder ein Fahrzeug im Wasser angreifen, ist Fabel, und wo wir durch ganze Trupps von ihnen hinfuhren, wichen sie überall scheu aus.

Alligatoren sahen wir übrigens in gleicher Masse an beiden Ufern den ganzen Fluß entlang, bis wir den breiten Hauptstrom erreichten und uns mehr in der Mitte, in dessen Strömung hielten; von dort aus konnten wir nicht mehr erkennen, was an seinen Ufern vorging, denn er ist so breit, und an vielen Stellen selbst breiter als der Mississippi.

Unsern Weg setzten wir indessen so rasch als möglich fort, mußten aber in der Fluthzeit das Ufer suchen, weil wir nicht gegen die starke Strömung anarbeiten konnten, und verloren dadurch natürlich sehr viel Zeit. So legten wir Morgens und dann wieder Abends um 8 Uhr bei, und ich suchte diese kurze Rastzeit dann jedes Mal

zu benutzen, ein paar Stunden mir so nöthigen Schlafes zu gewinnen. Morgens um 2 Uhr warfen wir das Tau zum letzten Mal los — Guajaquil war nicht mehr fern, und als wir um die nächste Landspitze bogen, sahen wir die Lichter der Stadt in weiter glänzender Reihe uns entgegenleuchten. So hell brannten sie, doch schon dicht vor Morgen, daß ich glaubte, die Stadt müsse durch Gas erleuchtet sein. Es war aber nur Oel, und die Verschwendung der Stadt, ihre Lampen die ganze Nacht durch brennen zu lassen, rechtfertigt oder erklärt sich vielmehr dadurch, daß jeder Hausbesitzer die Lampe, die vor seiner Thür brennt, auch unterhalten muß.

Jetzt erreichten wir die äußerste Spitze der Stadt, wo auf einem niederen Hügel das Fort liegt — nicht weit davor und unter dessen Kanonen ankerte ein großer Schooner — eine Galeotte — ich hielt unser Boot etwas näher hinüber — richtig, es war die „Kittiwake,“ sicher hier vom Pailon eingetroffen.

Ich hätte ihr gern laut einen Gruß zugerufen, aber am Bord schlief noch Alles, die einsame Wacht vielleicht ausgenommen, und wie konnten sie wissen, wer im Boote saß. — Rasch glitten wir vorbei — dort lagen noch eine ganze An=

zahl Schiffe, Balsas und Canoes — die Lichter der Stadt leuchteten an unserer Seite und zwischen die kleinen Fahrzeuge am Ufer drängten wir uns hinein, den festen Boden einmal wieder zu betreten.

9.

Guajaquil.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß ich fast jede Hauptstation meiner Reisen in der Nacht anlaufe. So bin ich auf meinen früheren Fahrten nach Rio de Janeiro, Buenos Ayros, Valparaiso, Tahiti, Sidney und Batavia in der Nacht gekommen, so auf dieser wieder nach dem Pailon, nach Quito und Guajaquil — bekam also alle diese Orte zuerst in der Morgendämmerung zu sehen. Guajaquil machte da einen nicht unfreundlichen Eindruck.

Unser erstes Entrée war schon durch lauter Fruchtbote, die dort theils mit uns, aus dem innern Lande kommend, eintrafen, theils schon befestigt und mit Orangen, Ananas und vielen anderen Früchten hoch gefüllt lagen, daß ihr Duft die ganze Nachbarschaft erfüllte.

Die Stadt selber hat dabei in ihrer ganzen Bauart etwas besonders Eigenthümliches, denn Colonnaden laufen durch alle Straßen, über denen die erste Etage steht, und in denen die Eingänge der Häuser und Kaufläden vollkommen trocken im Regen und schattig in der Sonne liegen — Beides etwas sehr Nöthiges hier, wo es in der Regenzeit in Strömen niedergehen soll und die Sonne im Sommer ebenfalls tüchtig brennen kann. Dennoch darf man kaum sagen, daß Guajaquil so recht, wie überhaupt ganz Ecuador, ein eigentlich heißes Klima hat, denn die Nähe dieser ungeheueren Schneegebirge kühlt überall die Luft ab, daß die Nächte besonders kühl, oft kalt und die Morgen und Abende stets sehr frisch und angenehm sind. Nur in der Sonne merkt man, daß man sich unter den Tropen befindet, aber auch dies nur für kurze Zeit, denn der Himmel ist meist immer bewölkt.

Auch diesen Morgen hatte ich mich fest in meinen dicken wollenen Poncho einhüllen müssen, um nicht ganz ordentlich unter 2 Grad Süder Breite zu frieren. Jetzt sehnte ich mich vor allen Dingen nach Ruhe, denn ich hatte die letzten vier oder fünf Nächte theils gar nicht, theils sehr mittelmäßig geschlafen, und der Körper fühlte sich

matt und erschöpft. Guajaquil zeichnet sich auch darin vortheilhaft vor Quito aus, daß es verschiedene Hotels und sogar ein recht gutes darunter hat, das Hôtel français, wohin ich denn auch unverzüglich meine Schritte lenkte. In der jetzigen Zeit aber, und gleich nach Beendigung des Krieges waren so viele Fremde, besonders von Quito und Lima nach Guajaquil gekommen, daß ich kein Zimmer für mich allein fand, sondern mit einem französischen Obrist aus Lima zusammen eingethan wurde. Es war übrigens ein ganz prächtiger Mann, und froh, wenigstens einen anständigen und netten Schlafkameraden zu haben, warf ich mich auf das Bett, noch vor dem Frühstück ein paar Stunden zu rasten.

Dort konnte ich auch zum ersten Mal wieder mit Appetit essen, denn ich wußte, daß die Mahlzeit reinlich zubereitet war. Der Schmutz des innern Landes lag hinter mir, und meine ecuadorischen Leiden waren überstanden. Noch eine andere Annehmlichkeit erwartete mich hier, denn ich fand alle meine, mit dem Dampfer vorausgeschickten Sachen im Hause des Englischen Consuls wieder, der sich derselben freundlich angenommen. Ich hatte kaum darauf gerechnet, denn

bei solchen Reisen muß man darauf vorbereitet sein, die Sachen kofferweise los zu werden.

Guajaquil schwärmte übrigens noch ärger von Soldaten wie Bodegas. Ueberall waren einzelne Häuser zu Casernen eingerichtet; überall zogen Patrouillen durch die Straßen, überall standen kleine Trupps von Trompetern und bliesen oder marschirten auch mit einem lustigen Walzer oder Galopp allein durch die Stadt. Am Wasser hin hielt außerdem eine ganz eigenthümliche Garde Wacht, die in den gemischtesten Uniformen, meist barfuß, mit einer Lanze bewaffnet waren, und dann und wann an irgend einer Ecke, zu irgend einem Zwecke, aufmarschirt standen und Orangen aßen. Auch Lanzen mit kleinen Fahnen sah ich viel, auf denen ein fürchterlicher Todtenkopf drohte.

Es waren die Sieger von Guajaquil, die sich ihrer Wichtigkeit völlig bewußt schienen, und mit dem Siege auch in der That noch nicht Alles beendet hatten, denn ein neuer Ausbruch drohte gerade jetzt von anderer Seite. Der Stadt gegenüber und mitten im Strome ankerten nämlich zwei Peruanische und gar nicht etwa sehr kleine Kriegsdampfer, und lagen jetzt allerdings noch ganz friedlich dort, während ihre Officiere fort=

während an Land kamen, und mit den Bewohnern freundlich verkehrten. Man wußte oder vermuthete aber in der Stadt, daß ihre Absichten oder Instructionen keineswegs so friedlicher Art seien, und es nur eines Abbrechens der mit Peru gerade jetzt schwebenden Unterhandlungen bedürfe, um ihre Kanonen selber gegen die Stadt zu richten. Und weßhalb? — Niemand konnte darüber eigentlich so recht Rechenschaft geben, denn ein wirklicher Kriegsfall lag in keiner Hinsicht vor, die alten, noch immer nicht regulirten Grenzstreitigkeiten ausgenommen. Die Sache läßt sich aber dennoch leicht erklären, wenn man nur ein klein wenig in die Politik dieser Staaten hineingeschaut hat.

Die Ecuadorianer behaupten allerdings, daß der vertriebene General Franco jetzt in Lima säße, und den General Castilla gegen Ecuador aufzuhetzen suche, und das war auch der Fall, wenn Franco selber auch nicht die mindeste Aussicht hat, hier je wieder an die Spitze einer Partei zu kommen. Der Präsident Castilla würde sich aber hüten, eines Dritten wegen einen doch immer nur zweifelhaften Krieg mit einem Nachbarstaate anzufangen, wenn er nicht selber seine Sonderinteressen dabei hätte. Sein Ziel ist aber, die Grenze zwischen Ecuador

und Peru so zu reguliren, daß ihm fast der dritte Theil dieses Reiches zufallen soll, denn die beabsichtigte Grenze läuft von unter Guajaquil in fast nordöstlicher Richtung schräg durch ganz Ecuador hin, und würde nicht allein einen sehr fruchtbaren Theil Ecuadors abschneiden, sondern — was die Hauptsache ist, die sämmtlichen südlichen Zuflüsse des Amazonenstroms ausschließlich in die Hände Perus geben.

Bis jetzt ist Peru auch weit mächtiger als Ecuador gewesen, denn General Castilla hat fast die sämmtlichen reichen Guano=Einnahmen des Landes darauf verwendet, ein großes Heer zu unterhalten, wie eine, für eine südamerikanische Republik sehr bedeutende Kriegsflotte zu schaffen, mit der er das, nur auf seine Hafenstadt Guajaquil angewiesene Ecuador stets im Schach halten und bedrohen konnte.

Dagegen war Ecuador nicht blind, und die jetzige Regierung suchte diesem Fehler so viel und so schnell als möglich abzuhelfen, indem sie vor allen Dingen selbst eine Flotte schaffte. Ein Kriegsdampfer war zu diesem Zwecke schon in den Vereinigten Staaten gekauft, und ein Agent dort ernannt, der noch zwei andere bauen lassen oder aufkaufen sollte, und das Englische Fahrzeug, die

Kittiwake, die zu einem Kriegsschooner eingerichtet und mit Kanonen und Munition versehen war, wurde von dem charge d'affaires der Regierung, Sennor Salvador, zu eben diesem Zwecke im Pailon angekauft. Dieser konnte auch leicht nach Guajaquil gesandt werden, wo die Regierung schon einige kleinere Kriegsschooner liegen hatte; bis die Dampfer aber von New-York nur die Reise um Kap Horn machten, darüber vergingen noch lange Monate, und in dieser Zeit war die Hafenstadt deßhalb so schutzlos wie je, gegen die Uebermacht der Feinde.

Ecuador hat aber auch noch außerdem einen für Peru in einem Kriege mit diesem Staate sehr unbequemen Bundesgenossen, nämlich den südlichen Nachbar Perus, Bolivia, das Ursache genug zur Klage gegen Peru hat. Ein Blick auf die Karte macht das augenblicklich klar.

Peru hat nämlich, mit der Ausnahme eines schmalen sandigen Küstenpunktes, Bolivia gänzlich von der See abgeschnitten, und ihm seinen besten und eigentlich einzigen ordentlichen Hafen Arika weggenommen. Der einzige Verkehr mit Bolivia besteht aber über Arika, denn von Cobija, dem Bolivischen Hafen aus müssen die Reisenden viele lange und beschwerliche Meilen durch eine wasser-

leere Sandwüste ziehen. Welche Unbequemlichkeit und Nachtheile das nun für Bolivia hat, läßt sich denken, die Bolivier sind dabei ein tapferes und unternehmendes Volk, und scheinen fest entschlossen zu sein, ihr früheres Land, das für sie zur Lebensfrage geworden, mit Güte oder — wenn nicht anders — mit Gewalt wieder ihrem Reiche einverleibt zu bekommen.

Es ist indeß eine alte Wahrheit, deren Nichtbeachtung wir in Deutschland schon so schwer gebüßt haben, und noch immer büßen, daß man mit einem mächtigen Gegner nur dann etwas erreichen kann, wenn man entschieden gegen ihn auftritt, und die richtigen Schritte thut, ihm gefährlich zu werden, nicht durch zweideutige Diplomaten blos berathen läßt, wie diese Schritte wohl möglicherweise ausgeführt werden können. Zu diesem Zwecke hat sich Bolivia mit dem gleichfalls von Peru bedrohten Ecuador, als richtigem und bestem Bundesgenossen, in Verbindung gesetzt, und ich darf glauben, daß beide Staaten fest entschlossen sind, im Fall der Noth vereint gegen Peru loszubrechen. Geschieht das dann wirklich, so werden die Grenzstreitigkeiten beider Länder in kurzer Zeit regulirt sein, denn an bei=

den Grenzen zugleich ist Peru nicht im Stande, einen für es vortheilhaften Krieg zu führen.

General Castilla weiß dies auch recht gut, und befolgt genau denselben Plan, welchen Louis Napoleon bis jetzt mit so gutem Glück in Europa befolgt hat: er sucht den einen Staat hinzuhalten, bis er mit dem andern fertig ist, und ich hoffe zu Gott, daß er es hier mit keinem Oesterreich und Preußen zu thun hat, die sich eben — hinhalten lassen. General Castilla hat nämlich mit Bolivia Unterhandlungen angeknüpft, ihnen das fragliche Gebiet, von dem er doch fühlt, daß er es auf die Länge der Zeit nicht halten kann, für eine gewisse Summe Geldes abzutreten, und diese Verhandlungen sollen bereits so weit gediehen sein, daß es sich nur noch um die Hauptsache, den Betrag dieser Summe, handelt. Am Tage vorher aber, an dem ich Guajaquil verließ, lief das Gerücht um, daß die Bolivier über die peruanische Grenze und in ihr altes Gebiet eingebrochen seien, wo sie die Stelle besetzt hätten, die bis dahin der peruanische General inne gehabt, und wenn das auch vielleicht nicht vollständig begründet ist, muß doch etwas Wahres an der Sache sein. Jedenfalls verräth es das, was man hier erwartet, und ein eigenes Zusammentreffen schien

es, daß der eine peruanische Dampfer noch an dem nämlichen Abend heizte, und nach Dunkelwerden still und geräuschlos den Strom hinabglitt.

Außerdem erwartet die ecuadorianische Regierung keineswegs etwas Gutes von ihren Nachbarn, wenn es auch bis jetzt noch nicht zu offenen Feindseligkeiten gekommen ist. In der Stadt sowohl als weiter unten im Strome, an dem dort gelegenen alten spanischen Fort, wird unausgesetzt gearbeitet, um Alles in besten Vertheidigungsstand zu setzen und zu montiren. Eben so ließ General Flores eine Anzahl von besonders construirten Kugeln gießen, welche, wenn das Gerücht wahr ist, die neue Entdeckung des alten griechischen Feuers enthalten, und in dem Fall den peruanischen Dampfern allerdings verschiedene Unannehmlichkeiten bereiten könnten.*)

Für Ecuador wäre freilich ein Krieg in diesem Augenblicke — was Peru recht gut zu wissen schien — doppelt unangenehm gewesen, denn erstens war es nicht vollständig gerüstet, und durch den letzten Bürgerkrieg ziemlich blank an baarem Gelde, und dann selbst die eigene Regierung noch

*) Die Bedrohung Guajaquils durch peruanische Kriegsschiffe besteht, den neuesten Nachrichten nach, bis auf den heutigen Tag.

nicht geordnet und festgestellt, was erst in der nächsten Zeit, durch die Wahl eines Präsidenten, geschehen sollte, und Garcia Morena wurde später wirklich gewählt, während Flores die Militärobergewalt behielt. Ein Theil der Ecuadorianer verlangte oder wünschte allerdings den General Flores zum Präsidenten, ein guter General ist dieser kleinen Republik aber eben so nöthig wie ein guter Präsident, denn es drohen ihr noch Schwierigkeiten von allen Seiten, die sie nur überwinden kann, wenn sie dem übermüthigen Nachbar nicht allein gerüstet gegenüber bleibt, sondern ihn selber zwingt, ihre Stärke anzuerkennen und zu achten. General Flores hat aber bewiesen, daß er ein guter General ist, wenigstens in diesem Lande, denn er hat zweimal auf ganz charakteristische und kecke Weise Guajaquil genommen.

Das eine Mal standen die Peruaner dort, um die nämliche Sache zu erzwingen, die sie jetzt durchsetzen wollen, und waren stark genug, der Ecuador-Armee einen gefährlichen Widerstand in der Stadt zu leisten, wenn sie die anrückenden Soldaten vollkommen gerüstet empfingen. Es galt deßhalb sie zu überlisten, und dies bewerkstelligte der General so schlau als erfolgreich.

An der einen Seite ist Guajaquil von einer

weiten Ebene begrenzt, auf der eine Menge Vieh weidete. Dort lagerten die Ecuadorianer in einer gedeckten Stellung, und von dort her erwarteten die Peruaner auch den Angriff. Während Flores nun in aller Stille die Stadt umging, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, ließ er zugleich diese Heerden durch einen Theil seiner Leute zusammen und der Stadt zutreiben. Dahinter kam eine Anzahl von Trommelschlägern und Trompetern, die so viel Lärm als möglich machten, und die Signale einer anrückenden Armee bliesen. Die Peruaner hörten den Lärm, hörten das Trampen des scheu gemachten Viehs, das sie für Cavallerie hielten, sahen endlich den Staub auf der weiten Fläche aufwirbeln, und warfen leichtsinniger Weise ihre ganze Macht der friedlichen Heerde entgegnen, indeß General Flores in den preisgegebenen Theil der Stadt einzog und leichten Sieg erfocht.

Den leicht angreifbaren Theil hatte Franco jetzt besser vertheidigt, und ein Hügel, der diese Stellen bestrich, war mit Kanonen gespickt. Dagegen war der südliche Theil der Stadt gar nicht befestigt und nur mittelmäßig bewacht, da eine Armee hier nicht gut angreifen konnte, sie hätte denn erst durch einen bösen Manglaren- oder Mangrove-

Sumpf marschiren müssen. Dazu entschloß sich aber General Flores, und obgleich Franco Nachricht davon bekam, und ein Detachement ihm entgegenwarf, um den Paß zu vertheidigen, rückte General Flores in der Nacht doch in den Manglaren-Sumpf ein, postirte überall in die Bäume wieder Trompeter, die den Feind glauben machen mußten daß er mit seiner ganzen Macht anrücke, und trieb das kleine Detachement Franco's so in Furcht, daß es seine Posten verließ, und er ohne Schwierigkeit Nachts um 1 Uhr in Guajaquil einrücken konnte.

Die Guajaquilener behaupten indessen, daß die Soldaten Franco's in den letzten Monaten keinen Sold mehr empfangen haben, und fest entschlossen gewesen seien, nicht mehr zu kämpfen. Franco selber war schon vorher auf einem peruanischen Kriegsdampfer geflüchtet; eben so hatte sich sein Stab in Sicherheit gebracht, und den Soldaten kann man es da nicht verdenken, daß sie ihre Haut nicht allein zu Markte trugen. Interesse hatten sie überhaupt nicht an der Sache, denn ihnen konnte es völlig gleichgültig sein — und war es auch — welche von den beiden Parteien siegte, die eine oder die andere. Franco selber hatte auch wahrscheinlich die Geschichte satt, denn daß

er mit der halben Provinz Guajaquil Nichts gegen ganz Ecuador ausrichten konnte, wo er noch dazu wußte, daß ihm selbst die Bewohner des Theils nicht gewogen waren, den er noch von seinen Truppen besetzt hielt, konnte er sich recht gut denken. Freilich aufgeben und im Stiche lassen wollte er es auch nicht; wie er aber die Ausrede hatte, daß er von der Uebermacht des Feindes vertrieben worden sei, ging er sicherlich mit dem größten Vergnügen. Sein Schäfchen wird er dabei wohl in's Trockene gebracht haben, wenigstens hat er in Guajaquil genug Regierungsschulden hinterlassen.

So ruhig ging übrigens die Eroberung von Guajaquil ab, daß die Bewohner des nördlichen Theils der Stadt erst am andern Morgen erfuhren, sie hätten die Herren gewechselt. Sie hörten wohl vereinzelte Schüsse in der Nacht, dann war aber Alles wieder still, und die Truppen des Generals Flores besetzten die Stadt ohne weiteren Widerstand. Selbst der mit Kanonen gespickte Berg wurde nicht vertheidigt. Der Commandeur desselben, ein alter Amerikaner, hielt es für zweckmäßiger, den General Franco zu begleiten, und die Soldaten flüchteten, so wie die Florianer anrückten. Viele von diesen, die nicht in Gefangenschaft gerathen wollten, liefen den Berg hinab

und in das Wasser hinein, um sich durch Schwimmen zu retten, wo sie meist von den Booten der dort ankernden Schiffe aufgenommen wurden. Viele ertranken aber auch, denn der Fluß hat eine furchtbare Strömung. Im Kampfe selber blieben nur sehr wenige.

Der kleine Fluß, welchen General Flores diesmal überschritt, um den Feind in die Flanke zu fallen, heißt der Salado, und nach ihm wird jetzt der von der Regierung angekaufte englische Schooner, die Kittiwake, „Salado“ genannt. Kittiwake ist überhaupt ein Name, den die Spanier gar nicht im Stande sind auszusprechen.

Ecuador hat auch jetzt in neuester Zeit, und zwar erst nach dem Siege, seine Flagge verändert, und zwar wieder die alte Flagge der früheren Republick Columbia angenommen. Bis jetzt hatte es zwei weiße Streifen und in der Mitte einen blauen mit weißen Sternen. Jetzt hat es, horizontal laufend, Gelb, Blau und Roth, und diese Flagge weht nun von allen Regierungsgebäuden und Schiffen, wie an den Lanzen der Soldaten. Eine tolle Verwirrung gab dies aber besonders in Quito, wo nicht genug Zeug von der richtigen Farbe so rasch aufgetrieben werden konnte, um die Fahnen zur Siegesfeier herzustellen. Alle mög-

lichen ähnlichen Farben mußten da aushelfen, und Rosa, Himmelblau und Weiß war eine der gewöhnlichsten. Selbst in Guajaquil weht über verschiedenen Gebäuden die russische Seeflagge Weiß, Blau und Roth, wo statt des Weiß nicht gleich Gelb gefunden werden konnte. Aber was thut's! Die Leute wissen doch, was es bedeutet, und es erreicht somit seinen Zweck.

Guajaquil ist ein nicht unbedeutender Platz an der Westküste Amerikas, denn von hier aus wird bis jetzt der meiste und beste Cacao ausgeführt. Ja, für die Westküste ist es in der That, neben dem unbedeutenden Esmeraldas, fast der einzige Hafen für diesen Handel. Eine andere bedeutende Ausfuhr ist Kautschuk, oder Gummi-Elasticum, Tabak und besonders Holz und Bambus, das nach Peru geführt wird und vortreffliche Preise bringt. Eben so wird die Farbepflanze Orchilla, und Cascarilla, die Rinde des Chininbaums, in ganzen Schiffsladungen entsendet, und dann und wann auch etwas Kaffee ausgeführt. Es giebt dabei kaum ein besseres Land für das Zuckerrohr als Ecuador; Zucker wird aber, merkwürdigerweise, eingeführt, und eben so Weizen aus Chile, den das Land im Innern in großer

Menge baut, für den es aber keine Wege hat, um ihn an die See zu bringen.

Baumwolle und Wolle, Beides mit Vortheil in Ecuador gezogen, kommt nicht zur Ausfuhr.

Einfuhrartikel sind besonders Manufacturen und Getränke, dann Glas- und Steingutwaaren mit Porzellan, kurze Waaren und überhaupt alle europäischen Güter, mit Ausnahme grober Tuche und Baumwollenzeuge, die viel in Quito verfertigt werden.

In Guajaquil ist nur eine Sägemühle, eine Eisengießerei und eine Mahlmühle, was aber Alles natürlich nicht einmal für den eigenen Gebrauch der Stadt ausreicht. Der ganze bedeutende Handel mit dieser Stadt — Ackerproducte und französische Weine, wie überhaupt Getränke aus Chile ausgenommen — ist fast ausschließlich in den Händen der Amerikaner, die mit ihren Waaren die ganze Westküste versehen, und doch könnten deutsche Schiffe mit deutschen Gütern hier ausgezeichnete Geschäfte machen, wenn meine deutschen Landsleute nur ein klein Wenig unternehmend wären. Der Deutsche will aber immer vollkommen sicher gehen, ehe er irgend etwas Neues unternimmt. Er will vor allen Dingen eine Garantie seines Erfolges haben — eine Gewähr von

der Regierung — und bis er damit zu Stande kommt, sind ihm andere Nationen überall voraus.

Unser irdenes Geschirr würde einen vortrefflichen Markt in allen Städten der Westküste finden, und doch trifft man fast nur Teller und Tassen mit amerikanischen Adlern. Unsere billigen und besseren Kattune würden sich so leicht verkaufen wie die englischen und amerikanischen, und tausend andere zum Haushalt gehörige Dinge hübschen Gewinn abwerfen, besonders wenn sie gut assortirt wären. Glänzende Geschäfte würde aber ein Schiff machen, das gutes Schiffsbrod (Zwieback), und zwar von weißem Mehl, hier herüberführte, denn das Hundertpfund wird jetzt mit neun bis zehn Dollars in Guajaquil verkauft, und ist dafür nicht einmal zu haben. Eben so fehlt es fortwährend an gesalzenem Rind- und Schweinefleisch für die Schiffe, die irgend einen Preis dafür bezahlen würden. Was das Schiff dann in Guajaquil nicht absetzen könnte, fände in Esmeraldas, Tomaco und Buenventura einen vortrefflichen Markt.

Die eigentliche Stadt Guajaquil beschränkt sich nur auf die zwei mit dem Wasser gleichlaufenden

Straßen, und die zweite selbst nur theilweise ein=
gerechnet, wo die meisten Engrosgeschäfte liegen.
In der Frontstraße (die Straßen haben übrigens
keine Namen) sind sämmtliche Detailgeschäfte, und
die Leute fangen an ihre Waarenlager ein wenig
geschmackvoll und mehr nach europäischem Geschmack
herzurichten, ja, es ist sogar jetzt im Werke, die
ganze Stadt mit einer Gasleitung zu versehen.

Der vordere Theil der Stadt ist somit sehr
freundlich und auch reinlich gehalten; verläßt man
aber diesen Theil der Stadt, dann kann man
auch getrost sein Taschentuch vor die Nase nehmen,
und wird rasch wieder das bessere Viertel auf=
suchen.

In Guajaquil wie in ganz Ecuador ist kein
einziger deutscher Consul, weder von Oesterreich
noch Preußen, weder von Hamburg noch Bremen,
noch irgend einem der kleineren Staaten. „Und
was schadet das?" Leider muß ich darauf zur
Antwort geben: gar Nichts; denn wenn wirklich
ein Consul irgend eines kleinen Staates hier sein
großes Schild aufgehangen hätte: die Deutschen
wären deßhalb doch noch nicht in ihren Rechten ge=
schützt, und er würde höchstens dazu gebraucht
werden, die kleinen unbedeutenden Streitigkeiten
auf deutschen Schiffen zu schlichten. Nicht einmal

einen Paß hätte er auszustellen, wo Niemand nach einem Passe fragt. Wann aber werden wir endlich einmal anfangen, wenigstens den Fremden gegenüber, zu thun, als ob wir eine Nation wären? Wann wird endlich einmal diese kleinliche Eifersucht in Deutschland aufhören, um dem Ganzen eine Vertretung nach außen zu gönnen?

Wir haben hier wieder den Beweis in Ecuador gehabt, wo Franco als willkürlicher Herrscher über das Eigenthum von Einheimischen und Fremden verfügte. Nur Engländer und Franzosen ließ er unberührt, weil er wußte, daß er sich an diese nicht wagen dürfe; hätte er aber sämmtliche Deutsche in Guajaquil ausgeplündert, wer wäre da gewesen, der ihn darüber zur Rechenschaft gefordert hätte?

In Deutschland will jeder erbärmliche kleine Binnenstaat eine Großmacht sein, und die Herren vergessen ganz, oder wollen es nicht sehen, daß gerade wegen dieses verzweifelten Dünkels nicht einmal das ganze Deutschland eine Großmacht sein kann. Ich habe einmal ein allerliebstes kleines Gedicht gelesen, wo beim Untergang der Welt die Engel das wunderschöne deutsche Land mit sich hinauf in den Himmel tragen, und

sich dort oben — ein Geduldspiel daraus machen. Das Gedicht durfte freilich nicht gedruckt werden, die Sache blieb aber deßhalb genau dieselbe, und die Erbitterung in den Herzen derer, die es mit ihrem Vaterland wirklich gut meinen, steigt von Tag zu Tag. Die kleinen deutschen Staaten handeln aber gerade so wie unsere deutschen Kaufleute — außerordentlich vorsichtig nur auf ihren eigenen Geldbeutel, das heißt auf ihre eigene Macht bedacht, von der sie Nichts riskiren wollen, bis ihnen Jemand die Garantie giebt, daß ihnen Alles, was sie haben, bleiben soll. Keiner von uns mißgönnt ihnen diese Macht; Keinem würde es einfallen, den Wunsch zu hegen, daß sie ihrer verlustig gingen, wenn sie dieselbe nur wenigstens dazu benutzen wollten, ihr eigenes Vaterland zu schützen, und in den Augen der Welt ihm Achtung zu verschaffen.

Wir haben einen deutschen Bund, aber wozu, im Namen alles gesunden Menschenverstandes, ist er da, wenn er nicht einmal seine Vertreter nach außen senden kann, und dies jedem kleinen einzelnen Staate selber überlassen muß? Der deutsche Handel hat sich aber so weit über die Welt ausgebreitet, deutsche Schiffe befahren jetzt so häufig alle Meere, daß ein Schutz der deutschen Inter-

essen im Auslande dringend nöthig geworden ist, und nicht mehr nöthiger werden kann. Consuln der verschiedenen Länder richten aber gar Nichts aus, denn sie haben keine Macht, werden von den fremden Behörden selber nicht im Geringsten respektirt, und sind eigentlich weiter Nichts, als eine Auszeichnung für die Betreffenden, ein leerer Titel, den diese als Handgriff zu ihrem Namen benutzen. Der Deutsche hat nun einmal die traurige Schwachheit, daß er sich nicht unlieber nennen hört, als bei seinem eigenen Namen, und Alles daran setzt, einen bunten Einband dafür zu bekommen.

Eine Vertretung nach außen kann deßhalb in den Hauptstaaten fremder Welttheile, mit denen wir in Verbindung stehen, nur durch wirkliche Gesandte oder wenigstens Legationssecretaire stattfinden. — Diese aber ist durch die einzelnen kleinen Staaten nicht denkbar, denn — wirklich angenommen, daß wir das Geld für solche Ausgaben hätten, können wir uns nicht so blosstellen, einige dreißig Gesandte für Deutschland nach einem fremden Staat zu schicken, während England und Frankreich nur jedes einen einzigen haben.

Gesandte dürfen deßhalb nur von Deutschland

selber, und wenn es denn nun einmal nicht anders sein kann — vom deutschen Bunde gesandt werden, und Deutschland muß dann auch entschlossen sein, irgend eine, ihren Landeskindern angethane Unbill aufzunehmen nud zu strafen.

Es ist traurig, wie wir jetzt hier draußen in der Fremde vertreten sind, es ist aber noch trauriger, die Fremden selber über uns reden zu hören. Sie sagen Sachen, die ich nicht einmal schreiben kann, denn es würde sie Niemand drucken wollen

„und wollt' ich sie Alle zusammenschmeißen,
ich könnte sie doch nicht Lügner heißen."

Mit solch' bitteren Gefühlen treibt sich der Deutsche im Auslande herum. Dem, der es wirklich gut mit seinem Vaterlande meint, dreht es das Herz in der Brust herum, und der das nicht so fühlt, oder dem es einerlei ist, was aus Deutschland wird, wenn er selber nur Geld verdient, der, statt sich überhaupt im Ganzen zu schämen, daß er auf der Welt ist, schämt sich en detail, daß er ein Deutscher ist, und thut sein Möglichstes, nicht als solcher erkannt zu werden. Hat aber schon Jemand einen Amerikaner oder Engländer gesehen, der sich seines Vaterlandes schämte? —

Für deutsche Schiffe die deutsche Flagge — für deutsche Interessen eine einige Vertretung Deutschlands — Beides ist eine Nothwendigkeit, und gebe Gott, daß deutsche Regierungen sie endlich einsehen und dänach handeln wollen — aber sie thun's doch nicht.

10.

Jagd in Ecuador.

Wenn man in einem der benachbarten Staaten Leute spricht, die einmal in einem der Ecuador-Häfen waren, und fragt sie dann nach der Jagd dieses Landes, so lassen sie ihrer Phantasie vollkommen freien Lauf, und Ecuador ist, ihren Berichten nach, das Paradies der Jäger: Tiger in Unmasse, Hirsche, so viel man haben will, wilde Schweine, daß es gefährlich ist, in den Wald zu gehen, und nur als einziges Hinderniß einer herrlichen Jagd schildern sie die gefährliche Menge von Schlangen, denen man fast bei jedem Schritte begegne.

Solche entsetzliche Geschichten hatten sie mir in der That von diesem fatalen Ungeziefer erzählt, daß ich mir ein Stück starkes Rindsleder in Esmeraldas kaufte, und mir selber ein Paar Leg-

gias davon machte, so unbequem und schwer, wie ich sie je getragen, — um sie nach meinem ersten Jagdtage in Ecuador wieder als vollkommen nutzlos wegzuwerfen.

Ja, es giebt Schlangen in Ecuador, und darunter einige sehr giftige, wie es deren aber auch in allen heißen Ländern, und hier noch lange nicht so viel wie in den Sümpfen Nord-Amerikas, gibt. Ich bin viel, sehr viel in den Wäldern gewesen, und habe in der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes vielleicht acht oder neun kleine Schlangen gesehen, die sämmtlich froh waren, wenn sie mir aus dem Wege kommen konnten. Das also dürfte der Jäger als kein Hinderniß betrachten, denn mit der geringsten Vorsicht kann man ihnen sehr leicht ausweichen. Ueberdies gehen die Eingeborenen stets barfuß und mit bis an die Kniee nackten Beinen in den Wald, ein deutlicher Beweis, daß die Gefahr vor Schlangen nicht so entsetzlich groß sein *kann*.

Ein weit schlimmeres Hinderniß aber für die Jagd, dort, wo es wirklich Wild giebt, ist der unbeschreiblich dichte Urwald, mit seinem Unterholze und seinen Dornen, denen man eben nicht so, wie den Schlangen, ausweichen kann. Man ist dabei an den wenigsten Stellen im Stande, wei-

ter als höchstens zwanzig Schritt zu sehen, und wo man wirklich noch den Schein eines Stückes Wild auf eine größere Distanz erkennen kann, ist immer Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Kugel irgendwo einen Zweig berührt, der sie aus ihrer Richtung lenkt. Außerdem kann man nicht ohne Geräusch durch dieses Dickicht dringen, wo der Jäger bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen, bald mit dem Gewehr in einer oder der andern Schlingpflanze hängen bleibt und oft das Messer zu Hülfe nehmen muß, sich nur Bahn zu hauen. Das Wild aber hört das schon auf weite Entfernung und hat weiter Nichts zu thun, als der Gefahr ruhig aus dem Wege zu gehen.

Es giebt allerdings großes jagdbares Flugwild, das aufbäumt und also im günstigsten Falle, wenn es nicht durch die fabelhafte Vegetation, durch einen Palmenwipfel oder die mit Schlingpflanzen behangenen Zweige des Baumes selber versteckt wird, gesehen und erlegt werden kann. Das aber ist eigentlich keine Jagd, es ist eben nur ein Erlegen von Wild. Man sieht es und muß rasch schießen, damit es nicht wieder auf einem andern Zweige dem Blick entschwindet, und hat keine weitere Freude daran, als daß man es fallen hört und dann nach Hause tragen kann.

Was mich betrifft, so habe ich auf der Jagd weit weniger Freude an dem wirklichen Erlegen eines Wildes, als an der Aufregung, die demselben vorhergehen muß, wenn das Ganze nicht ein bloßes Todtschießen sein soll. Das Anpirschen an ein Wild ist der größte Genuß, den ich kenne, das Bewußtsein selbst, das mit den schärfsten Sinnen begabte Wild überlistet zu haben, läßt uns dann alle deßhalb überstandenen Beschwerden vergessen, und die Erinnerung daran allein ist es, was uns später erfreut.

Hört einmal einen alten Jäger seine Jagd-Erlebnisse erzählen, bei was weilt er mit dem größten Vergnügen, und nur zu oft mit der größten Breite? Bei dem ersten Entdecken des Wildes, bei seinem Anpirschen, wie er den Wind nahm, wie die ersehnte Beute ihm doch noch fast entgangen wäre, welche List er gebrauchen mußte, sie zu täuschen, und zuletzt der Schuß ist Nebensache und wird nur eben leicht hin, als Schluß des Ganzen, erwähnt.

Hier dagegen ist der Schuß Alles; man arbeitet sich den ganzen Tag mühsam durch Schlamm und Dornen, watet, überdies schon bis auf die Haut naß, durch Bäche und Moräste, stürzt über

Baumstümpfe und Wurzeln, sieht endlich Etwas, schießt schnell, und — die Jagd ist vorbei.

Außerdem hört die Jagd auch wirklich auf, ein Vergnügen zu sein, wenn man sich den ganzen ausgeschlagenen Tag in Nässe und Schlamm herumtreiben muß und nur zu oft, wenn man endlich einmal zum Schuß kommt, durch das Versagen der beiden Rohre angenehm überrascht wird. Dabei giebt es kein traurigeres Klima für eine gezogene Büchse, als die Niederungen von Ecuador es haben, denn wenn man nicht jeden Tag die Büchse reinigt, oder sie nicht wenigstens jeden Morgen abschießt und frisch ladet, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß sie eben im entscheidenden Moment versagt, und alle Mühe und Arbeit war umsonst. Außerdem muß man die Rohre immer sorgfältig verstopft halten, denn es giebt hier eine kleine nichtswürdige grüne Fliege (von den Eingeborenen scherzhaft Amigo genannt), die in Nichts lieber ihr zähes Harz, von dem sie ihre Wohnung baut, hineinklebt, als in den obern Theil eines Flintenlaufs. Und wie außerordentlich schwer und umständlich ist der nachher wieder davon zu befreien!

Ich bin gewiß ein eifriger Jäger, und scheue dabei keine Beschwerde und Entbehrung, denn mir

ist eben die Jagd die Hauptsache, nicht das Frühstück, wie sehr vielen sogenannten Schützen im lieben deutschen Vaterlande, aber es muß auch wirklich Jagd sein. Aber kein Frühstück, keine Jagd und nur Beschwerden und Entbehrungen ermüden auch den Eifrigsten, und ich hatte es zuletzt so satt, mit der Büchse in den Wald zu gehen, daß ich es nur that, wenn ich nothgedrungen mußte, — daß heißt, wenn ich gar nichts Anderes zu leben hatte.

Die einzige wirkliche Jagd, die man hier hat — aber auch keine Pirsche —, ist die auf wilde Schweine, von denen es ziemlich viele giebt. Diese aber muß mit Hunden geführt werden, denn wollte man darauf ausgehen, sie so im Walde zu finden und unbemerkt an sie hinan zu kommen, so müßte man es eben dem Zufall überlassen — ein sehr prekäres Ding, das ohne wahrscheinlichen Erfolg jedenfalls einen oder zwei Tage Marsch durch diesen Wald und möglicherweise auch noch ein Nachtquartier im Regen kostet. Doch ich will lieber das hier getroffene Wild einzeln durchnehmen, damit ich Nichts zu wiederholen brauche.

Um mit dem edelsten Wilde, dem Tiger, zu beginnen, so kann ich den Leser so weit beruhigen, daß er diese Thiere hier nicht zu fürchten

braucht. Ich habe mehrmals allein und ohne Feuer im Walde geschlafen und bin nie von ihnen belästigt worden — ja, mehr als das — ich habe auf all' meinen Jagdzügen in Ecuador auch nicht ein einziges Mal selbst nur die Fährte eines Tigers gefunden, und der weiche Boden dort bewahrt die Fährten, trotz fallendem Regen, Wochen und Monden lang auf. Es soll allerdings dann und wann dort einer erlegt worden sein, das scheint mir aber eben so etwa, als ob bei uns ein oder den andern Winter einmal ein Wolf geschossen wird. Jedenfalls möchte ein Jäger, der hier eine Tigerjagd veranstalten wollte, den nämlichen Erfolg haben, wie bei uns auf einer Wolfsjagd.

Eine kleinere, sehr schön gestreifte Art von Tigerkatze giebt es dagegen, die, etwa von der Größe eines Jagdhundes, einzeln angetroffen wird. Ich habe ihre Fährten mehrfach am Wasser gesehen, aber nie eine davon zum Schuß bekommen können.

Eben so habe ich einmal die Fährte eines nicht sehr großen Bären gesehen, und zwischen Guajaquil und dem Chimborazo soll es viele geben. Der Wald ist aber dort so furchtbar verwachsen, daß es vollständig unmöglich ist, ihnen beizukommen.

So weit die wilden Bestien Ecuadors, deren

Zahl allerdings nicht Legion zu sein scheint. Ganz anders stellt es sich dagegen mit den wilden Schweinen, die in großen Rudeln in den Wäldern angetroffen werden, und denen, mit Hülfe eines oder mehrerer guten Hunde, auch zu Zeiten beizukommen ist. Es giebt hier zwei Arten, Seïnos oder Seynos und Tatabra genannt. Die Seynos sind die größeren, kommen aber unserm Schwarzwild nicht gleich, und werden auch, trotzdem daß sie ganz vortreffliche Mast in einer wilden Castanienart haben, eigentlich nie wirklich fett. Ich habe einige in der besten Zeit geschossen, und sie hatten kaum einen Viertelzoll Weißes.

Die Seynos haben dabei noch eine andere Eigenthümlichkeit — sie stinken. Auf dem Rücken nämlich, etwa in der Gegend der Nieren, tragen sie einen runden Beutel von der Größe einer halben Orange, oben mit einer kleinen Oeffnung, der von den Eingeborenen in einer Art grober Schmeichelei der Moschusbeutel genannt wird und eine furchtbar duftende Flüssigkeit enthält. So stark ist dieser Geruch, daß selbst der Mensch dieses Wild, wenn er mit gutem Wind hinan kommt, auf viele hundert Schritt wittern kann. Weniger auffallend ist derselbe allerdings, wenn sie sich ruhig verhalten, auf der Flucht verbreiten sie

aber einen ganz pestilenzialischen Duft. Glücklicherweise sitzt dieser Sack jedoch nur in der Haut und kann mit dieser sehr leicht ausgeschnitten werden. Das muß auch augenblicklich geschehen, wenn ein Stück erlegt ist, oder es wird eben vollkommen ungenießbar. Ein angeschossenes Stück, das man erst viele Stunden später findet, kann man eben so gut ungestört verenden und draußen lassen, denn es lohnt das Heimtragen nicht — nicht einmal die Hunde fressen das Fleisch.

Die Eber haben ein ziemlich starkes und scharfes Gewehr; die jungen Frischlinge sind braunroth und quietschen nicht, wie die unsrigen, sondern schreien genau wie kleine Kinder.

Die Eingeborenen von Ecuador nun (und man darf darunter nicht etwa Indianer verstehen, denn es ist eine Mischlingsrace, die von Weißen, Negern, Indianern und Gott weiß was abstammt) betreiben die Jagd dieses Thieres nur mit Hunden, und führen selber gewöhnlich eine Art von alten, einläufigen Flinten, auf die sie sich selber nicht verlassen mögen. Es hängt auch wirklich nur vom Zufall oder Glück ab, ob so ein Ding dann gerade, wenn man es brauchen will, losgeht oder nicht; deßhalb führen sie noch eine etwas lange Lanze mit zweischneidiger Spitze und

einem langen elastischen Stiele von Biguarriholz, um das einmal von den Hunden gestellte Wild damit zu erlegen.

Die Hunde jagen vortrefflich, und finden sie Schweine im Walde, so suchen sie eines zu fassen, das durch sein Schreien augenblicklich die anderen zur Stelle bringt. Der Jäger hat dann nur zuzusehen, daß er in Schußnähe oder so nahe hinankommen kann, eines mit seiner Lanze zu erlegen. Manche nehmen in der That nur die Lanze mit in den Wald, um nicht durch das doch nutzlose Schießeisen behindert zu werden.

Einem deutschen Jäger — die Herren Bauern natürlich nicht gerechnet — würde sich auch das Herz im Leibe herumdrehen, wenn er mit einer solchen Schießwaffe auf die Jagd gehen sollte, und ich will nur ein Beispiel anführen, wie sie manchmal reparirt werden.

Einer der Eingeborenen, ein Nachbar von mir, kam eines Tages zu mir, mich um ein Piston zu bitten, da das seinige wie ein hohler Zahn aussah und nicht mehr Feuer geben wollte. Ich hatte mehrere bei mir und gab ihm eins davon, das sich aber für seinen Lauf als zu dünn erwies — es füllte die Schraube nicht ganz aus, faßte also auch nicht darin. Ich bedauerte, ihm kein ande-

res geben zu können; er meinte aber, wenn ich ihm dieses nur überlassen wolle, das sei vortrefflich. Sehr vergnügt verließ er mich auch, und kam etwa nach einer Stunde wieder zurück, mir zu zeigen, wie er sein Gewehr „componirt“ hatte. Das Piston saß jetzt allerdings darin fest, so rauh die Geschichte aussah, und als ich ihn fragte, wie er es gemacht habe, sagte er: „O, ganz einfach; ich habe den Lauf in's Feuer gesetzt, bis er glühend war, dann das Piston hineingethan, und mit einem kleinen Beil so lange darum her geklopft, bis ich das weich gewordene Eisen fest hatte.“ Das Gewehr schoß jetzt auch wirklich wieder, und das war Alles, was er davon verlangte.

Von der Wildheit dieser Seynos werden viele Beispiele erzählt, und äußerst gefährlich sollen sie für den Jäger sein — wie man mir sagte —, da sie sich fast jedes Mal gegen ihn wenden. Ich habe sie jedoch nicht so gefunden, und glaube auch nicht, daß diese Leute auf die Jagd derselben nur mit einer Lanze bewaffnet gehen würden, wenn das eben wirklich der Fall wäre. Mehrmals habe ich Seynos im Walde getroffen und erlegt, und bin jedes Mal, wenn die Hunde sie gestellt hatten, mitten in das Rudel hineingesprungen, ohne daß sie mich ein einziges Mal angenommen hätten.

Im Gegentheil suchten sie immer so rasch als möglich mir aus dem Wege zu kommen, und liefen dann so schnell sie laufen konnten. Eben so geringen Erfolg habe ich von den Lanzen gesehen, denn die Eingeborenen, die ich mit mir hatte, haben nur ein einziges Mal, während ich dabei war, ein Schwein damit erlegt, und zwar einen Frischling.

Die andere Gattung Schweine, die Tatabras, sind noch kleiner als die vorigen, und sie sollen weiß und schwarz sein. Obgleich ich aber ihre Fährten sehr häufig im Walde fand, bin ich nie im Stande gewesen, ein Rudel von ihnen zu stellen, oder auch nur zu Gesicht zu bekommen.

Ein anderes jagdbares Thier, das sich in den Niederungen aufhält, wird Coneja genannt. Coneja bedeutet aber ein Kaninchen, deren es eine wahre Unmasse in den Gebirgen giebt, und dieses Thier der Niederungen ist keineswegs ein Kaninchen, mit dem es nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Es ist ein Mittelding zwischen dem Hamster und dem Dachs, braun von Farbe, mit ziemlich hartem Haar, etwa von der Größe einer nicht starken Fischotter, aber viel dünner und lang, hat sehr kurze Lauscher, lange Nagezähne und Nägel, zum Erdgraben gemacht, und läuft, unähn-

lich dem Dachs und Hamster, so rasch wie ein Kaninchen. Diese Thiere bauen in der Erde, und ihr Wildpret schmeckt in der That ganz delikat.

Auch Hirsche giebt es in den niederen Wäldern, aber es ist nicht möglich, sie zum Schuß zu bekommen; die Dickichte sind zu groß und dicht, und der Hirsch hört den Jäger zu früh, um Zeit genug zum Fliehen zu haben. Die Fährte aber, die ich von ihnen fand, ist klein, wie die des virginischen Hirsches, und wahrscheinlich ist es der nämliche, der sich weiter oben in den Gebirgen findet. Dieser hat ähnlich wie der virginische Hirsch das Geweih gestellt, d. h. erst vom Grind zurück und dann nach vorn gebogen. In den Ebenen von Guajuaquil kommt aber eine andere Gattung vor, die ein Geweih hat ähnlich wie unsere Rehböcke, nur natürlich etwas stärker. Ich glaube fast, daß manche monströs große Rehbocks-Gehörne in Deutschland ihre eigentliche Heimath in Ecuador oder Süd-Amerika haben.

Gern hätte ich von Quito aus auch eine Hirschjagd gemacht, denn eine Tagereise von dort soll es noch sehr viele geben. Einmal bin ich aber in dieser Hinsicht schon zu oft angeführt worden, und habe manche Tagereise um Nichts gemacht, und dann war ich auch die ganze Zeit in Quito

so krank und elend, daß ich es aufgeben mußte, eine solche Jagd zu wagen. Ich brauchte die wenigen Tage der Ruhe nothwendig zu meiner Erholung und Stärkung, denn ich hatte noch eine lange, beschwerliche Reise vor mir.

Was das Flugwild betrifft, so ist es eine merkwürdige Thatsache, daß es dem ganzen Staate Ecuador, wenigstens in allen Theilen, die ich besucht habe, also durch den größten Theil des ganzen Staates, vollständig an jagdbarem Wassergeflügel fehlt. Das einzige, das ich dort gesehen habe, ist eine große Art Strandläufer mit langem Schnabel, eine Art Rohrdommel und verschiedene Arten von Reiher. Keine Art von Schnepfe oder Becassine lebt aber in den zahlreichen Sümpfen, und auf allen Bayen und Strömen des ganzen Landes habe ich nicht eine einzige wilde Ente gesehen. Eben so wenig finden sich wilde Gänse dort, und ich weiß in der That nicht, was die Ursache sein kann, denn weiter im Süden ist Amerika außerordentlich reich an diesem Wild.

Ein sehr schöner jagdbarer Vogel findet sich aber dagegen in den Wäldern — und zwar nicht volkweise, wie der wilde Truthahn, sondern immer zu Paaren, und zwar der sogenannte Pauchi. Es ist ein Vogel größer als ein Truthahn und

das Männchen schwarz, das Weibchen rostbraun mit dunkelbrauner Rückendecke, und beide mit einem hohen Federbusche geziert, ganz dem ähnlich, wie ihn bei uns der Wiedehopf trägt, nur natürlich im Verhältniß ihrer Größe!

Das Wildpret des Pauchi ist ausgezeichnet, weiß und äußerst schmackhaft, und dabei außerordentlich zart.

Dasselbe läßt sich nicht von dem Pava sagen, einer Art kleinem Truthahne, etwa von der Größe eines sehr starken Fasans, der ziemlich häufig gefunden wird, aber ein außerordentlich zähes Fleisch hat. Die Ständer und Flügel sind beinahe gar nicht zu kauen und werden, wie der Flügel einer alten wilden Gans, immer dicker im Munde, je länger man darauf beißt.

Das Männchen desselben hat an jeder Seite des Halses einen sehr schönen rothen Kamm, und der Vogel sieht im Ganzen recht hübsch aus, ist auch nicht eben schwer zu schießen, da er, wenn er aufbäumt, häufig den Ast wechselt und dadurch seine Stellung verräth.

Zwei Arten von Rebhühnern giebt es — ein sehr großes graues und ein kleines braunes, das aber mit der Kugel nicht zu erlegen ist, da es in den Dickichten vor den Hunden rasch aufsteht und

sehr bald wieder einfällt und dann läuft. Es bäumt nie auf.

Die Brütezeit der verschiedenen Vögel scheint dabei entweder ganz verschieden oder vollkommen unregelmäßig zu sein, und in diesem warmen Klima ist das letztere am Wahrscheinlichsten. Ich habe nämlich an einem und demselben Tage ein Nest mit grünen Eiern der großen grauen Rebhühnerart gefunden, und junge, schon fast vollständig ausgewachsene Pavas geschossen, während ich auf dem Heimwege einem braunen Rebhuhne begegnete, das ein einzelnes, wie es schien, eben ausgekrochenes Junges bei sich hatte und auf das Zärtlichste beschützte. So dicht lief es bei mir zwischen den Füßen herum, sein Junges erst in Sicherheit zu bringen, daß ich es hätte mit meinem Bergstock erschlagen können. Mein Bursche, den ich als Träger bei mir hatte, wollte es auch in der That thun — er mußte es aber bleiben lassen.

Als Hauptwild von allem gilt den Eingeborenen noch der Affe, den sie für eine Delicatesse halten; wenn ich aber auch mehrmals gezwungen war, gegen meinen Willen eins dieser Thiere zu schießen, um eben Proviant für die Leute zu haben, so habe ich mich doch selber nie dazu ent-

schließen können, von ihrem Fleische zu kosten. Sie sind einmal zu menschenähnlich, jede Bewegung ist fast der unseren gleich, und ich wandte mich selbst in Ekel ab, wenn ich nur sah, wie diese Thiere von Anderen gegessen wurden.

So viel fühle ich, so leicht ich mich an ein wildes Leben gewöhnen könnte, zum wirklichen Menschenfresser wäre ich ein und alle Mal verdorben.

Es giebt verschiedene Arten von Affen hier, von denen ich drei gesehen habe. Nur der große schwarze wird gegessen, der etwa von der Höhe eines vierjährigen Kindes ist und einen langen Schwanz hat. Eine andere Art ist der kleine schwarze Affe mit vollkommen weißbehaartem Gesicht, der außerordentlich possierlich ist, und dann, weiter im Süden, von gleicher Größe ein kleiner gelber Affe. Sie sind meist in Trupps — jedenfalls Familien — beisammen, und machen zu Zeiten einen wahren Heidenlärm. In der Nähe von Guajaquil thun sie den Cacao-Pflanzungen beträchtlichen Schaden, und werden schon deßhalb eifrig verfolgt und erlegt.

11.

Ecuador und seine Producte.

Es giebt wohl kaum ein Land der Welt, das bei einem unerschöpflich fruchtbaren Boden ein manigfaltigeres Terrain und Klima hat, wie Ecuador. Das niedere Land längs der Seeküste, wie auch an den östlichen Hängen und Flächen der Cordilleren, erzeugt alle Producte der heißen Zone, während seine Berge durch die ganze gemäßigte Zone hindurch bis zu der Schneegrenze theils unsere europäischen Nutzpflanzen hervorbringen, theils herrlichen und immerwährenden Weidegrund liefern. Und doch ist an vielen Stellen kaum erst der Beginn gemacht, dieses Land zu cultiviren, an sehr vielen noch nicht einmal damit begonnen, und lange Jahre werden noch vergehen, ehe dieser Boden nur erst einmal im Stande ist zu be-

weisen, was er eigentlich leisten, was hervorbringen kann.

Für jetzt fehlt dem Lande allerdings noch eine Hauptbedingniß der Cultur: gute Verbindungswege; sind aber erst einmal ordentliche Straßen gebaut — und der Contract, in welchem der Hauptweg für Fuhrwerk beendet sein muß, lautet auf vier Jahre —, dann werden auch Tausende von Aeckern in Angriff genommen und bebaut werden, und die Seestadt Ecuadors wird nicht mehr genöthigt sein, Zucker und Weizen einzuführen, sondern Schiffsladungen dieser Güter werden in fremde Häfen gesandt werden.

Das Hauptprodukt Ecuadors ist aber jedenfalls Cacao und bildet schon jetzt seinen wichtigsten und besten Ausfuhr-Artikel, dessen Preis in letzter Zeit bedeutend gestiegen ist. Vor einigen Jahren noch konnte man das Quintal oder hundert Pfund für elf Dollars Ecuadorgeld *) kau-

*) Ecuador hat das schlechteste Geld in ganz Amerika, und der dortige Dollar ist nicht in 8 Real abgetheilt, wie in den übrigen Republiken, sondern in 10 oder 9 Dimes oder auch Real genannt. Eigenthümlicher Weise hat dieser Dollar nicht einmal den nämlichen Werth, denn an der Nordwestküste, bis weit hinein in's Land, selbst noch in Ibarra, werden 10 Real auf den Dollar gerechnet, und ein Frankenstück wird mit vollem Werth für 2 Real gerechnet, 4 Franken

fen, während es jetzt auf funfzehn, achtzehn Dollars steht.

Der Cacaobaum verlangt einen warmen, feuchten Boden und Schatten für die junge Pflanze, wenn er gut und kräftig gedeihen soll. Das niedere Land von Ecuador eignet sich ganz vortrefflich dazu, und ist auch in der That das Vaterland des Cacaobaumes, da die beste Art desselben, der weiße Cacao, noch wild angetroffen wird und besonders Ecuador eigenthümlich ist.

Um Land für eine Cacao-Pflanzung urbar zu machen, ist eigentlich Nichts weiter nöthig, als die dichten Büsche im Walde abzuhacken und die großen starken Bäume zu fällen; die kleineren dagegen bleiben alle stehen, damit sie der jungen Pflanze noch hinlänglichen Schatten geben. Diese können dann, wenn die Cacaobäume einmal vier Jahre alt sind und selber ein dichtes Laubdach haben, leicht und ohne Gefahr für die Fruchtbäume ent-

auf den Dollar, während in Quito und auf dem ganzen Wege von Quito bis Guajaquil der Dollar nur 9 Real hat, und häufig 9 gute Real (mit den Säulen) für einen schlechten Ecuador-Dollar gewechselt werden, während der gute Dollar (pesos fuerte) nur 8 zählt. Ein pesos fuerte aber von Mexico, Peru, Neu-Granada 2c. gilt überall 10 Real. Besonders hoch stehen die L.-St. Englands, für welche 6 Dollars Ecuadorgeld bezahlt werden.

fernt werden, während das mit den größeren Stämmen nicht möglich wäre. Sie würden in ihrem Sturze in der ganzen Pflanzung große Verwüstung anrichten.

Die einzige Schwierigkeit, die es in diesen feuchten, dichten Wäldern bei einer solchen Urbarmachung hat, ist die, daß man gar nicht im Stande ist, einen der gefällten Stämme, wenn man das Holz nicht zu anderen Zwecken verwenden kann, zu verbrennen. Sie fangen eben dort kein Feuer und müssen entweder zerschlagen und fortgeschafft werden, oder auf der Stelle, wo sie liegen, verfaulen.

Die jungen Cacaopflanzen werden dann, wenn der Grund gehörig vorbereitet ist, in vier Varas (die Vara drei Fuß) Entfernung von einander gesteckt, und die ersten drei Jahre hat der Pflanzer allerdings nicht unbedeutende Arbeit auf seinem Lande, das Unkraut fern zu halten, daß es die jungen Schößlinge nicht tödtet und erstickt. Dieses Unkraut besteht hauptsächlich in einer Schlingpflanze, die dem nordamerikanischen Peavine außerordentlich ähnlich ist und von dem Vieh leidenschaftlich geliebt wird. Man darf das Vieh nur leider nicht in die Cacaogärten lassen, denn wenn es das Unkraut auch niederhalten würde, frißt

es doch eben so gern die jungen Cacao-Schößlinge und möchte bald damit aufräumen.

Nach drei Jahren hat der junge Baum aber selber schon so viel Blätter, daß er sich nicht allein gegen die Sonne schützen kann, sondern auch das bis jetzt unter ihm wuchernde Unkraut tödtet, und von da an erfordert es außerordentlich wenig Arbeit mehr, die Cacaogärten von jeder anderen Schmarotzerpflanze frei zu halten. Von da an fängt der Baum aber auch schon an zu tragen, und im vierten Jahre liefert er eine volle Ernte.

Die Cacaobohne wächst in einer dunkelrothen, länglichen und eckigen Schale, von sehr verschiedener Größe. Man hat Früchte von 6 und andere von 12 bis selbst 14 Zoll Länge, die etwa gerade so stark im Umfange sind — also 3—5 Zoll im Durchmesser. Die Bohnen liegen darin eng zusammen, in einer sehr wohlschmeckenden, säuerlich süßen, pelzartigen Umhüllung und müssen reif aus der Schale genommen und in der Sonne getrocknet werden.

Die Farbe dieser Schale wie der Nüsse ist sehr verschieden. Die Schale des gewöhnlichen Cacao ist dunkelroth mit bräunlichen Kanten — die des weißen Cacao hellgelb mit Purpurrändern. Die Bohnen des gewöhnlichen Cacao sind im

Innern dunkelbraun, die des weißen licht violet, und die aus diesen gefertigte Chocolade sieht genau so aus, als ob sie mit vieler Milch gekocht wäre. Ihr Geschmack ist auch außerordentlich gewürzreich und angenehm, und der sogenannte weiße Cacao wird im Markt bedeutend höher bezahlt. Wenn der gewöhnliche 15 Dollars kostet, steht dieser auf 25 und 28 Dollars.

In der Gegend von Guajaquil wächst der schlechteste Cacao Ecuadors, nach Esmeraldas zu und in Esmeraldas eine sehr gute Art, und am Pailon und nördlich vom Pailon, im Süden von Neu-Granada, der beste und gewürzreichste, und sonderbarer Weise nimmt das eben so wieder nach Norden ab, so daß bei Buenventura eine minder gute Gattung gedeiht, als mehr im Süden, und weiter nach Panama zu die geringste Neu-Granadas.

Die Chocolade wird hier im Lande nicht in eisernen Mörsern gestoßen, wie in Amerika, sondern die Bohnen werden mühsam zwischen zwei Steinen zerrieben. Die Ecuadorianer behaupten, daß die Chocolade bedeutend an Güte verlöre, wenn sie mit Metall in Berührung käme.

Am Pailon und ich glaube auch im südlichen Theile von Pailon, haben die Leute noch außer-

dem den Glauben, daß der Cacao nur mit abnehmendem Mond gepflückt werden dürfe, wie sie denn überhaupt dem Mond die größte Vollmacht über alle ihre Arbeiten und Handlungen einräumen.

An vielen Stellen werden Cacao-Pflanzen nicht im Baumschatten angelegt, sondern die jungen Schößlinge in Platanare oder Pisang-Pflanzungen gesteckt, von deren Schatten sie dann abhängig sind. Reifen die Früchte des einen Pisang, und wird dieser umgehauen, so sind indessen schon wieder verschiedene andere breitblätterige Schößlinge aufgewachsen. Dennoch halten viele Pflanzer es nicht für zweckmäßig und ziehen es vor, ihre Cacao-Pflanzungen im Walde anzulegen.

Eben solche Pflege, wie der Cacao, verlangt der junge Kaffeebaum, und ich habe sogar gesehen, daß kurze hohle Bambusstöcke über die jungen Pflanzen gestülpt wurden, sie vor der Sonne genügend zu schützen.

Ecuador zieht ebenfalls einen ganz ausgezeichneten Kaffee, und in Ibarra habe ich Kaffee getrunken, der mit dem Mokka die größte Aehnlichkeit hatte. Bis jetzt wird aber noch außerordentlich wenig ausgeführt und das Wenige, was man zieht, im Lande verbraucht.

Zucker dagegen wird eingeführt, und doch

giebt es auf der Welt keinen besseren Boden für Zuckerrohr, wie eben Ecuador. In Paramba habe ich Rohr gesehen, das neun Monate alt war und wenigstens 3 Zoll im Durchmesser und eine Unmasse von Saft hatte — funfzehn Monate verlangt das Rohr aber hier zu seiner vollständigen Reife.

Zuckerrohr wird nun zwar in allen Theilen des Landes gebaut, wo das Land nur im Mindesten urbar gemacht und warm genug gelegen ist. Ja, selbst schon hoch in den Bergen findet man die hellgrünen, mit diesem Rohr bepflanzten Felder. Das dort gezogene aber ist eine kleinere, viel geringere Art, kurz, dünn und holzig, mit nur sehr wenig Saft, während das im tiefen Lande gezogene langgliedrig, stark, weichfaserig und voll von Zuckersaft ist.

Zum Auspressen desselben bedient man sich freilich noch der primitivsten Maschinen: Holzwalzen, von Menschenhänden gedreht, oder, wo die Cultur etwas vorgeschritten ist, Metallwalzen, von Ochsen in Bewegung gesetzt. Natürlich geht die Arbeit dadurch nicht allein sehr langsam von Statten, sondern es bleibt auch noch eine Menge Saft im Rohre sitzen und wird dadurch verloren. Der ausgepreßte Saft wird fast allein in Ecuador

zur Bereitung von einer sehr mittelmäßigen, oft sehr schlechten und scharfen Agua ardiente benutzt, das man auch in großen Quantitäten über Anis abzieht und nachher Anisado nennt. Der Verbrauch dieses, schwerlich gesunden Getränkes ist enorm, und die Regierung, die für den Verkauf eine Licenz ausgiebt, muß eine nicht unbedeutende Revenue davon haben.

Den Saft läßt man zu einem anderen Getränk, guarapo genannt, gähren, und in der richtigen Reife getrunken, schmeckt dieses sehr angenehm und ist erfrischend.

Zucker wird fast gar nicht bereitet, nur Syrup (Miel) eingekocht, und ein feuchter, gelber, sehr ordinärer Zucker ebenfalls bereitet, der rapadura heißt.

Ein nicht unbedeutendes Product Ecuadors, das aber noch wenig zur Ausfuhr gekommen ist, und meist im Lande selber verbraucht wird, ist der Tabak. Esmeraldas erzeugt da jedenfalls den besten in ganz Süd-Amerika, selbst den Ambalema Neu-Granada's nicht ausgenommen. Das Blatt des Esmeralda-Tabaks eignet sich besonders schön zu Deckblättern; sie haben eine vortreffliche Farbe und sind sehr schön und reich punktirt. Die davon gemachten Cigarren sind leicht, aber sehr wohlschmeckend. Schwerer ist ein Tabak von eben-

falls sehr schöner Farbe, der in der Nähe von Guajaquil wächst und Daule genannt wird.

In Esmeraldas werden sehr viele Cigarren gemacht und gut gearbeitet, und man kann das ganze Tausend dort für fünf Dollar kaufen, aber es ist nie Vorrath davon da.

Eine andere, sehr wichtige Pflanze, die später einen bedeutenden Ausfuhrartikel geben, und jetzt noch nicht einmal im Lande selber benutzt wird, ist die dort wild wachsende Vanille, ein Schlinggewächs, das an feuchten schattigen Stellen hoch an den Bäumen des Waldes emporrankt, und seine herrlichsten Früchte noch unbenutzt, ja fast noch unbekannt, zum Herbst in das gefallene Laub hinabschüttelt, um dort zu verfaulen. — So viel ich weiß, hat man erst an einer Stelle angefangen sie wirklich zu ziehen, und zwar in Malbucho, unfern von Paramba, bis wohin der Maulthierpfad von Quito ab, durch die Imbaburra-Provinz führt.

Indigo wächst auch in einigen Theilen des Landes wild, und könnte jedenfalls mit Leichtigkeit cultivirt werden.

Ziemlich bedeutend könnte ebenfalls Kautschuk oder Gummi elasticum ausgeführt werden, wenn die Leute nur eben arbeiten wollten, und sich Mühe gäben, Etwas zu verdienen. Zwischen Es-

meraldas und dem Pailon stehen eine Unmasse von Kautschuk-Bäumen, im Verhältniß wird aber davon nur sehr wenig gewonnen, und das Wenige noch dazu auf eine so summarische Weise, daß der Ecuadorianer dabei das vernichtet, was er ängstlich schonen sollte — den Baum, der ihm reichen Nutzen liefern könnte. Anstatt diesen nämlich, wie das in anderen Ländern geschieht, nur die Gummimilch einfach abzuzapfen, haut er den ganzen Baum um, gewinnt dadurch allerdings auf einmal mehr, als er durch bloßes Anzapfen gewinnen würde, aber er vernichtet sich zu gleicher Zeit auf immer den Baum selber, der jetzt im Walde verfault, anstatt neue Milch zu sammeln. Außerdem glaube ich, daß aus dieser Gewinnungsart dem Gummi noch ein anderer Nachtheil erwächst.

Der Ecuadorianische Gummi ist nämlich anerkannt schlechter, wie der jedes andern Landes, wo das nämliche Product gewonnen wird, denn er enthält eine scharfe Säure, die erst aus ihm entfert werden muß, ehe er benutzt werden kann, und auf Schiffen sogar die Säcke durchfrißt, in die er gewöhnlich gepackt ist. Die Ursache dieser Säure ist noch nicht genau erforscht, es scheint aber keine ganz unbegründete Vermuthung, wenn ich annehme, daß diese Säure nur durch das Fäl-

len des Baumes selber in den Gummi tritt, denn jeder Baum hat mehr oder weniger Säure in seinem Safte, die aber nicht so ausströmen kann, wenn ihm der Gummi nur durch Anzapfen entzogen wird.

Der Zuckerahorn giebt durch Anzapfen Zucker; es ist aber sehr die Frage, ob der Zucker so gut sein würde, wenn man den ganzen Baum fällte, denn daß ein Baum in seinen Fasern zwei verschiedene Producte zubereiten oder erzeugen kann, davon liefert eine Nadelholzart in Californien den besten Beweis. Diese schwitzt, neben dem stark Terpentin haltigen und äußerst scharf schmekkenden Harz, das ihm entquillt, einen vollkommen weißen, trockenen Zucker aus, der an und unter seiner Rinde, an kranken oder gebrannten Stellen des Baumes sitzt.

Den Gummi selber benutzen die Eingeborenen zu Fackeln und Lichtern, indem sie ihn in Stangen kneten und mit Bast oder altem Zeug umwickeln. Wenn man eine solche Fackel in der Hand trägt, muß man sich aber außerordentlich in Acht nehmen, daß kein brennender Tropfen darauf fällt, denn die Brandwunden von diesem Gummi sind äußerst bös, und heilen außerordentlich schwer — wie ich zu meinem Schaden selbst

erfahren habe. Ich mußte die Wunde zuletzt mit Höllenstein ausbrennen.

Ein wichtiger Baum für dieses Land ist außerdem die Guynul-Palme — im Süden von Ecuador Mocarra genannt. Aus ihren Blättern werden die vorzüglichsten und feinsten sogenannten Panama-Hüte verfertigt, die man selbst hier im Lande von einem Dollar an bis zu 30 und 40 Dollars das Stück verkauft. Leider kosten aber auch hierbei fast immer zwei, höchstens drei Hüte einen Baum, da man nur die beiden letztausgeschossenen, noch ganz jungen Blätter verarbeiten und die Palme selber nicht erklettern kann, diese Blätter auszuschneiden. Die Palme ist nämlich dicht mit wohl 6 bis 7 Zoll langen, harten und spitzen Dornen, ja, man könnte sagen, Stacheln, besetzt, die ein Ersteigen zur Unmöglichkeit machen. Man muß sich sogar hüten, sie nur leise zu berühren, denn sie haften augenblicklich im Fleische.

Diese Blätter werden dann gehörig welk gemacht und zubereitet, und sind, wenn zuletzt völlig trocken, so weich und schmiegsam, und lassen sich so spalten, daß sie zu den feinsten Arbeiten verwandt werden können. Die Preise sind deßhalb nur so theuer, weil die Leute, in ihrer grenzenlosen Faulheit, so entsetzlich lange daran arbeiten;

denn selbst am Pailon habe ich Mehrere an einem Hute arbeiten sehen, dessen Deckel schon fertig war, als ich an den Pailon kam, und an dessen Rand sie noch wenigstens jeden Tag eine halbe Stunde knüpften, als ich den Ort nach über drei Monaten wieder verließ.

Noch ein anderes Palmblatt wird zu Hüten verwandt und zu diesem Zweck ordentlich angepflanzt. Die Faser desselben ist aber weit härter und unbiegsamer als die der Guynul-Palme, und es liefert deßhalb auch nur die ordinären Hüte. Die Guynul-Palme wächst wild, und das harte und eisenfeste Außenholz derselben (denn im Innern hat sie ein Mark, wie alle Palmen) wird von den Ecuadorianern zu ihren sogenannten Marimbas, einer Art Holzharmonika, benutzt.

Baumwolle gedeiht vortrefflich, erfordert aber viele Arbeit beim Pflücken und Reinigen, und deßhalb finden die Ecuadorianer auch, wie es scheint, keine große Freude an der Zucht derselben. Sie wird wenigstens noch keineswegs genug angebaut, um ausgeführt zu werden.

In Ecuador sind zwei Gattungen heimisch, die weiße und die gelbe (Nanking), die letztere besonders mit einer sehr lebhaften, schönen Farbe. In Quito verarbeitet man beide zusammen zu

Ponchos und anderen Dingen. Der Boden scheint für diese Pflanze aber besonders geeignet, denn wo ich sie auch sah, fand ich sie mit reichgefüllten Kapseln überdeckt und in beträchtlicher Höhe wachsend. Einer spätern Zeit ist es freilich vorbehalten, ihre so wichtige Cultur noch weiter zu verbreiten und auszubeuten.

Ein anderes Product dieses reichen, fast noch jungfräulichen Landes ist das vegetabilische Elfenbein oder die sogenannte Negrito-Nuß (in Guajaquil und Quito Koroso genannt).

Die Negrito-Palme wächst nicht sehr hoch und liebt feuchten, schattigen Boden, ja selbst Sumpf, steht aber auch auf niederen Hügeln, wenn sie eben dichten Schatten genug dort findet.

Ihre Früchte wachsen am Stamme heraus, dicht unter der Blattkrone, und gleichen großen braunen, gemusterten Kegelkugeln, in denen sich die Negrito-Nüsse nach und nach in einzelnen, regelmäßig abgetheilten Gefächern entwickeln. In der ersten Zeit, wenn man eine solche Kugel mit noch unreifen Nüssen mit der Macheta oder dem Jagdmesser spaltet, spritzt eine Masse Saft heraus, und die Nuß besteht dann noch aus einem kühlen, aber ziemlich fad schmeckenden Wasser. Etwas weiter gereift, setzt sich inwendig um ihre Schale (die

Nuß ist etwa so dick, wie eine starke Wallnuß, und nur etwas länger) ein geleeartiger, wässeriger Kern, der jetzt sehr angenehm süß schmeckt. Noch mehr gereift, wird diese Gelee zu einer zähen, immer noch genießbaren Masse, die aber jetzt keinen rechten Geschmack mehr hat, bis diese dann endlich ganz erhärtet, und zwar so hart und spröde wird, wie Elfenbein, sich auch vollkommen wie dieses verarbeiten läßt. Die Farbe der Nuß im Innern ist nur etwas bläulicher, als das Elfenbein selber, doch eignet sich die Masse ganz vortrefflich zu all' jenen kleinen Arbeiten, wie Knöpfen, Stockknöpfen, Schnitzereien und Spielereien, Schachfiguren 2c. 2c.

Die Nüsse selber liegen in Unmasse im Walde umher, und man braucht sie eben nur aufzulesen, wozu aber die faulen Eingeborenen kaum zu bringen sind. Jedenfalls könnten sie mit Leichtigkeit und in großer Zahl gesammelt und verschifft werden, und sie werden ja selbst jetzt schon sehr häufig in Deutschland verwendet und gut bezahlt. In England hat man es schon seit längeren Jahren gethan und sie besonders zur Knopf-Fabrikation benutzt.

Ecuador ist außerdem die Heimath des Chininbaumes, der aber bis jetzt noch fast ausschließ-

lich am andern Hange der Cordilleren, an den Quellen und Zuflüssen des Amazonenstromes wächst, dessen Rinde aber auch jetzt schon häufig von Guajaquil aus verschickt wird, während man damit umgeht, ihn ebenfalls an die Westküste zu verpflanzen.

Eines der wichtigsten Rohproducte des Landes ist aber jedenfalls das Holz, und ich weiß wirklich kein Land der Welt, wo es mannichfachere und werthvollere Holzarten giebt, als gerade hier. Besonders sind es harte Hölzer, die den ecuadorischen Wald füllen, und schon jetzt haben einzelne kleinere Fahrzeuge am Pailon eine Ladung Holz eingenommen und nach Peru gebracht. Sie fanden es also doch vortheilhaft, diesen, noch eigentlich vollkommen fremden und gar nicht explorirten Hafen anzulaufen, und viel Zeit zu versäumen, ihre Ladung an Bord zu bekommen, nur jener werthvollen Hölzer wegen.

Die vorzüglichsten sind: das Biguarri, das seines Gleichen an Härte und feinem Korn wohl kaum auf der Welt findet. Als Pfosten in der Erde giebt es nichts Besseres, und erst eine Zeit lang unter Grund, wird das Holz fast wie zu Stein. Es würde sich ganz ausgezeichnet zu Drechslerarbeiten eignen. — Nach ihm kommt der Gua=

jacan, dann Carbonero, Háhua, Marekende, Chanul, Noble, und wie die edlen Hölzer alle heißen, von denen man die mächtigsten Stämme in diesen Wäldern findet.

Eben so trifft man auch den Mahagonibaum — hier Kende genannt — der, wenn er polirt und alt, an schöner dunkler Farbe dem an der Ostküste Nichts nachgiebt. Das Holz, das ich von diesem Baume gesehen habe, war nur nicht so reich gemasert.

Es wird angegeben, daß man auch Ebenholz in Ecuador fände, und allerdings giebt es ein Holz hier, das diesen Namen führt und einen sehr schönen, dunkeln Kern hat. Der richtige Ebenholzbaum ist es aber nicht, und ich glaube kaum, daß er hier existirt.

So weit die südlichen Producte, die bis jetzt das Land hervorbringt, das sich aber eben so vortrefflich für sämmtliche Gewürze, für Zimmt, Muskatnuß, Pfeffer eignen würde, wie die Molukken, wenn man es nur einmal erst der Mühe werth hält, diese Pflanzen hier einzuführen.

Verlassen wir aber jetzt die Niederungen und die warmen, noch tief liegenden Hügel, um in das höhere Land hinauf zu steigen, so ändert sich plötzlich die Vegetation. Das Zuckerrohr begleitet uns

noch am Weitesten, und mit ihm der Pisang und der Orangenbaum, die noch dort hoch hinein reichen, wo die Aloe schon ihre stacheligen Blätter aus dem Sandboden hebt. Der Cactus fängt jetzt an sich zu zeigen, und noch eine ganze Strecke hin treffen wir die hellgrünen Felder des süßen Rohrs, das aber hier oben weit dichter gepflanzt wird und so niedrig steht, daß es fast wie ein junges Weizenfeld aussieht. — Jetzt hört es ganz auf, und hier beginnen Kartoffeln und Kraut schon den Ehrenplatz einzunehmen.

Freilich muß sich das Auge erst daran gewöhnen, ein ordentliches, ehrliches Kartoffel- oder Krautstück von Aloe und Cactus eingezäunt zu sehen, denn das paßt nicht recht zusammen; am Ende aber findet man sich doch hinein und sieht nichts Außerordentliches mehr darin. Hier nun kommen wir ganz in die Vegetation unserer gemäßigten Zone, wenn wir selbst noch im Thale die Palmenkronen der heißen Wälder erkennen können. Weizen, Gerste wird in Masse angebaut, eben so Mais, Bohnen, Erbsen, Wicken, und selbst die große Puffbohne fehlt nicht. — Die Gegend um Quito ist das Vaterland der Kartoffel, und es giebt hier drei verschiedene Arten derselben, die Melloco, Oca und Ticama genannt werden.

In der Nähe von Ibarra hörte ich aber von einer ganz besondern Art, die nur in einem jener Thäler wachsen soll und noch nirgend andershin verpflanzt ist. Es soll das eine nicht sehr große, vortrefflich mehlige Gattung sein, die aber, wenn gekocht und auf dem Tische, wie mit Brillanten übersäet erscheint, so ist die Kartoffel mit kleinem, krystallisirtem Stärkemehl wahrscheinlich überdeckt. Leider war es mir nicht möglich, Exemplare davon zu bekommen, denn ich hätte mehr als eine Woche damit versäumen müssen.

Für den Weinbau wäre die Gegend, besonders an der Grenze der tropischen Vegetation, ganz wunderbar geeignet, und es giebt auch wilde und angepflanzte Reben, die recht gute und saftige Trauben liefern. In früheren Jahren, und nach der ersten Eroberung des Landes, zog man hier sogar einen ganz vortrefflichen Wein; die spanische Regierung entschied aber, daß — da Ecuador auch andere Producte liefere, Peru indeß vorzüglich auf den Weinbau angewiesen sei, so solle auch Peru nur ausschließlich Wein ziehen, und ließ demzufolge nicht allein alle Reben in Ecuador ausrotten, sondern verbot sogar den Wiederanbau derselben.

Der jetzigen Bevölkerung hätte man es aber

kaum zu verbieten gebraucht, denn sie ist viel zu indolent, um Experimente mit neuen Producten zu machen, wo sie eben, nur dazu genöthigt, die alten anbaut. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß neue Einwanderer bald einen Umschwung dahineinbringen werden, und der Weinbau muß denen, die ihn hier ordentlich betreiben, sicherlich reichen Nutzen bringen. Kostet doch jetzt die Flasche höchst mittelmäßigen französischen Weines 1½ Dollar im inneren Lande.

Noch ein anderes Product ist es, das eine große Zukunft in Ecuador hat, und zwar das Bier. Bis jetzt findet man nur englisch Ale und Porter im Lande, von dem die Flasche 6 Real, also fast einen preußischen Thaler kostet — etwas zu viel für eine Flasche Bier, — und doch existirt kein Land der Welt, wo bessere und billigere Gerste gezogen wird, als die Hochebenen von Ecuador.

Das Einzige, was bis jetzt nicht gezogen werden konnte, ist der Hopfen, und da man das Bedürfniß nach einem guten und billigen Getränk fühlte, so hat man in der That hiermit verschiedene Versuche gemacht, die aber alle mißglückten — jedenfalls weil sie von Leuten ausgeführt wurden, welche die Sache nicht gründlich genug ver-

standen. Man hat Hopfensamen nach Ecuador gebracht, und hat sogar versucht, junge Pflanzen einzuführen; der erstere ging aber nicht auf, und die zweiten verkümmerten, so daß es bis jetzt unmöglich schien, eine Hopfen-Pflanzung anzulegen.

Was davon die Ursache ist, weiß ich nicht, denn weder Land, noch Klima kann es sein, da man im Stande ist, sich dieses auszusuchen; möglich, daß die Wahl desselben keine glückliche war. So viel aber ist gewiß — gelänge es Jemandem, guten Hopfen hinüber und dort zum Wachsen zu bringen und ein gutes Bier zu brauen, so wäre er in wenig Jahren ein reicher Mann.

Bis aber Hopfen in Ecuador angepflanzt ist, würde es selbst lohnen, denselben hinüber zu senden, wenn nur erst ein tüchtiger Brauer an Ort und Stelle ist, das Geschäft zu leiten. Die anderen Ausgaben, die er dabei hat, würden sich sehr billig stellen. Gerste ist billiger als bei uns in Deutschland, und zwar selbst jetzt, wo der Krieg Alles vertheuert hat; Arbeiter sind in der Imbaburru-Provinz in Menge und zu sehr billigem Preise zu bekommen, und ein Haus kann dort um das Vierfache billiger gebaut werden, als in Deutschland. Mir haben selbst einflußreiche Leute dort versichert, daß sie einem guten Brauer, wenn

er dort hinkäme, mit Freuden das nöthige Capital zur ersten Arbeit vorstrecken würden, aber — was ich bei meinem dortigen Aufenthalte von den Ecuadorianern selber gesehen, so scheint mir, daß sie mit dem größten Vergnügen Alles versprechen, was man von ihnen verlangt, oder nicht verlangt, daß sie aber auch eben so regelmäßig ihre ernsthaftesten Versprechungen nicht halten, ohne darin etwas Ungebührliches zu sehen. Ich wenigstens möchte für ein Ecuadorisches Versprechen keinen Ecuadorischen Dollar geben, kann also auch keinem Brauer anrathen, sich darauf zu verlassen.

Was nun das Klima Ecuadors betrifft, so geht schon aus den verschiedenen Producten hervor, daß man es in jeder nur möglichen Art dort findet, und zwar von den fieberhauchenden Sümpfen in der Nähe Guajaquils bis zu den ewigen stummen Schneeregionen der kalten Zone. Oft sind sogar sämmtliche Klimate auf einem einzigen engen Raume zusammengedrängt, und in der Nähe von Quito selbst wohnen Pflanzer, die um ihr Haus Weizen und Kartoffeln ziehen, im Thale unten ihre Zuckerfelder, ihre Ananas und Bananen, und oben über sich in den Bergen ihre Heerden haben, die ihnen treffliche Milch und recht guten Käse

liefern. Käse ist nämlich ein Haupterforderniß eines Ecuadorischen Haushaltes, und derselbe wird nicht allein mit den verschiedenen Gemüsen, besonders mit Reis gekocht, sondern auch in die Chocolade gebröckelt.

Im Ganzen ist das Klima Ecuadors aber keineswegs so heiß, als man seiner geographischen Lage nach vermuthen sollte; denn erstens hält sich der Himmel in den niederen, noch mit ungeheueren Wäldern bedeckten Landstrichen fast stets umwölkt, und dann trägt auch die Nähe der vielen und hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge außerordentlich dazu bei, die Luft abzukühlen und zu frischen. Nähert man sich diesen hohen Gebirgen und kommt in das höher gelegene Land, so kann es dort sogar recht ordentlich kalt werden, und ich selber weiß mich kaum zu erinnern, daß ich in meinem ganzen Leben mehr und unangenehmer gefroren hätte, als gerade hier unter dem Aequator. Ob dieses kalte Land nun im Ganzen so gesund sei, wie man behauptet, weiß ich nicht. Ich selber habe mich nicht zum Besten darin befunden, und bin das Fieber kaum losgeworden; es mag aber auch viel dazu beitragen, daß ich mich kurz vorher über ein Vierteljahr in

der warmen Niederung aufgehalten, und von da unmittelbar in die Kälte kam.

Daran zweifle ich keinen Augenblick, daß sich Europäer in den höher gelegenen Landstrichen leicht akklimatisiren könnten, und die dort wohnenden Europäer befinden sich, ihrer Aussage nach, alle wohl. Die Bewohner eines *kalten* Landes dagegen sollten sich aber — besonders wenn sie auf harte und Feldarbeit angewiesen sind — wohl besinnen, ehe sie die heißen Niederungen der Tropen zu ihrem nächsten Aufenthalte wählen. Unter Palmen zu wohnen und alle die herrlichen tropischen Früchte zu essen, hat allerdings für den Nordländer stets einen großen Reiz, der, wenn er sein Vaterland einmal verläßt, auch ein ganz anderes, von dem früheren vollkommen verschiedenes Leben zu führen wünscht; aber er mag sich von seiner Phantasie nicht verführen lassen, denn *schwere* Arbeit wird er nie im Stande sein lange in einem heißen Lande zu leisten, und ein siecher Körper wird die Genüsse der Tropen viel zu theuer bezahlt haben.

Außerdem sind diese so sehr gerühmten Früchte der Tropen auch keineswegs das, was man sich gewöhnlich darunter denkt. Sie schmecken eben anders als die unsrigen, aber besser sind sie

wahrlich nicht, und mit unseren Weintrauben und saftigen Birnen, mit unseren Erdbeeren und guten Pflaumen kann sich kaum eine Frucht der Tropen messen; keineswegs werden jene von ihnen übertroffen.

12.

Stillleben auf See.

Meine Zeit in Ecuador war jetzt abgelaufen, und daß ich mich nach so gezwungen langem Aufenthalt in diesem Staate danach sehnte, meine Reise so rasch als möglich fortzusetzen und zu beenden, läßt sich denken. Glücklicherweise wurde in den nächsten Tagen der Dampfer erwartet, der mich in fünf Tagen nach Callao bringen konnte; ich nahm deßhalb meine Passage bei dem dortigen Agenten und suchte mir in der kurz verstatteten Zeit ein wenig Ruhe zu gönnen.

Der bestimmte Tag, an dem der Dampfer eintreffen mußte, brach endlich an — aber er kam nicht. Bis spät in die Nacht erwarteten wir ihn, doch vergebens. Selbst am nächsten Morgen ließ sich Nichts von ihm sehen, und als ich zu dem Agenten ging, um mich dort zu erkundigen, meinte

dieser sehr ruhig, er glaube gar nicht, daß der Dampfer diesmal käme — er sei schon ein paar Mal ausgeblieben. Wahrscheinlich habe sich der atlantische Dampfer verspätet, und der jetzige keine Zeit mehr gehabt, in den etwas aus seinem Wege gelegenen Guajaquilfluß einzulaufen.

Nun hatte ich zufällig erfahren, daß an dem nächsten Morgen eine peruanische Brigg mit einem holländischen Capitain nach Callao in See gehen würde. Diese Gelegenheit konnte ich benutzen, denn wenn ich auch wußte, daß wir den ganzen Weg — zwölf Breitengrade — gegen den Wind aufkreuzen mußten, konnte uns doch auch einmal eine gute Brise zu Hülfe kommen. Außerdem hatte ich viel zu schreiben, was an Bord eines Dampfers außerordentlich schwierig ist, und kurz entschlossen nahm ich mein Passagegeld zurück, was mir der Agent ohne Weiteres aushändigte. Eine Stunde später hatte ich mit dem Capitain der Elskea meine Passage auf fünf und vierzig Dollar (der Dampfer kostete zwei und siebenzig) accordirt und war unterwegs, denn mir blieb eben noch Zeit, meinen Koffer an Bord zu schaffen, als das kleine Fahrzeug, das seine Anker schon aufhatte, in dem Strom hinaushielt.

An dem Abend, während wir mit der Ebbe

stromab glitten, stand mir noch eine Ueberraschung bevor. Der Dampfer, der sich nur verspätet hatte, kam richtig ein, dampfte an uns vorüber nach Guajaquil hinauf, und passirte uns elf Uhr Nachts wieder auf seinem Wege nach Callao, während wir unten im Fluß ruhig vor Anker lagen, um die nächste Ebbe abzuwarten. Das ließ sich aber jetzt nicht mehr ändern, wenn ich auch einsah, daß ich rascher nach Callao gekommen wäre, wenn ich mehr Geduld gehabt; ich mußte mich in mein Schicksal fügen und es der Zeit überlassen, wann wir unser nächstes Ziel erreichen würden.

Der Capitain selber, ein alter Mann, der schon lange, lange Jahre an der Küste fuhr, war zugleich Eigenthümer seines Fahrzeugs. Er hatte seine Frau, eine alte ächte Holländerin, mit an Bord, und die beiden alten Leute führten ein ganz gemüthliches Stillleben hier mitten im Ocean. Zu all dem Mischmasch von Spanisch, Englisch, Französisch und Deutsch, mit dem ich mich in Ecuador abgequält, kam nun auch noch Holländisch, das die alte Dame fortwährend sprach. Sie verstand aber glücklicherweise recht gut Deutsch, und ich konnte hier wenigstens meine Muttersprache einmal wieder reden.

So viel hatte ich übrigens bald bemerkt, daß

mein biederer Holländer Nichts weniger als in Eile sei, denn als wir am zweiten Tage die in der Mündung des Guajaquilflusses liegende Insel Puna erreichten, legten wir uns dort wieder zwei Tage vor Anker. Weßhalb? — um einige achtzig Pfund Rindfleisch zu kaufen und in aller Bequemlichkeit ein Schwein zu schlachten. Als das geschehen und Alles besorgt war, wurden die Anker wieder gelichtet und wir trieben langsam mit der Strömung und gegen den Wind weiter. Abends sichteten wir eine Insel, die el muerto oder der todte Mann genannt wird. Es ist ein langes niederes Eiland, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem, am Horizont hingestreckten riesigen Menschen hat. Als es aber dunkelte, fiel zu meinem Erstaunen der Anker wieder herunter, die Segel wurden festgemacht, der Capitain ging zu Bett und die ganze Sache hatte vor der Hand ein Ende.

Am nächsten Tage passirten wir den „todten Mann" und waren schon ziemlich weit in See draußen, wenn wir die südliche Landspitze auch noch nicht frei hatten. Der Capitain ließ das Loth werfen und schien wahrhaftig nicht übel Lust zu haben, auch diese Nacht noch einmal einzukehren. Die See war aber hier doch wohl schon zu

tief oder, was mir später wahrscheinlicher wurde, die Kette nicht von der gehörigen Länge. Zu meiner Freude blieben wir diese Nacht wenigstens, die erste unsrer Reise, unter Segel, und ich konnte doch jetzt wenigstens sagen, daß wir unterwegs waren. Der Dampfer mußte indessen ziemlich in Callao sein.

Den Wind hatten wir von jetzt ab gerade entgegen. Wir hielten uns, so weit das anging, immer ziemlich dicht an der Küste, aber wie auch die Küste lief, der Wind wehte immer gerade daran hin, gegen uns zu. Daß wir nur wenig Fortgang dabei machen konnten, versteht sich von selbst. Dreißig Meilen (engl.) den Tag, was etwa ein Mann bequem auf festem Lande marschiren kann, wurde für eine gute Tagesarbeit gerechnet, und wir konnten das am Ende unsrer Reise nicht einmal im Durchschnitt zählen, der etwa auf zwei und zwanzig englische Meilen kam.

An Cap Blanco, von den Seeleuten im Scherze Cap Horn genannt, weil hier gewöhnlich heftige, und für diese Breite ganz ungewöhnlich starke Winde wehen, bekamen wir ebenfalls eine starke Brise entgegen, und mein alter Capitain ließ alle Segel dicht reffen, lag mit dem Fahrzeug bei und ging dann wieder, wie bei allen solchen Gelegen=

heiten, ruhig zu Bett. Die Folge davon war, daß wir in acht und vierzig Stunden, die das schlechte Wetter dauerte, vier und vierzig englische Meilen in unsrem Cours zurücktrieben. Die Ursache davon erfuhr ich erst später, denn es ergab sich, daß wir nicht ein einziges Reservesegel, ja nicht einmal zehn Ellen Segeltuch zum Ausbessern etwaiger Schäden an Bord hatten. Leesegelspieren waren an den Raaen, aber kein einziges Leesegel war an Bord, ein Barometer eben so wenig, kein Thermometer, kein Log, kein Chronometer, kein Logbuch wurde gehalten, und als wir später einmal, durch den Wind und schlechtes Steuern getrieben, zu weit von der Küste abkamen, mußten wir zwei Tage und zwei Nächte in direktem Ostcours dem Lande wieder zusegeln, um nur erst einmal zu erfahren, wo wir uns eigentlich befänden.

Aber das that Nichts; das Leben an Bord war doch ein so gemüthliches, wie ich es je in meinem Leben an Bord geführt, und wir richteten uns die Tage gerade so ein, wie sie sich ein Erzphilister am Lande etwa ordnen würde. Morgens früh stand ich mit Tagesanbruch auf und trank eine Tasse Kaffee, die der Koch, so regelmäßig, wie die Sonne kam, brachte, dann setzte ich mich an den Tisch und schrieb bis etwa halb

neun Uhr, wo die alte Dame den Tisch brauchte, um ihre Zwiebeln oder ihr Fleisch zu schneiden und das Frühstück zu bereiten, denn das Essen für die Cajüte besorgte sie immer selber. Etwas nach neun Uhr wurde gefrühstückt, und zwar ziemlich gut, dann schrieb ich wieder bis drei Uhr Nachmittags, wo das Mittagsessen vorgenommen wurde. Um vier Uhr aßen wir, um sieben Uhr wurde Thee getrunken, und als uns der in dem warmen Klima nicht besonders zusagte, im gemeinschaftlichen Rathe beschlossen, die Theestunde abzuschaffen und statt deren um acht Uhr einen tüchtigen Grog zu trinken, wonach die alte Dame dann Rosinen und Mandeln oder Wallnüsse auf den Tisch setzte, mit denen wir uns eine andere halbe Stunde beschäftigten. Das war dann die beste Stunde im ganzen Tage, denn ich hatte bald ausgefunden, daß meine alte Dame ganz vortreffliche Geschichten erzählen konnte, von denen ich einige nach und nach aus ihr herauspreßte. Allerdings war das Mißliche dabei, daß sie nicht selten auf eine Geschichte fiel, die sie „irgendwo gelesen" hatte, und ich mußte dann freilich ruhig ausharren und das Unvermeidliche ertragen; die Leute hatten aber auch viel in ihrem Leben gesehen und

selber mit durchgemacht, und unter den Schlacken fand sich oft ein helles blinkendes Goldkorn.

Draußen lag indeß das Schiff dicht am Winde, dem verwünschten Südwinde so viel Seeraum als irgend möglich abzuzwacken, draußen schlief gewöhnlich der Mann am Steuer, oder segelte ganz ruhig anderhalb und zwei Strich aus seinem Cours, vielleicht genau nach Westen zu in den großen Ocean hinein; drinnen aber saßen wir bei einem trefflichen Majorcagrog und erzählten und lachten, oder ich nahm auch wohl meine Zither vor, damit die Zeit rascher zu vertreiben. Regelmäßig accompagnirte mich dazu die Pumpe, die alle Stunden für etwa 15 Minuten in Athem gehalten werden mußte. Der alte Kasten war so leck, daß man im Vorcastle durch den Bug sehen konnte, und stand nur einigermaßen eine See, so warf sie Massen von Wasser zu uns herein. Die Pumpen waren dazu nicht einmal in Stand, denn sie verlangten frisches Leder, von dem kein Daumen breit an Bord war, und hatten außerdem ihre eisernen Gelenke schon so verarbeitet, daß sie bei dem Pumpen eine stete, furchtbar klappernde Musik unterhielten.

Die Mannschaft selber war die nichtswürdigste, die ich je noch auf irgend einem Schiffe angetrof-

fen, ein zusammgeworfenes Gesindel von Italienern, Peruanern und Guajaquilenen, von denen nicht zwei ordentlich steuern konnten oder wollten, und alle von Wallfischfängern entsprungen schiene.

Der Capitain ärgerte sich genug über sie, aber er mochte sich auch nicht mit ihnen zanken, denn er war überhaupt kränklich. Am Meisten erboste er sich aber über die Art, wie sie sich beim Steuern auf das Rad legten und dabei gewissermaßen ihre Mittagsruhe hielten. Das Schiff steuerte sich so gut, daß es nur der geringsten Berührung des Rades bedurfte, um es in seinem richtigen Cours zu halten, und das bestärkte natürlich die Matrosen nur noch immer mehr in ihrer Bequemlichkeit. Eines schönen Morgens ging da mein alter Capitain daran und lockerte die Taue, die den Tiller bis jetzt fest und sicher spannten, und von da ab war es eine wahre Teufelsarbeit, das Schiff in Cours zu halten. Wenn dann der am Rade stehende Matrose herüber und hinüber drehen mußte, und dazu immer Stöße von den Speichen bekam, stieg er schmunzelnd in die Cajüte hinunter und sagte: „Jetzt hab' ich sie geleimt."

Eine Menge Schweinfische kamen zum Schiff, aber natürlich war auch keine Art von Harpune

an Bord, um sie damit zu werfen; nur ein paar alte Angelhaken fanden sich, die wir hinten nachschleifen ließen, die aber, da kein starker Draht an dem untern Ende der Leine befestigt war, mehrere Male von Delphinen durchgebissen wurden. Glücklicherweise hatte der Steuermann, ein Spanier, etwas derartigen Draht, den wir jetzt befestigten und in zwei Tagen damit acht Delphine fingen — neun oder zehn kamen uns außerdem noch vom Haken ab oder nahmen ihn mit fort.

Es ist wahrlich ein Vergnügen, einen Delphin zu fangen, denn er giebt sich nicht gutwillig dazu her, an Bord gezogen zu werden, sondern arbeitet aus Leibeskräften dagegen an. So wie sie den Haken fühlen, thun sie einen furchtbaren Ruck, und die Leine muß stark und gut sein, um einen solchen auszuhalten. Finden sie dann, daß sie nicht zurückkommen, so folgen sie dem an Bord gezogenen Haken willig, bis sie dicht an dem Schiffe sind, und wundervoll sieht es aus, wenn der prachtvoll geschillerte Delphin, der mit Gold, Silber und Vermillon überstrahlt scheint, eine Zeit lang so gehalten, dicht neben dem Fahrzeuge herschwimmt. Sobald er aber merkt, daß er an Bord gezogen werden soll, fängt er an zu schlagen, und die größte Vorsicht gehört dann dazu,

ihn erst eine kleine Weile austoben zu lassen, ohne den Haken locker zu geben, und dann mit einem festen Zuge an Bord zu bringen. Noch an Deck hat er alle seine wundervollen Farben, die sich wirklich gar nicht beschreiben lassen und grün, blau und roth, mit Gold und Silber gemischt, scheinen; sie verbleichen aber rasch, und so wie er getödtet ist, nimmt sein Körper eine mattgraue Farbe an, in der sich die Spur der früheren Pracht kaum noch erkennen läßt. Das Fleisch des Delphins ist äußerst schmackhaft, und bildete einen Glanzpunkt unserer Tafel.

Langsam, ganz entsetzlich langsam arbeiteten wir uns weiter und weiter nach Süden hinauf, und waren froh, wenn wir ausnahmsweise einmal 30 oder 34 Miles den Tag zurücklegen konnten. Dicht vor Callao wären wir dazu noch beinahe einmal in der Nacht von einem amerikanischen Dampfer übergefahren worden, dessen Wachen jedenfalls geschlafen hatten. Wir sahen und hörten ihn kommen und hingen unsere alte Hornlaterne aus, um das nöthige Zeichen von der Nähe eines Segelschiffes zu geben; aber näher und näher schnaubte es heran, ohne daß wir das Geringste thun konnten, ihm aus dem Wege zu kommen. Wir lagen dicht am Winde über den

Steuerbordbug, und hätten wir wirklich gewendet, so wäre der Dampfer, wie sich später auswies, gerade mitten auf uns drauf gefahren. So passirte er uns noch glücklicherweise, aber so dicht, daß ich hätte einen Schiffszwieback an seinen Bord werfen können.

Mein alter Capitain nahm die Sache sehr ruhig und meinte lachend: „ein Zoll vorbei ist gerade so gut wie eine Meile!“ — eine höchst richtige Bemerkung, wenn es erst einmal vorbei ist; der Moment aber, wo in dunkler Nacht ein solcher schnaubender Koloß mit seinen in allen Farben blitzenden Lichtern Einem direkt auf den Leib rückt und im nächsten Moment Alles in Grund zu bohren droht, ohne daß man das Geringste dagegen thun könnte, ist wahrhaftig Nichts weniger als angenehm.

Welch’ traurige Küste war es aber, an der wir die ganze Zeit hinsegelten, und wie viel öder kam sie mir nach der wunderbaren Vegetation Ecuadors vor, die ich erst eben verlassen hatte! Oede und sonnverbrannt, ohne die Spur eines einzigen grünen Fleckchens! An der ganzen Küste streckten und dehnten sich die heißen, braunen Uferberge neben uns hin und schienen in der Sonne nur immer noch härter und dürrer zu brennen.

Hie und da traf das Auge in der That menschliche Wohnungen, aber man zerbrach sich den Kopf darüber, was vernünftige menschliche Wesen vermocht haben konnte, sich in einer so furchtbaren Einöde anzusiedeln. Die einzig mögliche Erklärung blieb dann immer, daß an solchen Stellen vielleicht ein kleiner Hafen lag, und Schiffe dort zu Zeiten anlegten, um Erze aus den benachbarten Kupferminen zu laden; oder daß auch vielleicht Guano an der Küste gefunden wurde, wie das weiter südlich in der That der Fall ist.

Weit im Hintergrunde wußten wir dabei wohl die schneebedeckten Cordilleren, aber sie kamen, selbst an den heitersten Tagen, nie zum Vorschein, und waren stets von einem gelblichen zähen Nebel fest bedeckt. Ja, die nächste Küste selber bekamen wir nur sehr selten zu Gesicht, und blos dann, wenn wir dicht darunter waren. Wie einen Schleier zog sie sich ihre Dunstdecke über die Ohren, als ob sie sich schämte, in all' ihrer Nacktheit und Armuth gesehen zu werden. Sonderbar ist es, und eigentlich noch nicht recht erklärt, daß es an dieser Küste nie regnet, während gar nicht so weit davon entfernt, in Ecuador, jene furchtbaren Regengüsse fallen. Dafür ist aber der Thau Nachts desto stärker, und schon Nachmittags um

vier Uhr war er an Bord so stark, daß er den Rock durchnäßte.

Den 15. December, nach einer Reise von 30 Tagen, kamen wir endlich in Sicht der vor Callao liegenden großen Insel St. Lorenzo, deren Leuchtthurm wir Abends scheinen sahen. Auch konnten wir schon die im Hafen liegenden Schiffe erkennen. Der Wind besserte sich auch hier insofern, daß wir, wenn auch nur mit einer kaum bemerkbaren Brise, ziemlich Cours liegen konnten. Morgens um 1 Uhr waren wir so nahe an die Schiffe gekommen, daß wir ankern mußten — wieder einmal bei Nacht in einem Hafen eingelaufen — und erst mit Tagesanbruch lichteten wir noch einmal den Anker, um einen besser gelegenen Platz näher zum Landungsplatz einzunehmen. Die Elskea (der alte Capitain hatte das Fahrzeug nach seiner Frau so genannt) brachte Holz und Bambus für Lima, das in Callao ausgeladen werden mußte.

Um neun Uhr endlich fiel der Anker zum zweiten Mal, kaum 300 Schritte vom Lande; das Boot wurde niedergelassen, und zum ersten Mal in meinem Leben betrat ich Peruanischen Grund und Boden.

Peru.

1.

Callao und Lima.

Zum ersten Mal in meinem Leben Peruanischen Grund und Boden — es ist das ein ganz eigenthümliches Gefühl, und läßt sich auch eigentlich nicht recht beschreiben, sondern muß selber empfunden werden, um einen recht deutlichen Begriff davon zu bekommen.

Peru, Pizarro, Robinson Crusoe, Campe — alte Bilder aus der Jugendzeit, wie sie so plötzlich wieder lebendig wurden, als ich den rauhen Kies der Landung unter den Sohlen fühlte. Indianer mit roth, gelb und blauen Federkronen auf dem Kopfe und um die Hüften, mit breiten Goldspangen um Arme und Beine, und Flitzebogen und Keulen in der Hand — merkwürdig! ich sah von alle dem Nichts, aber dafür genug

und übergenug schwarze Fracks und Crinolinen — eigentlich gerade das Gegentheil von einem Federgürtel und Goldspangen? — als ich dem Kofferträger, der mir behülflich gewesen war, mein Gepäck die Landungstreppe hinauf und zu der dicht dabei liegenden Eisenbahnstation von Callao zu schaffen, einen halben Peruanischen Dollar gab, nahm er ihn nicht, sondern sagte, er wäre falsch — ich hatte ihn mir erst vorher in Guajaquil für Agio eingetauscht — tröstete mich aber, als er meine Bestürzung bemerkte, und versicherte mich, es gäbe eine Masse falsches Geld im Lande.

Fracks — Crinolinen — falsches Geld — Eisenbahn — ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich mich in einem vollkommen civilisirten Lande befände, und daß in dem Augenblick ein betrunkener Matrose aus einem der benachbarten Häuser hinaus auf die Straße geworfen wurde und dort liegen blieb, konnte den Eindruck natürlich nicht schwächen. Die Illusion war auch augenblicklich von der Wirklichkeit zerstört, und ich begann meine Umgebung mit etwas mehr nüchternem Auge zu betrachten.

Schon in einer früheren Skizze habe ich immer erwähnt, daß die meisten Seestädte der West-

küste Süd-Amerikas etwas von See entfernt liegen und einen eigenen Hafen dicht an der Küste haben. Sie brachten dadurch ihre zusammengehäuften Schätze und aufgespeicherten Waaren und Producte aus dem Bereich der damals umherstreifenden Piraten, die, wie der Condor die Höhen, so um die Küste strichen, die Wohnplätze früherer Räuber zu überfallen und zu plündern. Communisten wollen aber nicht mehr theilen, wenn sie das, zu ihrem Besten, schon einmal vorgenommen haben, und so zogen sich auch jene reich gewordenen Freibeuter Meilen weit in die kahlen Berge zurück, um dort ihre Städte anzulegen und selbst da noch zu befestigen.

So liegt auch Lima etwa drei Leguas vom Meere entfernt, während Callao zugleich seinen Hafen und seine Festung bildet. Aber die Fremden mußten erst in das Land kommen und die Arbeit übernehmen, ehe diese beiden wichtigen Plätze, durch das vortrefflichste Terrain begünstigt, mittelst einer Eisenbahn verbunden werden konnten.

Callao unterscheidet sich in Nichts von jeder andern Hafenstadt der ganzen Welt, die alle nach einer gewissen Schablone gearbeitet sind: die See vorn, mit ankernden Schiffen und hin und

her wechselnden Booten darauf, dann die Landung mit einer hölzernen, steinernen oder eisernen Werft, und hierauf eine Reihe von Hotels, Schiffsmäklern und Waarenlagern, die fast sämmtlich Englische, Französische und Deutsche Namen tragen.

Die Bewohner von Callao trauen aber ihrer eigenen Stadt nicht, denn da das alte Callao vor etwas über hundert Jahren einmal bei einem Erdbeben ganz sauber von der einstürzenden See weggespült wurde, sind sie der Meinung, die Sache könne sich auch einmal bei Gelegenheit wiederholen, und sobald nur die fälschlich so genannte terra firma ein klein wenig an zu wackeln fängt, nehmen sie die Rockschöße unter den Arm und machen, daß sie nach Lima hinaufkommen.

Vor zwei Jahren wurden sie ganz besonders eine volle Woche lang in Alarm gehalten, und Tausende sollen damals von Callao fortgeflüchtet sein, die Schüttelzeit in den offenen Promenaden Limas, auf Steinbänken und Blumenbeeten zu campiren. — Dem Meere ist auch wirklich nicht zu trauen, besonders wenn es schon einmal eine solche Extravaganz begangen, denn vor einem stürzenden Hause kann man sich vielleicht in Sicherheit bringen, aber nicht vor der anstürmenden

Riesenwoge, die mit ihren tausend gläsernen Armen Alles faßt und in's Verderben reißt, was sie nur eben erreichen kann.

Wer übrigens keine Geschäfte in Callao hat, und schon derlei Hafenplätze zur Genüge kennt, wird sich dort schwerlich länger als irgend nöthig aufhalten, denn zu sehen ist dort eben nichts Neues und das Alte immer unerquicklich in einem Platze, wo Alles nur danach drängt, Geld zu verdienen, und den gerade eingetroffenen Fremden als einen neuen Schwamm betrachtet, der noch vielleicht des Drückens lohnt.

Ein junger Reisender, der zum ersten Mal die Heimath verlassen hat, möchte allerdings Vieles finden, was ihm auffiele und der Beschreibung werth schiene. Ein solcher hat es auch in der That besser als ein alter, denn ihn interessirt Alles, auch das Unbedeutendste. Selbst braune Gesichter und mit leichtsinniger Verschwendung aufgeschichtete tropische Früchte. Ein alter ist dessen müde und satt, und geht so gleichgültig daran vorüber, wie daheim an den Pelzmützen und Kartoffeln seiner eigenen Bauern. Natürlich hat er dafür auch so viel weniger Genuß, und wo der Erstere mit jedem Schritte Kosten und Mühe belohnt bekommt, geht er ganz ruhig in das

Stationsgebäude, läßt sich seine falschen, ihm in Guajaquil aufgehangenen halben Dollars von dem Cassirer zurückweisen und zahlt mit guten sein Billet für den nächsten Zug.

Peru — die Phantasieen und Wünsche des Kindes waren lange verrauscht, aber selbst der Mann hatte — ich weiß selber kaum weßhalb — eine stille Sehnsucht nach diesem Lande gehabt, die erst durch einen wirklichen Aufenthalt dort gestillt und völlig gehoben werden konnte. War es seines berühmten Goldes wegen? — schwerlich, denn es reizt mich nicht mehr, seit ich ihm in Californien mit Spitzhacke und Schaufel nachgestellt, so daß ich schon — kaum ein Jahr später — in Australien die größten Goldklumpen mit noch größerer Gleichgültigkeit betrachtete. War es der armen zertretenen Indianer wegen, die man mit der Bibel todtschlug und ohne Kreuz in den heißen Sand verscharrte? — vielleicht! Vielleicht hatte ich auch schon damals von der vortrefflichen Chocolade und dem guten Kaffee gehört und interessirte mich für den bunten Federschmuck auf Peruanischen Bildern. Das Alles schmolz, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte, in einer dichten Staub- und Sandwolke zusammen, und eine dicke Mulattin, die mir in

einem hochgelben Seidenkleide gerade gegenüber saß, blies mich mit dem Papierqualm ihrer Cigarre zuerst wieder in das wirkliche Leben zurück. — Herr Gott, wie die Frau schwitzte und glänzte, ich vergaß beinahe darüber die umliegende reizende Scenerie von Sand und Lehmmauern und ausgedörrten Feldern, durch die uns der Zug — Dank der Erfindung — im Sturme dahinführte. Endlich wandte ich mich aber doch dieser zu, und während mir der Stahlreifen der verwünschten Crinoline gegen das Schienbein preßte, betrachtete ich mir die graugelbe Gegend, durch die wir flogen.

Peru bietet aber auch dem alten Reisenden etwas Neues, denn es ist, außer den Sandwüsten Afrikas und Australiens, der einzige Platz der Welt, wo es nie regnet, und Wasserstiefel einen willkommenen Platz in jedem Museum finden würden. Man fühlt auch, daß es hier nie regnen darf, wenn man die einzelnen kleinen am Wege stehenden Hütten betrachtet, die nur ein flaches, durchsichtig aufgelegtes Dach von Schilf haben, nothdürftigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren. Auch die grauen Lehmmauern hielten einem ordentlichen Regen nicht

Stand, der das ganze Bauwerk mit Bequemlichkeit auseinander wäscht.

Und was für ein ödes — furchtbar ödes Land uns jetzt umgiebt, ein Land, das genau so aussieht, als ob, eben so wie die Häuser und Hütten, auch alle Berge, Felder und Wege aus ungebrannten Backsteinen künstlich hergestellt wären, und nicht den geringsten Anspruch darauf machten, je etwas Anderes zu tragen, als Staub und die müden Hufe eines Lastthiers. — Kein Regen — ich begreife jetzt den Franzosen, der in Guajaquil, während ich wohlgewaschen und vollständig durchgeweicht aus dem Innern kam, bei dem ersten tüchtigen Schauer der auch hier anbrechenden Regenzeit mit ganz verklärtem Gesicht am Fenster stand, und in das fluthende Naß hinabschaute. Der Mann war eben von Lima gekommen und hatte seit zehn Jahren keinen Regen gesehen. Er war dort ganz außer sich vor Vergnügen, und ich rieth ihm an — wenn das Alles sei, was ihm fehle — einmal nach Ecuador zu gehen und dort eine Regenkur zu gebrauchen. Dort kann man sich vor lauter Güssen nicht einmal Staub denken.

In wirkliches Staunen wurde ich übrigens versetzt, als der Zug in dieser Wüste an einer ziemlich hohen Lehmmauer vorüberbrauste, über

der die breiten zerrissenen Blätter einer Bananenpflanzung herüberschauten. Arme Pflanzen, wenn sie auch unten künstlich bewässert und grausam am Leben erhalten wurden, wie sie doch in der heißen Sonne zitterten und verkümmerten — vegetabilische Sclaven, die so lange gefüttert und eingeschlossen werden, bis sie ihre Frucht getragen, und die man dann, wo sie gestanden, abhaut, um selbst noch nach ihrem Tode den Boden zu düngen.

Station Lima! — Der Zug rasselte noch eine kurze Strecke durch niedere Gebäude hin, die eine geschmacklos angestrichene Front und ein plattes Lehmdach als Glatze trugen, und hielt jetzt auf dem Bahnhof, wo wir von numerirten Menschen angefallen und unserer Koffer beraubt wurden.

Da saß ich denn in Lima, in einem großen, wenigstens geräumigen Hotel und einem so ungemüthlichen Zimmer, wie man es sich nur wünschen kann, wusch mich und zog mich um, ging dann zu einem biedern Landsmann, einem Schuhmacher, hinüber, mir meine Stiefeln wichsen zu lassen, was derselbe aus Gefälligkeit für einen Landsmann und einen Viertel-Dollar that. In Quito hätte ich dafür beinahe ein paar neue Schuhe bekommen, aber der Hausknecht im Hotel verachtete solche

Dienstleistung. Dann lief ich mehr, als ich ging, auf die Post, die dort für mich lagernden Briefe in Empfang zu nehmen. — Briefe — Briefe aus der Heimath, Gott sei Dank, ich fand vier der bekannten lieben gelben Couverte, und da ich natürlich nicht warten konnte, bis ich damit zu Hause war, setzte ich mich in das nächste Kaffeehaus hinein und verbrachte dort eine selige Stunde bei einer Flasche guten Ales und einer Havannacigarre. Briefe aus der Heimath! was kümmerte mich Lima oder Peru, — ich wußte in der Zeit wahrhaftig nicht, wo ich saß.

Aber es hat Alles seine Zeit. Der Kellner hatte sich schon lange zwischen der Thür und meinem Tisch herumgedrückt, als ob er fürchte, daß ich ihm mit dem Gelde für die Flasche Ale durchbrennen wollte, und als ich mich ausgelöst, wanderte ich hinaus in die lebendigen Straßen der fremden Stadt, mich den neuen Eindrücken mit aller Liebe hinzugeben.

Recht gern will ich zugeben, daß sich äußere Eindrücke sehr häufig in unserer Seele wiederspiegeln, und ein grauer Himmel und ein schlechtes Wirthshaus schon oft das wahre Paradies einer Gegend verläumdet haben. Aber auch unsere eigene Stimmung macht ihre Rechte geltend, und

weiß einen graueu Himmel blau zu malen, und eine dürre, trostlose Wüste mit schwellendem Grün zu überdecken. Hier kam da vielleicht Alles zusammen, mir meine Umgebung im rosigsten Lichte zu zeigen, denn das Glück frisch empfangener Briefe meiner Lieben im Herzen, den blauen wolkenreinen Himmel über mir, die fremdartige Umgebung um mich her, mußte ich mir gestehen, daß mir noch keine Stadt in ganz Süd-Amerika so gut gefallen habe, wie Lima. Und selbst in späteren Tagen und bei ruhigerem Blut bestätigte ich das früher gefällte Urtheil.

Lima hat jedenfalls das für sich, daß es noch zum großen Theil, und trotz der vielen darin wohnenden Fremden, seine eigenthümliche, halb Spanische, halb Amerikanische Bauart bewahrt hat. Viele werfen ihr freilich vor, sie sei, wie der Deutschkatholicismus, ein Zwitterding zwischen Katholik und Protestant, das Nämliche zwischen Europäischer Cultur und alter Ursitte, aber ich kann nicht sagen, daß mich das hier gestört hätte, ja daß es mir nur bei dem ersten und entschiedensten Eindruck aufgefallen wäre.

Es ist wahr, die Süd-Amerikaner haben ihren Poncho abgelegt nnd laufen in Paletot und Frack umher, und die Damen fegen mit ihren Crinolin-

schleppen so gut Pflaster und Trottoirs, wie in Paris, London oder Wien; aber das Städtervolk bleibt sich überall gleich, wo sich einmal die Aasgeier alter Ursitten, französische Friseure und Schneider, niedergelassen haben, und man muß diesen nur noch danken, daß sie wenigstens die alten Häuser und Kirchen stehen ließen.

Die Bauart Limas hat, wenn auch nicht mehr den ganz alten Charakter, den einige Städte im Innern treuer bewahrt haben, und wo die Zimmer nur nach dem Hofraum hinausliegen, doch noch viel Eigenthümliches, und zwar besonders durch ihre Balkone, die man bunter gemischt in keinem Lande der Welt finden kann. Gerade durch ihre bunte Mischung gefallen sie aber auch dem Auge, ermüden es wenigstens nicht, und bringen den Menschen nicht zur Verzweiflung, der ewig nur Häuserreihen anstarren muß, die sich blos durch die Hausnummern voneinander unterscheiden. Wenn ich z. B. in Berlin leben müßte, bin ich überzeugt, daß ich nach den ersten vierzehn Tagen einen Selbstmord begehen, und mich im benachbarten Sande ertränken würde.

Hier in Lima hat man nicht zu fürchten, daß man eine Straße monoton findet, denn dagegen sichern uns schon die Balkone. Nicht allein, daß sie

verschmähen, in einer bestimmten Linie fortzulaufen, und deßhalb bald hoch bald tief an den Häusern mehr kleben, als stehen, nein, sie haben auch die verschiedenste Form und Malerei, wie der Geschmack des Architekten und Eigenthümers es gerade bestimmte.

Hier läuft ein breiter, hoher Balkon von braunem Cedernholz entlang, mit blinkenden Scheiben und bunten Gardinen dahinter, dort prangt ein anderer in grüner Oelfarbe mit gleichen, festverschlossenen hölzernen Jalousieen. Einer dehnt sich über das ganze Haus so weit hinüber, daß er dem Nachbar noch in die Fenster sehen kann, ein anderer ist so zusammengedrückt, daß er ein ganz verdächtiges Aeußere gewonnen hat und nicht selten jenen kleinen Ausbauen gleicht, die wir noch hie und da an alten Ritterburgen, mit einem dunklen, perpendiculären Streifen darunter, entdecken. Nur selten trifft man den modernen Balkon mit steinernem Sims und offener Aussicht, und viele sehen genau so aus, wie ein Eisenbahncoupé zweiter Classe.

Fast alle Dächer in Lima sind dabei flach, mit Schilf oder Bretern gedeckt und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, die natürlich keinem ordentlichen Regengusse Stand halten könnte.

Vor fünf Jahren soll aber wirklich einmal ein solcher gefallen sein, und der aufgelöste Lehm tropfte, zum Vergnügen der Inwohner, ganz freundlich auf Teppiche und fein überzogene Möbeln nieder und suchte sich an den Tapeten hinab seine schmutzige Bahn.

Merkwürdig sieht aber durch diese flachen grauen Dächer die Stadt aus, wenn man von einem hohen Hause oder Kirchthurme auf sie hinunterschaut, und die Häuser selber verschwinden fast ganz in den bunt durcheinander geworfenen und doch so einfarbigen Quadratfeldern, die außerdem noch dazu benutzt werden, eine Masse Unrath aus dem Wege zu schaffen. Todte Hunde und Katzen besonders werden ohne Weiteres dort hinauf zur weiteren Bestattung geworfen, und die billigen Reinlichkeitsdiener Perus, die Aasgeier, finden sich dann augenblicklich ein, ihr Mahl an der leckern Beute zu halten. Ja, man erzählt sich sogar eine sehr schauerliche Geschichte von einem Sacristan — wundervoller Stoff zu einer Ballade — der nach dem Verbot der Regierung, Kinder in der Kirche zu begraben, heimlich Geld von den Eltern der todten Lieblinge genommen hätte, diesen doch einen solchen Liebesdienst zu erweisen. Statt aber die kleinen Leichen, wie er es verspro-

chen, bei Nacht unter der Kirche beizusetzen, warf er sie einfach auf sein Dach, das er sich so abgetheilt hatte, daß ihm keiner der Nachbarn hinaufsehen konnte, und überließ dann den Aasgeiern die weitere Mühe. Natürlich wurde er im Laufe der Zeit entdeckt und saß dann im Zuchthause seine Strafe ab.

Die Aasgeier gehören übrigens unstreitig mit zu Limas Scenerie, denn ohne sie ist keine Straße denkbar. Besonders kann man sie Morgens recht früh emsig an den Rinnsteinen beschäftigt sehen, die dort Nachts für sie hineingeworfenen Leckerbissen in Empfang zu nehmen und um irgend ein Prachtstück auch wohl blutige Fehden zu halten. Es fällt dann nicht selten vor, daß irgend ein großer Hund scherzhafter Weise zwischen sie hineinspringt, wo sie dann friedlich auf die nächste Kirchenmauer oder das nächste Dach flattern und abwarten, bis der übermüthige Hund seinen eigenen Geschäften nachgegangen ist.

Wie in allen heißen Ländern, steht übrigens schwere Strafe auf den Mord eines so nützlichen Thieres, und wenn sie auch gerade nicht mit ihrem schmutzig grauschwarzen Gefieder, dem nackten Hals und der ganzen eklen Gestalt zum Zierrath dienen, so tragen sie doch unendlich viel zur Ge-

sundheit des Ortes bei, und verdienen wohl, daß man sich ihrer annimmt.

Die Regierung hat übrigens für die Stadt Manches gethan, die jetzt eine vortreffliche Wasserleitung, mit fließendem Wasser in fast allen besseren Häusern, und Gas und Trottoirs durch alle Straßen besitzt. Diese werden ebenfalls durch ausgemauerte Rinnen durchzogen, und im Ganzen herrscht, mit nicht zu großen Ansprüchen — eine wohlthuende Reinlichkeit — doppelt wohlthuend, wenn man gerade von Ecuador hierher kommt. Auch zur Verschönerung hat der Staat seine milde Hand geöffnet — wirklich viel, wenn man bedenkt, wie oft die Minister gewechselt werden, und daß sich doch keiner vom Staatsruder anständiger Weise ohne eine halbe Million zurückziehen kann. Ein sehr hübscher Spaziergang ist ganz in der Nähe der Stadt gebaut, der zwar eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Kegelbahn hat, aber doch durch das frische Grün seiner wohlgewässerten Pflanzen wohlthut. Fast überladen ist er aber mit sonst nicht schlechten Statuen, und besonders mit Vasen, die wie eine dicht gedrängte Allee beide Seiten einfassen. Die Form ist etwa vierhundert bei zwanzig.

Außerdem, um das Schöne zugleich mit dem Nützlichen zu verbinden, gab man den verschiede-

nen Vorstädten auch verschiedene Farben, und der Leser kann sich, mit einiger Phantasie, wohl leicht einen Begriff von einer ganz himmelblauen Vorstadt machen, während eine andere grün, eine andere gelb &c. ist. Jedenfalls ist es etwas Eigenthümliches, denn es frägt sich, ob irgendwo anders in der Welt ein vernünftiger Mensch auf einen ähnlichen Gedanken fällt.

Die innere Stadt leidet natürlich nicht durch den Barbarismus himmelblauer und gelber Vorstädte, von denen sie nur scharf begrenzt und gewissermaßen abgeschieden wird. Hier blieb es den Eigenthümern überlassen, welche Farbe sie den Gebäuden geben wollten.

Die Plaza im Mittelpunkte der Stadt ist ein freier, hübscher Platz, mit einem geschmackvollen Springbrunnen, ganz aus Metall in der Mitte, auf dem die geflügelte Göttin auf der Kugel steht; eine Fronte wird, wie in Quito, durch die Kathedrale eingenommen, zwei durch Colonnaden, und der vierte Flügel durch das traurigste Palais, das mir je äußerlich vor die Augen gekommen. Es soll im Innern ganz hübsch eingerichtet sein, aber von außen macht es gerade den Eindruck, als ob es irgendwo in einer Provinzialstadt alt gekauft und hier nur hergestellt wäre, weil es, so breit

und ungeschickt, eben keinen anderen Platz finden konnte.

Die Plaza wird übrigens, was ich sehr recht finde, nicht zum Markt benutzt, nur Droschken dürfen an bestimmten Stellen halten — denn auch Droschken hat Lima, und zwar ganz vortreffliche zweispännige Equipagen darunter — und die Eseltreiber kommen zum Brunnen, jenen Häusern in kleinen Fässern Wasser zuzuführen, die noch nicht mit einer besonderen Wasserleitung versehen wurden. Die Straßen sind dabei, wie in allen südamerikanischen Städten, Cerro de Pasco ausgenommen, schnurgerade, und in Quadraten (sogenannte cuadras) ausgelegt, und die dort eingezogenen Fremden fangen schon an, wie in Europa, jeden nur erdenklichen Luxus auf die Ausschmückung ihrer Verkaufslocale zu verwenden.

An den Straßenecken aber sind, wie sie früher als Schutz gegen die Ueberfälle der Indianer dienten, so jetzt als Schutz gegen zu weit gehende Wagenräder, die alten Kanonen verkehrt in die Erde gegraben, die früher auf den Lehmwällen der alten Stadt lagen.

Diese Lehmwälle bestehen noch, ein wahres Räthsel für Jeden, der nicht die Natur dieses wunderlichen Landes kennt, denn besser als alle

Belagerungsgeschütze der ganzen Welt, würde sie ein einziger solcher Frühling, wie wir sie jetzt gewöhnlich daheim haben, vollkommen rasiren und der Erde gleich machen. Hier aber hat man Dergleichen nicht zu fürchten; auch die Indianer sind glücklich vertilgt, und die wenig übergebliebenen so im Lande zerstreut und demoralisirt, daß sie keinen Angriff mehr auf die Lehmmauern ihrer alten Stadt unternehmen.

Indianer! großer Gott, wo sind jene Millionen geblieben, die diesen ganzen weiten Weltstrich früher bewohnten, die eine feste Straße von Quito nach Lima bauten, Hügel mit Hügel durch Brücken verbanden, und ihren Sonnentempel mit Golde füllten? Die Geschichte hat uns das treulich aufbewahrt: Die Ersten wurden, um Gottes Reich der Liebe kennen zu lernen und das Kreuz zu verehren, von Feuer und Schwert gefressen, von Pferden zerstampft, von Hunden zerrissen, und die Uebrigen spannte man in den Pflug, und quälte sie als Sclaven zu Tode. Um den kleinen Rest kümmert sich jetzt Niemand, sie haben den Namen von Christen und bezahlen den Geistlichen, was sie zu zahlen haben — das genügt vollkommen.

Das Ausrottungssystem war aber doch ein klein wenig zu rasch vorwärts gegangen, denn es

fehlte plötzlich — genau so wie es auf den west-indischen Inseln geschah — an Arbeitern für die Weißen. Sclaven wurden deßhalb importirt und wuchsen und gediehen, und als sich Peru endlich mit den übrigen Staaten Süd-Amerikas frei vom Spanischen Joch machte (die Süd-Amerikaner sind selber noch nicht einmal darüber einig, ob es zu ihrem Glück gewesen sei, oder nicht), gab man auch dieser äthiopischen Race die Freiheit, mit der beide Theile jetzt nichts Rechtes anzufangen wissen.

Hierbei waren aber jedenfalls die Schwarzen im Vortheil, denn sie brauchten Nichts mehr zu arbeiten und arbeiteten Nichts mehr, und jetzt füllen sie die Straßen Limas mit Gesindel, machen die Wege um die Stadt unsicher, ja lebensgefährlich, und haben die Bevölkerung durch die letzten Jahre mit Raub und Todtschlag in einer steten, angenehmen Aufregung gehalten.

Jetzt waren die Peruaner wieder ohne Arbeiter; die Indianer hatten sie todtgeschlagen oder gequält, die Neger freigegeben, Arbeiter mußten sie haben, aber woher nehmen und nicht stehlen. Das Zweckmäßigste blieb da jedenfalls, Auswanderer aus anderen Ländern hierher zu bringen, welche die Stelle der Indianer so wie der Ne-

ger ersetzen und für die edlen Herren des Landes die nöthige Arbeit verrichten konnten. Welche Nation war die passendste? Mit den Engländern, Franzosen und Amerikanern mochte man sich nicht gern einlassen, und die beiden zweckmäßigsten Länder, arbeitsame und gehorsame Unterthanen zu bekommen, schienen China und Deutschland, denn weder China noch Deutschland kümmern sich den Henker um ihre Landeskinder, wenn diese einmal das Vaterland verlassen, und dadurch den dortigen Regierungen und Verhältnissen eine indirekte Grobheit gesagt haben.

Trotzdem wollte man sich mit China nicht gern einlassen. Es ist ein zwar fleißiges, aber sonst nichtsnutziges Volk, diese chinesische Nation, und da die Race in Peru, von den früheren Piraten, Indianern und Negern abstammend, eben auch nicht gerade ein Mustervolk genannt werden konnte, so scheute man sich doch ein neues, nichtsnutziges Reis darauf zu pfropfen. Die „ehrlichen" Deutschen bekamen also den Vorzug, in die Stelle der verabschiedeten Schwarzen einzutreten, und ein gewisser Rodolfo, ein Peruaner, brachte auch glücklich die erste Sendung hinüber.

Wie es denen dort ging, und wie sie behandelt wurden, brauche ich nicht weiter zu erwäh-

nen; die Sache ist damals in Deutschland genug — besprochen worden. Jener Schuft stellte aber die Deutschen ganz ungescheut zum öffentlichen Verkauf aus — die Leute natürlich nur in Accord zu geben, wie er es nannte, um sie ihren Contract erfüllen zu lassen. Nur erst, wie doch zu viel Lärm geschlagen wurde, und die Engländer und Franzosen ebenfalls anfingen sich für die Deutschen zu schämen, legte sich die Regierung in's Mittel und machte dem Skandal ein Ende.

Jene, durch den Rodolfo eingeführten Deutschen sind nun im ganzen Lande zerstreut, sehr viele aber in Lima selber geblieben, wo sie fast alle Handwerke vertreten, und wo es fast Allen gut geht. Der Deutsche (dem andere Regierungen leider mit Recht vorwerfen, daß sie die besten Unterthanen machen — dumme Teufel, die eben gewohnt sind, sich daheim Alles gefallen zu lassen und das in der Fremde mit vielem Geschick fortsetzen) ist einmal ein fleißiger, nüchterner Mensch, und wo es irgend angeht, bohrt er sich ein, klebt fest und wird fett. Geschickt und hartnäckig bei seiner Arbeit, muß er darin bald jede andere Nation überflügeln, und so finden wir denn jetzt, besonders unter den Handwerkern, eine Menge

wohlhabender, gut gestellter Leute, die unter den traurigsten Verhältnissen in das Land kamen, und sich nur einzig und allein durch eigene Kraft und Ausdauer zu dem hinaufgearbeitet haben, was sie wirklich sind.

Außerdem zählt der Kaufmannsstand viele der geachtetsten und besten Namen. — Diese sind auch die einzigen „Auswanderer" — wenn man sie überhaupt zu diesen zählen kann, da sie fast Alle früher oder später wieder in die Heimath zurückkehren — die dem Vaterlande daheim noch fortwährenden Nutzen bringen, und in steter thätiger Verbindung mit ihm bleiben.

Jene damalige deutsche Colonie mißglückte total, wenigstens in dem, zu was sie beabsichtigt worden. In Wirklichkeit hat sie aber Peru immer Nutzen gebracht — den die einzelnen Haciendenbesitzer für sich speciell daraus zu ziehen hofften — und dem Lande fleißige Handwerker zugeführt.

Die Felder lagen aber indessen noch immer brach, die Peruaner selber waren nicht zur Arbeit zu bringen, oder auch nicht zu bekommen, denn Präsident Castilla steckte unter die Soldaten, was er möglicher Weise von jungen Burschen auftreiben konnte — mit Deutschland war die

Sache außerdem auf eine lange Zeit verdorben, und in den dortigen Zeitungen zu viel Lärm geschlagen, und es mußte jetzt auf andere Einwanderer gedacht werden, wenn sich die biederen Peruaner nicht in die traurige Nothwendigkeit wollten versetzt sehen, selber zu arbeiten. Der Präsident also, der sich im Anfange der Einfuhr von Chinesen widersetzt hatte, gestattete jetzt dieselbe, und ganze Schiffsladungen voll chinesischer Sclaven kamen in das freie Land, dessen Acker gefälligst zu bestellen. Was hilft es, daß sie Kulies genannt werden (man mußte dem Kinde ja doch einen andern Namen geben), sie wurden öffentlich verkauft — obgleich das die Peruaner leugnen, und nur sagen, daß Leute aufgefordert wurden, den Contract auszuführen, den die Chinesen eingegangen waren — und ihren künftigen Herren auf acht Jahre übergeben. In dieser Zeit sind sie nicht einen Deut mehr als Sclaven, und können in der Zeit hin und her verkauft werden. Sie bekommen, wenn sie einen schlechten oder strengen Herrn haben, erbärmliche Kost und Prügel, und wo nicht schreiende Mißhandlungen vorliegen, bekümmern sich die Präfekten den Henker um sie und ihre Klagen. Nach

acht Jahren aber sind sie f r e i, und können dann für sich selber die Welt beginnen.

Das thun sie denn auch redlich, errichten heimliche Opium=Häuser und Bordell=Wirthschaften, und schenken Peru aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten eine neue Mischlingsrace von Cholos und Chinesen, die einem späteren Geschlecht einmal zur Zierde gereichen muß.

In Lima selber findet man jetzt schon ganze Viertel, die fast nur von Chinesen bewohnt werden — schmutzige dunkle Höhlen, in denen sie mit ihren wunderlichen Sitten und Lastern hausen, und zu bewundern nur ist, daß die katholische Geistlichkeit, die sich in früheren Jahrhunderten so gewaltige Mühe gab, die H e i d e n auszurotten, den H e i d e n jetzt wieder vollkommen freien Eintritt in ihr Land gestattet, ja ihnen noch die Passage zahlt, um nur auch ja herüberzukommen.

Lima zählt überhaupt eine enorme Menge von Fremden in seinen Mauern, und wo man geht oder steht, hört man Deutsch, Englisch oder Französisch sprechen, sieht man Schilder dieser drei Nationen über den verschiedenen Kaufläden, die von ihren Waaren gefüllt werden.

Die Mode in Lima ist auch ganz Europäisch,

und das Geschlecht der Peruaner hat sich in dieser Hinsicht vollkommen französirt. Die Männchen laufen im Frack, die Weibchen in der Crinoline herum, und nur das mantillenartig übergeworfene Tuch der Letzteren erinnert noch an die „gute alte Zeit“ — wie man bei uns immer sagt.

Die Limanerinnen haben darin eine ganz besondere Art, es zu tragen, die in keiner andern südamerikanischen Republik so Sitte ist. Sie ziehen das Tuch vorn über die Stirn herab und wissen dann die Zipfel derartig umzuschlagen, daß vom ganzen Gesicht einzig und allein das linke Auge frei und unbedeckt bleibt. Anständige Damen dürfen das aber jetzt nur noch am Tage thun, denn Abends ist diese Sitte von leichtfertigem Gesindel usurpirt worden.

Sonst sieht man aber auch wirklich nicht das geringste Eigenthümliche mehr in der ganzen Tracht der Limaner; selbst das Militär ist in französischem Geschmack gekleidet, mit rothen Hosen und einem dachartigen Deckel statt Mütze auf, und wer mit irgend einer unbestimmten Idee hier herübergekommen ist, daß er noch Peruaner mit Federschmuck und Krone finden würde, möchte sich doch in seinen Erwartungen bös getäuscht finden. In der That richten sich alle diese Staaten mit

ihren Sitten, so unabhängig sie sich auch immer gern hinstellen wollen, doch stets und vollkommen nach Europa, von dem sie auch die kleinste Abweichung in der Mode so rasch aufnehmen, wie ihnen der Dampfer das neue Modejournal überbringt. Danach tragen sie schmale oder breite Cravatten, enge oder weite Hosen, und biegen ihre Visitenkarten nicht mehr an der einen Ecke, sondern am ganzen Rand um — Alles wie bei uns, und wenn nicht die Landbewohner, die sich in den Straßen herumtreiben, den Poncho trügen und auf Maulthieren ritten, würde man wenig glauben, daß man sich in Süd-Amerika befände. Selbst die Chinesen hier, die man hie und da als Kellner in den Hotels oder sonst in irgend einer Beschäftigung auf der Straße trifft, haben sich ihrer Umgebung schon großentheils angepaßt, ihren Zopf abgeschnitten und ihre Kopfbedeckung dem Europäischen Geschmack entnommen. — Nur ihre geschlitzten Augen und platten Gesichter konnten sie nicht ablegen.

So viel aber auch Deutsche, Franzosen, Engländer durch die Stadt Lima vertheilt sein mögen, sämmtliche E c k e n derselben haben die Italiener in Besitz genommen, und dort eine Pulperia oder Materialwaarenhandlung, ein Kaffeehaus oder

einen Schenkstand angelegt, in denen sie dem Vorübergehenden durch lockende Ankündigungen und bunte Tapeten Fallen stellen. Natürlich spielt dabei die Italienische Tricolore eine Hauptrolle, und selbst in den Verkaufsläden hängt sie schon hie und da, mit einer Lithographie Garibaldi's in der der Mitte, als Waare aus. — Die Italiener sind in der That ein speculatives Volk, und haben das mit der israelitischen Race gemein, daß sie sich keine Mühe verdrießen lassen, Geld zu verdienen, und Tag und Nacht dabei thätig sind, — nur harte körperliche Arbeit vermeiden sie ängstlich, und wo sie die nicht thun müssen, überlassen sie dieselbe lieber Anderen.

Sonderbare Thatsache ist es aber, daß ich, weder in Deutschland noch irgend einer der amerikanischen Städte, ein einziges Beispiel kenne, wo ein Israelit einen Schenkstand gehalten hätte. Sie verkaufen Alles en détail, aber nur nicht Wein, Bier und Branntwein. In Rußland und Polen sollen sie freilich diesen Verkauf einzig und allein in der Hand haben, es kann also nicht Antipathie sein.

Lima ist, als Hauptstadt des Landes, natürlich die Residenz des Präsidenten, der einzige Hofstaat aber, den Präsident Castilla hält, sind

Soldaten und diese begleiten ihn in der That auf jedem Schritt und Tritt. Geht er durch die Stadt, so folgen ihm einige zwanzig oder dreißig Mann Infanterie mit geladenen Gewehren und aufgesteckten Bajonnetten; reitet er, so rasselt ein Trupp von eben der Stärke mit klappernden Säbeln und wehenden Lanzenfahnen hinterdrein. Nimmt er ein Seebad, so steht seine Leibwache indessen draußen auf Posten; fährt er auf der Eisenbahn, so ist sein Wagen der nächste an der Locomotive, hinter ihm in einem offenen Waggon sitzt die getreue Garde.

Es ist das freilich ein schlechtes Compliment, das er seinen getreuen „Mitbürgern" macht, aber er hat in der That alle Ursache dazu, denn mehrfach ist ihm schon nach dem Leben getrachtet und dies, besonders in der letzten Zeit, lebhaft bedroht worden. Acht oder vierzehn Tage nämlich, bevor ich nach Lima kam, hatte eine kleine Militärrevolution stattgefunden, die merkwürdiger Weise von den Officieren selber ausging, und für keinen Stand seines Reiches hat der Präsident so viel gethan, wie gerade für die Officiere. Morgens früh mit Tagesanbruch war aber trotzdem ein kleiner Trupp dieser Officiere, mit einer halben Compagnie Soldaten vor des Präsidenten

Haus gezogen und sechs davon bald nachher von den eigenen Soldaten erschossen worden. Den Hergang der ganzen Revolution, die keine halbe Stunde dauerte, erzählte man sich auch auf die allerverschiedenste Art; die gangbarste Version ist die folgende:

Die Officiere sollen den Soldaten gar nicht gesagt haben, daß sie den Präsidenten gefangen nehmen wollten, — denn auf einen wirklichen Mord schien es nicht abgesehen, und als die Officiere den Palast oder vielmehr Castilla's Privathaus betreten hatten, rief ihnen erst ein gegenüberwohnender Colonel zu, was das Vorhaben ihrer Verführer sei, und hierauf sollen sie dieselben, als sie wieder in den Hof traten, erschossen haben. Sechs Officiere wurden in der That dabei getödtet. — Viel wahrscheinlicher ist dagegen die andere Version, nach welcher jenes berühmte Gewehr, das immer aus Versehen zuerst losgeht, auch hier thätig war; dadurch wurden die Officiere im Innern des Palastes beunruhigt, weil sie glaubten, ihr Plan sei verrathen; der gegenüberwohnende Colonel ebenfalls, zu welcher Partei er nun auch gehört haben mag, scheint es für nöthig gehalten zu haben, seiner Loyalität Worte zu geben, noch dazu, da der General sel-

der auf dem Dache seines Hauses erschien und zu den Truppen sprach, und das Resultat war das angegebene. Die Soldaten können aber nicht so ganz unschuldig gewesen sein, denn während ich selbst in Lima war, wurde jene Compagnie vollkommen aufgelöst und in kleinen Trupps zu den andern Regementern gesteckt, vorher aber mit Sack und Pack eine Zeitlang in der heißen Sonne umhermarschirt.

Die Zahl der Officiere in Peru ist Legion. Wie mir gesagt wurde, kommt auf je 60 Mann ein General, die entsprechende Anzahl anderer Stabsoficiere und etwa 20 Lieutenants. Unter diesen sieht man ganz junge und unreife Burschen, und ihr pointe d'honneur scheint auch von dem Europäischen in mancher Hinsicht abzuweichen. In Lima erzählte man sich wenigstens darüber die unglaublichsten Sachen und daß Officiere Prügel bekommen haben, weil ihre Gläubiger ungeduldig wurden, scheint mehrfach vorgekommen zu sein, ohne daß ihre Kameraden deßhalb irgend eine Indignation gezeigt hätten. Ja man spricht von noch Schlimmeren als Thatsache, es ist aber nicht nöthig, von allen Menschen das Schlechteste zu glauben.

Das Wort Republik ist übrigens auch in

Peru, wie in allen südamerikanischen Staaten, selbst Chile nicht ausgenommen, weiter Nichts als ein leerer Schall; es bedeutet auch in der That Nichts weiter, als daß der Staat eben keine Monarchie genannt und nicht mehr vom Mutterlande aus regiert wird; sonst herrschen diese Präsidenten fast Alle so unumschränkt, wie ein souveräner Monarch nur herrschen könnte, und die meisten seiner Mitbürger verstehen so wenig von Politik und kümmern sich so wenig darum, wie es ein solcher von seinen Unterthanen nur wünschen und verlangen könnte. Nur in Zeiten einer Revolution oder bei den Wahlen wird das Volk angeredet, und wie es im Frieden zu zahlen hat, ersucht man es bei einem beabsichtigten Regierungswechsel auch das zu Markt zu tragen, was den geringsten Werth im Lande hat — seine eigene Haut.

So war damals in Peru bald die Zeit der Präsidentschaft für General Castilla abgelaufen, und ein neuer Candidat sollte auftreten und gewählt werden, da er selber, den Gesetzen nach, nicht wieder gewählt werden konnte. Mit einer wahrhaft rührenden Unbefangenheit besprach man aber schon in ganz Lima das Resultat dieser Wahl, und die Leute sagten ganz offen und öffent-

lich: General Castilla wird jedenfalls irgend Jemanden „wählen lassen,“ der von ihm vollkommen abhängig bleibt. — Sucht der sich dann, wie das immer der Fall ist, selbstständig hinzustellen, so wirft ihn eine kleine unschuldige Militärrevolution über den Haufen, und General Castilla, vom Volk im Triumph wieder eingesetzt, wischt den unbequemen Gesetzesparagraphen, der seiner weitern Präsidentschaft bis dahin im Wege gestanden, ganz einfach von der Tafel.*)

Präsident Castilla ist ein kleiner, alter Herr mit ziemlich starkem, weißem Schnurrbart, und etwa eine Persönlichkeit wie der Oesterreichische Feldmarschall Heß. Er soll dabei ein ganz zäher, fester Charakter sein, wie er das auch zur Genüge bis jetzt bewiesen, der das ganz richtige Gefühl in Hinsicht seiner Nachbarstaaten hat, indem er sich nicht den Henker um ihre Liebe oder Achtung kümmert, so lange sie ihn nur fürchten. Jene zarte Rücksichtnahme, wie sie in unserem lieben Vaterlande ein Regentenhaus für das andere empfindet, und sollte es das ihm feindlichste sein,

*) General Castilla hat diese Scheinkomödie nicht einmal für nöthig gehalten, und sich, den neuesten Nachrichten nach, trotz allen Gesetzesparagraphen selber wieder gewählt.

findet hier nicht statt. Der Präsident hat außerdem noch den, wahrscheinlich begründeten Ruf: fürchterlich grob zu sein, und besonders soll er seine Minister scharf unter den Daumen halten. Natürlich bücken sich diese allen seinen Launen, denn sie haben nur ein paar Jahre vor sich, um reich zu werden, und General Castilla ist der einzige Mann, der sie in ihrem Amte erhalten, oder ihnen die Thür vor der Nase zuschlagen kann. — Es soll mir aber Keiner mehr von Europäischen Hofschranzen als etwas Besonderem reden; das Unkraut gedeiht und blüht hier auf dem tropischen Boden einer Republik so üppig, wie unter der gemäßigten Zone, und kann so schöne tiefe Bücklinge machen und lügen, schmeicheln und verrathen, wie daheim.

Der Präsident ist sehr hübsch, aber doch ganz einfach auf seinem Landsitze in Chorrillos eingerichtet — seine Stadtwohnung habe ich nicht gesehen; das aber, was mir von dem ganzen Ameublement am Meisten gefiel, war eine wundervolle indianische Hängematte, mit bunten Federn an den Seiten, und an den beiden Enden reich besetzt und verziert. — Der Präsident spielt übrigens sehr stark, und wenn man Alles glauben darf, was man sich darüber erzählt, stehen gar nicht selten außerordentlich große Zahlen auf

den bunten Blättern. Eine sehr gute Anekdote charakterisirt übrigens das ganze Finanzwesen Perus vortrefflich. Castilla hatte nämlich in einer Nacht ebenfalls sehr viel verloren, und außer dem, was er bezahlte, bekam sein Finanzminister den Befehl, einen check von 50,000 Dollars auszustellen. Dieser Herr aber wies 60,000 statt 50,000 an, und als dem Präsident das Papier zur Unterschrift vorgelegt wurde und er, etwas überrascht, sagte: Sechzig tausend? ich habe nur funfzig tausend verlangt, erwiederte Sennor Salzeda ruhig: „Allerdings, Excellenz, ich brauchte aber auch 10,000."

Das sind die „guten alten Zeiten," die sich alle die armen geplagten und knapp gehaltenen Beamten eines späteren Jahrhunderts mit Seufzen zurückwünschen werden.

Natürlich war auch die Wohnung des Präsidenten, wenigstens der von einem eisernen Staket umgebene Vorhof derselben, von Soldaten bewacht, und während des Frühstücks mußten sonderbarer Weise vier von ihnen aus der Wachtstube heraus, und sich, mit aufgepflanzten Bayonnetten, auf eine für sie alle viel zu enge und grün lackirte Bank setzen. Zu welchem Zwecke das geschah, habe ich nicht herausbekommen.

Chorrillos ist der vielbesuchte Badeort Limas, von dem sich der Leser aber um Gotteswillen keinen exaltirten Begriff machen darf. Er denke sich einen riesigen Schutthaufen, dicht am Ufer der rollenden See, und in diesem Schutt, in Staub und Sand und Lehm eine Zahl kleiner Lehmhütten und niedlicher Sommerhäuser gestellt, die in der Sonne ordentlich zu qualmen scheinen. Dicht daneben — man braucht nur über eine Art von Schindanger zu gehen, auf dem eine Anzahl todter Hunde und Katzen liegen und von Aasgeiern gerupft werden — liegt trostlos und heiß der Kirchhof, mit seinen halb gebratenen Leichen, denen auch kein Strauch den geringsten Schatten und Schutz bietet, denen keine Blume ein freundliches Lebewohl in die heiße Gluth hinunter nickt. Eine Lehmmauer schließt das Ganze ein, ein paar blau und schwarz angemalte Kreuze stehen darin umher und scheinen den Hals emporzurecken, als ob sie aus dem dunstigen schwülen Platze hinaus in's Freie wollten — und wären sie draußen, würden sie sich eben so zurücksehnen, denn draußen sieht es gerade so trostlos aus.

Chorrillos müßte übrigens kein Badeort sein, wenn es nicht auch seine Spielhölle besitzen sollte. Die ganze spanische Race liebt überhaupt das

Spiel, und eine Menge Leute, die ein Geschäft aus dieser Sache machen, treiben sich auch dort umher, weniger geübte Fremde zu pflücken und zu plündern. Ich fand dort unter diesen einen alten Bekannten von dem Dampfer Themar, der uns von St. Thomas nach Colon gebracht, und auf dem dieser Bursche ein paar Ecuadorianer rein auszog. Er saß, die Hände in den Taschen, auf einer Bank, und neben ihm, keine drei Schritte davon entfernt, zupfte ein Aasgeier einen Knochen ab — die Beiden paßten trefflich zu einander.

Chorrillos wurde früher nur von Indianern bewohnt, und noch jetzt ist dort ein Indianer die oberste Magistratsperson. Die Peruanischen Weißen ließen sich aber nach und nach zwischen ihnen nieder, denn so dicht zu Lima gab es keinen bequemeren Platz für die Seebäder und Seebrise; noch jetzt nennen sie auch ihre Häuser dort, wie es die Indianer thun, „Rancho", und haben dieselben, ziemlich ähnlich den indianischen Hütten, nur natürlich mit mehr Eleganz gebaut. Sonst ist aber die Umgegend so trostlos, wie sie nur an irgend einer Stelle der Peruanischen Küste sein kann. Kein Grashalm wächst auf den dürren Bergen, nicht einmal ein Cactus oder

ein Dornbursch, und knöcheltiefer Staub füllt die Straßen, in die nie ein Tropfen Regen fällt. Die Häuser selber haben keinen Vorbau und keine Balkons, nur Verandahs im Innern, und es sieht sonderbar aus, wenn man in der Mittagszeit durch die Straßen geht und weder rechts, noch links, noch gerade aus — die Sonne stand damals gerade über Kopf — genug Schatten findet, auch nur eine Fliege gegen die sengenden Strahlen zu schützen.

Man fährt von Lima etwa in einer halben Stunde auf der Eisenbahn nach Chorrillos, und es gehört in der Residenz mit zum guten Tone, einen Sommeraufenthalt in diesem reizenden Küstenpunkte von Staub und Sand zu besitzen, oder doch wenigstens für die heißen Monate zu miethen.

Die heißen Monate sind aber in der That gar nicht so arg, wie man nach der geographischen Lage Limas und der dürren sonngebrannten Umgebung denken könnte. Ich war gerade zur heißesten Zeit dort, habe aber keinen wirklich heißen Tag erlebt, ja, die Abende waren immer frisch, und man konnte da recht gut einen warmen Rock vertragen. Es ist auch eine wunderliche Thatsache, daß gerade in Lima unsere dick-

sten heimischen Winterstoffe, Tuchzeug, das einen Viertelzoll dick ist, stete und rasche Abnahme finden, und diese gehen nicht etwa alle in das höhere kältere Innere, sondern werden in Lima selber getragen.

Es ist das aber das Nämliche fast mit der ganzen Westküste Süd-Amerikas, selbst von Ecuador herunter; die Cordilleren mit ihren riesigen Schneekuppen liegen zu nah. Kommt der Wind vom Westen, so bringt er die kühle Seebrise mit, weht er aber vom Osten herüber, wie das meistens der Fall ist, so trägt er die eisigen Lüfte jener Höhen mit in's Thal hinab, und erzeugt dadurch eine ganz andere Temperatur, wie man sie unter der nämlichen Breite an der Ostküste findet. Die Nächte sind stets frisch, und das ist auch wohl die Ursache, weßhalb die Weißen oder Europäer in diesen Ländern nicht so rasch erschlaffen, wie sonst unter den Tropen.

Die Vegetation ist allerdings einzig und allein tropisch, aber in einem Lande, wo es nie regnet, auch natürlich Nichts weniger als üppig, ja mir kommt es fast wie ein Wunder vor, daß überhaupt noch Etwas hier wächst. Nichtsdestoweniger ist der Markt reich mit Früchten bestellt, und Weintrauben, Bananen, Ananas, Orangen, Fei-

gen, Cactusfeigen, Pfirsiche ꝛc., bieten reiche Auswahl. Das Alles aber, die Bananen ausgenommen, die aber trocken und geschmacklos sind, kommt von der Küste, theils nördlich von Guajaquil, theils südlich von Pisco, und will man wirklich Früchte essen, so kann man sich auch darauf verlassen, daß man schwer dafür bezahlen muß.

Und was bietet Lima sonst? — Du lieber Gott, die Ansprüche der Menschen, wenn sie hier befriedigt werden sollen, müssen sehr bescheiden sein, denn wer nicht seinen Familienkreis hat, in dem er heimisch ist, oder mit dem er verkehrt, wird verwünscht wenig finden, an das er sich halten kann.

Die Deutschen haben allerdings einen „deutschen Klubb“ gegründet, ein kleines freundliches Local mit einer kleinen Bibliothek und deutschen Zeitungen, aber wie Alles in Lima entsetzlich theuer ist, so auch dieses Institut, an dem sich nur die wohlhabenderen Deutschen betheiligen können. Die übrigen sind darauf angewiesen, zu Hause zu bleiben, oder jene wenigen Locale zu besuchen, in denen „schwarzes und weißes Bier“ (kein Preußisches) zu zwei Real die Flasche verkauft und auch wirklich getrunken wird — einem Bayer

würde es das Herz (und den Magen) im Leibe umdrehen.

Außerdem besteht auch hier noch ein Theater, wo aber die Kunst mehr mißhandelt als geehrt wird. Ich ging einen einzigen Abend hinein, und war so befriedigt, daß ich es vorzog, den Platz nicht wieder zu besuchen. Das Local selber ist nicht schlecht, die Bühne geräumig und der Zuschauerraum weit und bequem. Das Orchester sitzt dabei hinter dem Souffleurkasten wie überall, aber nur in der Mitte der Bühne, so daß an beiden Seiten, bis dicht an die Lampen, noch ein Platz für das Parquet frei bleibt.

In Thalias Tempel wütheten damals gerade die nachgemachten Aethiopischen Sänger, aber ich hielt es kaum eine halbe Stunde aus, dem fürchterlichen Blödsinne zuzusehen.

Eine Zeit lang hatte dieses Theater einmal einen ganz tüchtigen deutschen Musik-Direktor, der die Sache ein wenig in Gang brachte, und, wie mir in Lima erzählt wurde, mit eisernem Fleiße arbeitete, den alten Schmutz auszukehren und fern zu halten. Die Geißel aller Theater-Direktoren blieb aber nicht aus; die erste Sängerin nämlich — denn erste Sängerinnen müssen chikaniren, wenn sie nicht eine Gemüthskrankheit bekommen

sollen — und Arthur Laukin, der es wirklich aufrichtig mit der Kunst meinte, zog sich weiter in das Innere der Peruanischen Berge zurück, wo er jetzt ganz der Kunst lebt und componirt.

Lima hatte auch vor einiger Zeit eine deutsche Zeitung, von einem Herrn Haller redigirt und gedruckt; Herr Haller wurde aber krank und die Zeitung, die sich überdies nur eben über Wasser hielt, ging ein. Allerdings leben genug Deutsche in Lima, die Deutschen im Auslande sind aber nun einmal schwer dahin zu bringen, eine deutsche Zeitung zu halten — obgleich es dieser nicht soll an Unterstützung gefehlt haben. — Ein rechtes Zusammenwirken unter den Deutschen findet überhaupt nicht statt — wir müßten eben keine Deutschen sein, wenn das anders sein sollte. — Zu meiner Freude habe ich aber doch gefunden, daß in Lima wenigstens keine offenen Zänkereien und Streitigkeiten zwischen ihnen bestehen. Die sich nicht leiden können, gehen einander ruhig aus dem Wege, und dazu ist die Stadt auch groß genug.

Nicht zu den Vergnügungen Limas kann man das neue Zuchthaus rechnen, jedenfalls das beste Gebäude in der ganzen Stadt, das fest und massiv aus Stein aufgeführt, aber noch nicht ganz

beendet ist. Man hat es nach dem neuen Zellensysteme errichtet, mit einem weiten, gewölbten Raume — wahrscheinlich die Kirche, in der Mitte, und fünf sternartig auslaufenden Flügeln, in denen die einzelnen Zellen liegen, während das Ganze noch von einer hohen, bewachten Mauer umschlossen ist. Gnade Gott aber den armen Sündern, die diese Zellen einmal, in diesem Klima, bewohnen müssen; sie sind neun Fuß lang und fünf Fuß breit, gerade lang genug, eine schmale Matratze hineinzulegen, und vier Schritte — wenn sie nicht zu groß sind — daneben hin und her zu machen.

Das Gebäude, wie es jetzt steht, kann sich Jeder frei ansehen, und möglich, daß es jenem Lima füllenden Gesindel einen heilsamen Respekt vor seinen Schlössern und steinernen Kasten einflößt; das aber wäre auch nöthig, denn bis jetzt scheinen sich die Spitzbuben wenig genug aus den Peruanischen Gefängnissen gemacht zu haben. Diese waren von ihnen gefüllt, und seit die Todesstrafe abgeschafft worden, mehrten sich die Einbrüche und Raubanfälle und Morde in einer erschreckenden Weise. Natürlich gab es bald gar keinen Platz mehr, die wirklich eingefangenen Verbrecher wegzustecken, und man behauptet allgemein, daß

die Polizei, wenn frische Zufuhr ankam, einfach Platz für sie gemacht, und die am längsten Sitzenden hinausgelassen habe. Man sah sich auch zuletzt genöthigt, die Todesstrafe wieder in Kraft treten zu lassen, und die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel haben sich seit der Zeit auffällig gezeigt. Den Tod scheinen die Peruaner doch zu fürchten.

Der Kirchhof Limas bietet manches Eigenthümliche. Der vordere Theil desselben sieht freundlich genug in der dürren, es umgebenden Wüste aus, denn einem deutschen Gärtner anvertraut, hat dieser den Eingang zu der stillen Ruhestätte der Todten in einen Garten umgewandelt, dessen Beete durch die hindurchströmende Wasserleitung frisch erhalten werden. Der eigentliche Gottesacker sieht dagegen ächt kaufmännisch und ordentlich aus, denn hier liegen die Todten, sauber und regelmäßig in Gefache eingepackt und aufgeschichtet, mit draußen einer Etikette, die Namen und Datum der abgelieferten Schuldverschreibung anzeigt.

Man befolgt hier das nämliche System wie in New-Orleans, die Särge in fest gemauerte Futterale einzuschieben, und diese dann mit Backsteinen und Kalk luftdicht zu verschließen. Vier

über einander bilden dann stets eine breite Mauer, die einen kleinen, für sich abgeschlossenen Hof umzieht, eine Art von geschlossener stiller Gesellschaft, die vollzählig, keine weiteren Mitglieder mehr aufnimmt, und deren Geister Nachts einen kleinen allerliebsten Privatcirkel auf dem gepflasterten Mittelhof halten können. Die reichen Todten wohnen auch im eigenen Hause, mit todeslänglichem Besitzrechte — die armen dagegen, wie das auch im Leben war, nur zur Miethe, und wenn ihre Zeit um ist, und keine neue Nachzahlung für sie gemacht wird, müssen sie anderen Frischgekommenen den Platz gönnen.

Der hintere Theil des Kirchhofs sieht nicht so geschäftsmäßig aus, denn hier sind offene, von niederen Mauern umschlossene Stellen, in denen die Aermsten, die unentgeltlich begraben werden müssen, in den rauhen Boden eben nur eingescharrt sind. Der Boden selber besteht hier nur aus Sand und großen Kieseln, und zierliche Gräber sind deßhalb auch nicht zu beschaffen — wären sie überhaupt für so arme Teufel nöthig. Ein rohes kleines Holzkreuz, oft nur aus zwei Splittern Holz zusammengebunden, bezeichnet die Stelle, wo sie liegen (nicht der Todten oder der Hinterlassenen, sondern nur des Todtengräbers wegen, den

Platz nicht zu verwechseln), und mit Kalk überworfen, scharrt man sie nach einigen Jahren, wenn der Platz wieder gebraucht werden sollte, aus, und verbrennt hinter dem Kirchhofe die etwa noch vorhandenen Ueberreste.

Während ich in Lima war, hatten wir auch einige leichte Erdstöße, von denen der eine aber doch stark genug war, daß ich Nachts davon aufwachte, und mein Bett wackeln fühlte. Ich wußte im Anfange, noch im Schlafe, nicht recht, was vorging; das sicherste Zeichen eines solchen Stoßes aber, besonders in der Nacht, ist das, daß alle Hunde an zu bellen fangen. In Lima selber befürchtet man aber wenig davon; die Gebäude sind alle schon darauf eingerichtet, und eine stete Gefahr stumpft auch den Menschen zuletzt vollständig gegen jedes Gefühl etwaiger Unruhe ab.

2.

Ein Ritt in's Innere.

Peru hatte ich besonders besucht, um die in Deutschland so oft besprochene Deutsche Colonie am Pozuzu (oder Pozuzo, wie es jetzt in Peru geschrieben wird) zu besuchen. Nach Allem, was ich darüber gehört, glaubte ich auch annehmen zu dürfen, daß ich die Colonie von Lima aus in höchstens acht Tagen erreichen könnte; sollte aber hier bald zu meinem Schrecken, und zwar von Herrn Damian von Schütz selber, erfahren, daß ich in der jetzigen Zeit (die Regenzeit in den Gebirgen) reichlich sechzehn bis achtzehn Tage gebrauchen würde.

Dies war mir eigentlich ein wenig zu viel, und ich überlegte mir schon im Stillen, ob ich mir nicht vielleicht den ganzen bösen Ritt schenken könne, da ich es nicht für möglich hielt, daß

mir das Resultat, Anstrengung und Kosten eines solchen Marsches, über beide Cordilleren hinüber, lohnen könne. Sollte das geschehen, so mußte ich mir in Lima selber genaue Erkundigungen über den dortigen Stand der Dinge einziehen, und dazu fand ich doch sicherlich genügende Gelegenheit. — Wie erstaunte ich jedoch, als ich fand, daß dies keineswegs der Fall sei, denn wenn ich auch ein paar Leute traf, die wirklich dort gewesen waren (Deserteure der Colonisten), so bekam ich nach ihren Beschreibungen nur eine ganz verworrene Idee, und merkte auch, daß der Eine besonders die Verhältnisse nur so schwarz als möglich schildern wollte, um sein eigenes Desertiren zu entschuldigen.

Die gebildete Classe von Deutschen in Lima, selbst die zahllosen Consuln eingeschlossen, wußten gar Nichts von der Colonie, als daß sie existire. Die Meisten hatten in der That nur das darüber gehört, was in der Augsb. Allgem. Zeitung gestanden.

Da half also Nichts, ich mußte selber hin, denn meinem ursprünglichen Plane wollte ich nicht gleich von allem Anfang an untreu werden. Ich machte mich dabei auf alle nur möglichen Beschwerden gefaßt — aber noch auf lange

nicht genug, wie sehr ich bald zu meinem Schaden erfahren sollte. Besonders hatte ich nie gedacht, daß ich je in einem wilden Lande so viel Geld ausgeben müsse, nur um von der Stelle zu kommen, so wie zu existiren.

Vor allen Dingen mußte ich mir in Lima ein Maulthier kaufen, und hatte sechs und eine halbe Unze zu bezahlen, um nur ein einigermaßen gutes und dauerhaftes Thier zu bekommen; aber mein Entschluß war einmal gefaßt, und ich säumte nicht, ihn in's Werk zu setzen.

Am dritten Weihnachtsfeiertage, Morgens etwa um zehn Uhr, ritt ich aus, meinen Revolver vorn im rechten Halfter, meine Doppelbüchse ebenfalls geladen an der Seite, denn eine Menge Mordgeschichten waren mir von diesem Wege erzählt, und ich besonders gewarnt worden, die Tour nicht allein zu unternehmen. Thatsache ist es, daß viele Menschen schon in der Nähe von Lima, aber nicht weiter ab als sechs oder acht Leguas, angefallen und ermordet wurden, und es war deßhalb immer besser, sich vorzusehen. Außerdem treiben sich auch, seit Aufhebung der Sclaverei, eine Unmasse von Negern hauptsächlich in Lima und in dessen unmittelbarer Nähe umher, und diesen Burschen ist eben so wenig zu trauen, wie den Süd-Amerikanern

selber, denn sie sind schon zu lange im Lande gewesen, um nicht Etwas wenigstens davon zu lernen.

Es ist eine ganz eigenthümliche Thatsache, daß man die noch so getreue Beschreibung eines fremden, besonders überseeischen Landes auch mit der größten Aufmerksamkeit lesen mag, und sich doch ein ganz anderes und verschiedenes Bild von dem Lande selber machen wird, das man beschreiben hört, als man es später in der Wirklichkeit findet. Man mag dabei noch so viel Erfahrung von anderen Ländern auf seiner Seite haben, es hilft Alles Nichts; die Phantasie, selbst des trockensten Menschen, spielt uns stets einen Streich, und wir sehen uns dann plötzlich in Scenen versetzt, mit denen wir von vorn herein vertraut zu sein glaubten, und die uns doch jetzt vollkommen unbekannt und fremd sind.

So ging es mir mit Peru, dessen Küste ich als dürr und steinig kannte, von dem ich aber geglaubt hatte, daß ich, nur die ersten Hügel überschritten, die ersten Meilen hinter mir, ein herrliches, mit Vegetation bedecktes Land finden würde, — und wie hatte ich mich darin getäuscht!

Mein nächstes Ziel, Cerro de Pasco, jene berühmte Silberstadt, und auch zugleich die höchste der Welt, für die ich irrthümlicher Weise früher Quito

gehalten, liegt 5000 Fuß höher als letztere Stadt, also etwa 14,500 Fuß über der Meeresfläche, schon an den Wassern des Amazonenstromes und in etwa nordöstlicher Richtung von Lima. Der Weg zieht sich auch aus Lima, wenn man die Brücke über den Rimack passirt hat, nördlich hinauf, bis zu dem kleinen Bergstrome Chillon, dem er von da an treu bis zu der Wasserscheide der Cordilleren entgegenführt.

In den Straßen von Lima selber sieht man dabei natürlich nur wenig von dem Charakter des Landes draußen, die dürren Küstenhügel ausgenommen, die kahl und nackt herüberschauen, und eben nicht viel Tröstliches von der nächsten Umgebung versprechen. Und jetzt verläßt man diese Straße und betritt einen breiten Weg, der eben so gut ein trockenes Flußbett sein könnte, denn er ist mit großen, von Wasser rund und glatt geschliffenen Kieseln bedeckt, deren Zwischenräume allein mit grauem Staub gefüllt sind. An beiden Seiten ist er mit einer niederen dicken Lehmwand eingefaßt, hinter der hie und da Weiden und auch wohl Fruchtbäume stehen, denn eine der Wasserleitungen, die Lima mit frischem und gutem Wasser versehen, führt hier durch, und begünstigt einigermaßen die Vegetation. Sonst ist Alles kahl, Alles dürr, todt

und wüst, und nicht ein Vogel — die ekeln Aasraben Limas ausgenommen — zu sehen.

Draußen am äußersten Thore Limas steht noch ein Garten, in dem ein Deutscher einen Schenkstand hat; es ist heute noch Feiertag, und die schwarz-roth-goldene Fahne weht darüber. Gegenüber flattern die Italienischen Farben im Winde — eine kleine scherzhafte Illustration, wie friedlich die beiden Flaggen dicht neben einander wehen könnten, wenn jede nur ihr eigenes Wohl im Auge hätte. Dahinter beginnt die Oede, und hie und da, noch nahe zur Stadt, stehen nur ein paar kleine offene Lehmhütten, in denen Tschitscha, wie altbackenes Brod und Papiercigarren dem reisenden Publicum für schweres Geld zur Verfügung gestellt sind. Wer sich dadurch nicht verführen läßt, reitet weiter, und sieht sich plötzlich am Ende des eingezäunten Weges, und am Fuße jener dürren Hügel selber, die selbst da, wo sich ein Thal hineinöffnet, Nichts, Nichts weiter bieten, als Sand, Staub, Steine, so wie hart gebrannte dürre, rothbraune Erde, auf der die Sonne niedersengend liegt.

So weit das Auge dabei die ebene Bahn bestrich, war kein menschliches Wesen zu sehen, nur hinter mir her kam in scharfem Trab ein einzel-

ner Reiter, dessen Bahn aber von hier links ab nach einem kleinen Städtchen lag. Er zügelte sein Pferd ein, als er mich überholte, und frug, wohin ich so allein wolle. Ich nannte ihm mein Ziel, das weit hinter den Cordilleren lag, und er schüttelte den Kopf. „Ich sollte mich in Acht nehmen“, meinte er, „denn es treibe sich wieder einmal böses Gesindel im Lande umher, dem sie bis jetzt vergebens nachgespürt hätten.“ Damit bog er seitab und verschwand wenige Minuten später in der Staubwolke, die sein eigenes Thier aus dem trockenen Boden schlug.

„In Acht nehmen,“ ich hatte weiter Nichts zu thun, zündete mir eine frische Cigarre an, und trabte wohlgemuth meine Bahn entlang. Mich drängte es nur, die Nähe der Küste zu verlassen, und zwar nicht der möglichen Räuber, sondern dieser traurigen Scenerie wegen, die ja doch im Innern mit einer mehr freundlichen Umgebung wechseln mußte.

Eine kleine halbe Stunde mochte ich so durch diese Einöde geritten sein, als ich vor mir Staub aufwirbeln sah, und gleich darauf erkannte ich drei Reiter, die auf meinem Wege Lima entgegensprengten. Es waren, wie ich bald fand, Neger, und ich lenkte mein Pferd nach der rechten Wegseite

hinüber, sie links an mir vorbei passiren zu lassen. Eine feste Begrenzung des Weges fand aber hier gar nicht statt, wo die Bahn Hunderte von Fußen breit dalag. Die Reiter theilten sich dabei, so daß ich zwei zur linken und einen zur rechten bekam; dicht bei mir zügelten sie plötzlich ihre Thiere ein, während einer der ersteren seinen Arm ausstreckte und: Feuer für seine Cigarre verlangte.

Die Möglichkeit ist nun, daß es ganz brave und harmlose Menschen waren, die nicht das geringste Böse im Schilde führten, nach allen früher gehörten Mordgeschichten war ich aber nicht gesonnen, ihnen hier allein, Einer gegen Drei, den geringsten Vortheil über mich zu gestatten, denn „Gelegenheit macht Diebe.“ Schon vorher hatte ich die Hand unter meinem Halfterdeckel, und den Revolver herausnehmend, sagte ich dem Manne vollkommen ruhig, „das sei das einzige Feuer' das ich zu vergeben hätte.“ —

Er prallte mit seinem Maulthiere rasch zur Seite, und die anderen Beiden lachten laut auf, ich aber gab meinem Thiere die Sporen, fest entschlossen, mich auf keine weitere Unterhaltung in Arms Bereich einzulassen. Als ich gleich darauf den Kopf nach ihnen zurückdrehte, sah ich, wie sie noch im Wege hielten. Ich wußte aber

recht gut, daß sie mir jetzt nicht mehr folgen durften, denn das wäre ein offener Beginn von Feindseligkeiten gewesen, bei denen sie, meiner Doppelbüchse gegenüber, bös den Kürzeren gezogen hätten. Das mochten sie auch recht gut selber wissen, denn ich wurde nicht weiter von ihnen belästigt, und hatte sie bald aus dem Gesichte verloren.

Mit meinem Maulthiere war ich ziemlich zufrieden; wie alle diese Thiere aber, die vortrefflich in Gesellschaft gehen, war es allein ziemlich faul und ich hatte die Sporen nöthig; so erreichte ich denn auch bald den kleinen Bergstrom Chillon, dem ich von jetzt ab entgegenreiten sollte, und fand an dessen Ufer wenigstens etwas Vegatation; immer aber noch weit weniger, als ich erwartet hatte. Das Thal dazu, dem ich aufwärts folgen sollte, lag zu beiden Seiten des Stromes dürr und kahl, und eine Menge von Einfriedigungen, die aus mauerartigen übereinander gelegten Steinen bestanden, gaben mir Stoff zum Nachdenken, weßhalb um Gotteswillen Menschen mit der größten augenscheinlichen Mühe und Arbeit eine Anzahl von Plätzen sorgfältig eingezäunt und abgegrenzt hatten, in denen auch nicht einmal ein einziger Grashalm wuchs.

Im „Winter" sollen diese Berge allerdings ein etwas freundlicheres Aussehen haben, denn obgleich es hier nie wirklich regnet, fällt doch dann und wann, wie mir gesagt wurde, ein feiner Sprühregen, der, mit dem Thau der Nächte, das Gras aus dem dürren Boden ruft und die Hänge mit einem matten, durchsichtigen Grün deckt. Möglich, daß dann diese Einfriedigungen zu Weiden werden, in denen sich kurze Zeit ein paar Maulthiere vor dem Verhungern schützen können. So viel ist übrigens sicher, daß sich viele dieser Landstriche durch Bewässerung mit nur einiger Arbeit trefflich verwerthen ließen, denn an Wasser fehlt es selbst diesen trockenen Hügeln nicht. Eine Menge von Quellen entspringen darin, und der Fluß oder Bergstrom selber hat Fall genug, ihn nach vielen Seiten hin zu verwenden. Das aber kostete Arbeit, schwere Arbeit, und dazu ist diese faule spanische Race nicht gemacht. Nur den Fremden will sie für sich schaffen lassen und scheint höchstens dazu gut, eine einträgliche Anstellung mit Würde zu verzehren oder den Tag über die Ellenbogen auf dem Ladentische abzureiben. Selber thätig sein wollen oder können sie nicht, und weite Strecken Landes, die reiche Ernten tragen könnten, werden deßhalb so lange unbenutzt und dürr liegen,

bis fremde Hände sich ihrer bemächtigen — was jedenfalls im Laufe der Zeit geschieht.

Ich passirte jetzt einige Haciendas, die, von Quellen und dem Chillon selber begünstigt, Pisang, Orangen, Futterkräuter und Zuckerrohr trugen. Ueberhaupt ist der Boden selber fruchtbar genug, und treffliche Gemüse werden hie und da, besonders von Deutschen, in der Nähe von Lima gezogen. Weiter oben verengte sich aber das Thal mehr und mehr, der vom Wasser getränkte grüne Streifen Land wurde schmaler und schmaler, und zog sich endlich nur noch wie ein Band dicht an den Ufern des Bergstromes entlang, während rechts und links die kahlen nackten Höhen wild und traurig in die blaue Luft hineinstarrten und von ihren öden, sonngebrannten, ja gebratenen Flächen eine erstickende Hitze ausströmten. Ueberhaupt war der Weg — von keinem einzigen Baume gegen die Sonnenstrahlen geschützt — Nichts weniger als angenehm zu reiten, und erst mit anbrechendem Abend wurde es kühl genug, mein Thier zu schärferem Schritt antreiben zu können.

Vor Dunkelwerden erreichte ich endlich eine Brücke über den Chillon, der hier viel zu reißend floß, als daß man ihn mit dem Pferde hätte passiren können. An der andern Seite lag eine

Hacienda, Macas, wo ich übernachten konnte, und ich fand dort wenigstens ein gutes Bett, von den Beschwerden des ersten Tages auszuruhen.

An der Brücke wurde mir von einem Chinesen Zoll abgenommen, und ich sah dicht an der Hacienda eine Menge niedriger, schilfgeflochtener, schmutziger Hütten, die von Chinesen wimmelten. Auf meine Erkundigung sagte mir der „Mayor domo“ (der Eigenthümer wohnte in Lima, oder befand sich wenigstens gerade dort), daß diese Chinesen sogenannte Culies seien, die einen achtjährigen Conctrat hätten, und nach dieser Zeit frei wären, für sich selber Etwas anzufangen oder sich auf eigene Hand zu verdingen. Diese hier hatten schon fünf Jahre ihrer Zeit abverdient, und der Mann versicherte, er sei mit ihrer Arbeit zufrieden.

Von Macas, bis wohin ich noch ziemlich ebenen Weg gehabt, brach ich am nächsten Morgen früh wieder auf und kam jetzt bald in das eigentliche Bergterrain des Landes. Der Chillon hat einen außerordentlich starken Fall, der gar nicht so selten in kleine Wasserstürze ausartet. Das Thal verengte sich außerdem immer mehr, die Felsen liefen an vielen Stellen schroff und steil bis in das Flußbett nieder, und da die peruanischen Wegbauer

nie ein Pfund Pulver verbrauchen, hemmende Felsen damit zu sprengen, so zieht sich der schmale Maulthierpfad denn auch bald steil einen solchen Hang hinauf, bald läuft er gelegentlich, wie es gerade paßt, eben so unerwartet bis zum Wasserrand hinunter, es den Maulthieren überlassend, ihre Bürde unaufhörlich auf- und abzuschleppen.

Dicht bei Macas, am rechten Ufer des Flusses und ziemlich hoch am Berge hinauf, in einer wilden Oede von nackten, unfruchtbaren Wänden, liegt eine alte indianische Stadt mit einem ganz eigenthümlich gespenstischen Aussehen. Die Mauern scheinen, so weit ich das aus der Ferne erkennen konnte, von Lehm zu sein; trotzdem aber daß die Dächer schon lange verfault und niedergebrochen waren, hatten sie doch in einem Lande, wo man keinen Regen kennt, der Zeit Widerstand geleistet, und unheimlich starrten noch jetzt die dunklen, augenartigen Fenster und Thüröffnungen, durch die schon lange, lange Jahre kein lebendes Wesen geschaut hatte, aus den weißen leeren Wänden heraus nach dem Wanderer unten. Noch ließ sich der frühere Marktplatz erkennen — noch die Ueberreste einer wahrscheinlich von den Spaniern gebauten Kirche, aber kein Fuß betrat mehr jene öffentlichen Plätze und Straßen, kein Haupt neigte

sich mehr in jener Kirche dem unbekannten neugebrachten und furchtbaren Gott, dessen Name in diesem neuen Welttheile mit Blut getränkt und mit Schrecken umgeben worden. Die bleichen, kahlen Mauern, die von dort herüberschimmerten, kamen mir vor wie ein riesiges Menschengerippe, das da drüben in der Sonne dörrte.

Aber auf diesen Wegen kann man sich nicht vielen Betrachtungen hingeben, denn man muß das Auge auf den Pfad selber halten, der von jetzt an bald steil aufläuft, bald tief abfällt, wie gerade das Terrain selber toll und wild seine Höhen aufgeworfen oder seine Tiefen gerissen hatte. Vom Wegbau haben die Süd-Amerikaner nur eine sehr unbestimmte Idee, die sich darauf beschränkt, die Bahn für ein Lastthier nur möglicher Weise passirbar zu machen. Schwierigkeiten im Wege wegzuräumen fällt ihnen nicht ein; sie umgehen dieselben, wenn auch auf noch so großen Umwegen, und was ihre Thiere dabei unnöthiger Weise auf- und abklettern müssen, wird gar nicht geachtet. Sprengpulver steht, wie mir gesagt wurde, sorgfältig auf allen Rechnungen, aber wie ein Steinbohrer aussieht, wissen sie schwerlich; wenigstens ist er nie angewandt.

Enger und enger wurde das Thal, aber hie

und da zeigten sich jetzt auch einige fruchtbare und angebaute Felder darin, und besonders üppig stand in diesen die Alfalfa, das Futterkraut für die Thiere. Auch Mais und Kartoffeln — denn das tropische Klima lag hinter mir, fand ich in der Nachbarschaft. Uebrigens hatte ich mir vorgenommen, heute noch das von Macas vierzehn Leguas entfernte Oberagilio, ein größeres Städtchen, zu erreichen, um in gutes Quartier zu kommen, und die Nacht brach ein, während sich der Weg noch steil am Flusse hinaufzog. Der Chillon bildete hier fast nur eine Kette von kleinen Wasserstürzen, und wundervoll sah es aus, wie die weiß schäumende Fluth donnernd und kochend aus dem dunklen Schatten der Felsen herausströmte und in tiefen Kesseln dann tief unten wirbelte und gährte. Der Pfad war dabei schmal und rauh, mein Thier mußte halbe Stunden lang über lose Felsstücken hinwegsteigen und selbst oft klettern; Maulthiere haben aber darin einen vortrefflichen Instinct, und man kann sie sich selber vollkommen ruhig überlassen, ja, je weniger man den Zügel führt, desto sicherer gehen sie. Es wurde aber doch neun Uhr, ehe ich die Stadt selber erreichte, und mit Mühe konnte ich noch Quartier für mich und einen Burschen bekommen, der

mein Maulthier für die Nacht in einen der porteros (Weideplätze) hinausführte. An ein Bett war ebenfalls nicht zu denken, und ich schlief die Nacht — wie schon so viele in meinem Leben — mit dem Kopfe auf dem Sattel in meinen Poncho eingewickelt.

Der nächste Tag brachte für mich eine freundlichere Scenerie, denn der wilde Strom schien genug Wasserstaub umherzustreuen, den Thalboden feucht und fruchtbar zu halten; auch wurde mir gesagt, daß es hier sehr häufig regnen solle. Ich hatte also die dürren, trockenen Küstenhänge Perus hinter mir und durfte jetzt doch wenigstens auf grüne Hänge hoffen. Es giebt nichts Traurigeres, als durch ein so ödes Land zu reiten.

Die Berge waren auch hier in der That mit grünen und Blumen tragenden Büschen bewachsen, und am Wege selber stand in großen duftenden Sträuchern das reizende Heliotrop (Vanille), das seinen Wohlgeruch mit der frischen Morgenbrise ausstreute. Allerliebste Colibris, purpurroth und grün und von winziger Kleinheit, summten und surrten um die Weidenbüsche des Stromufers, und buntfarbige, zierliche Vögel machten schwache und meist unglückliche Versuche, ein Concert anzustimmen.

Die Vögel Amerikas haben herrliche Farben, aber nur sehr wenige können wirklich singen, und unsern Waldsängern daheim kommt keiner gleich, den Mocking bird von Louisiana, der auch die amerikanische Nachtigall genannt wird, vielleicht ausgenommen.

Alfalfa, Mais und Kartoffeln wuchsen hier üppig, blieben aber auf das schmale Thal beschränkt, und nur hie und da hatten sich die Bewohner in die Hänge hinaufgewagt und ordentliche Felder angelegt, die grün und fruchtbar aussahen. Wenn die Leute hier ordentlich arbeiten wollten, könnten sie gewiß genug ziehen; wenig aber brauchen sie nur zum Leben, und über das Wenige hinaus gehen dann auch ihre Anstrengungen nicht, wie man es ja in ganz Süd-Amerika, wie man es bei der ganzen spanischen Race findet.

Gegen Abend überholte ich einen Arriero, der mit Packthieren nach Cerro de Pasco und weiter nach Huánaco zog. Den Thieren waren die kupfernen Gefäße zu einer Branntweinbrennerei aufgeladen, und einzelne davon trugen riesige kupferne Kessel, die diese Leute mit großer Gewandtheit auf den Packsätteln festzuschnüren wissen. Rauh genug gehen sie freilich mit den ihnen

anvertrauten Gütern um, denn rauh ist auch der Weg und rauh das Volk, und was sich eben nicht gutwillig mit den rohledernen Schnüren festigen läßt, muß entweder biegen oder brechen. Den Schaden trägt natürlich der Empfänger, weßhalb also auch große Vorsicht damit brauchen? Mehrere der kupfernen Gefäße und Röhren waren schon eingebogen, und ein paar der Abzugshähne vollkommen abgebrochen, so daß ich in der That nicht weiß, wie sie das im innern Lande je wieder repariren können.

Da ich am vorigen Tage einen sehr weiten Ritt mit meinem Thiere gemacht und es etwas schonen wollte, so blieb ich an diesem Tage bei den Arrieros, natürlich in der Voraussetzung, daß wir wieder irgend ein bequem gelegenes Haus erreichen würden, in dem wir übernachten könnten. Darin sollte ich mich aber getäuscht sehen. Höher und steiler stieg der Weg hinan; fruchtbare, angebaute Felder hatten wir schon gegen Mittag hinter uns gelassen, und viele Strecken mußte ich absteigen und zu Fuße gehen, um meinem Thiere nur einigermaßen den Weg zu erleichtern. Aber wir erstiegen auch jetzt den scheidenden Bergrücken der Cordilleren, in die wir so allmählich hineingekommen

waren, daß ich es gar nicht recht merkte, bis mich die kältere Luft darauf aufmerksam machte.

Einer Menge von Maulthieren und Eseln begegneten wir dabei, oder überholten sie auch, die theils leer von Cerro herunterkamen, theils eine Menge der verschiedenartigsten Waaren hinaufschafften. Ganze Karawanen von Eseln besonders trugen jene schweren eisernen, mit Schrauben versehenen Gefäße, in denen das Quecksilber verschickt wird, das sie in Cerro zur Amalgamation gebrauchen. Große Fässer trugen andere und riesige Kisten, ja eines der unglücklichen Thiere hatte sogar ein ganzes Pianino auf dem Rücken, das es von Lima aus in die 48 Leguas — circa 34 deutsche Meilen — entfernte Bergstadt hinaufschleppen mußte. Wer die Wege selber kennt, sollte das fast für unmöglich halten, aber Maulthiere machen fast Alles möglich, was in ihr Fach schlägt, und nicht sehr rasch, aber vollkommen sicher verfolgen sie ihre Bahn. Manchmal freilich wird es ihnen doch zu viel, und besonders hier oben, wo die Berge nur höchst dürftig Futter tragen und Nichts auf der Gotteswelt mehr zu kaufen ist, verlassen sie nicht selten ihre Kräfte. Die Beweise liegen dazu in zahlreichen gebleichten Maulthier- und Pferdegerippen auf den Höhen und hauptsächlich

an der Straße selber, denn so lange sie nur noch kriechen konnten, gönnte man ihnen keine Ruhe. Oft wird ja sogar erst den todten die bitterschwere Last abgeschnallt, die das arme, von Hunger ermattete Thier zu Boden drückte. Arrieros können nämlich, oder wollen für ihre Thiere kein Futter kaufen, und sobald sie diese Höhe erreichen, wo deßhalb auch nie Jemand einen Vorrath von Futter einlegt, so treiben sie ihren Trupp von Thieren einfach auf die Weide. Wie gesund die aber für sie sein muß, sah ich am nächsten Morgen, wo der ganze Boden weiß mit Reif gedeckt war.

Diese Nacht, die ich vollkommen im Freien zubringen mußte, fror ich furchtbar, denn eben erst aus einem heißen Klima so recht mitten wieder in den Winter hineinzukommen, wollte meinem Körper gar nicht zusagen. Du lieber Gott, ich wußte ja nicht, was mir noch Alles bevorstand, und wie oft ich in den nächsten Wochen das Klima von heiß zu kalt und von kalt zu heiß wechseln sollte. Nahrungsmittel waren außerdem ebenfalls keine zu bekommen. Nicht weit von dort, wo wir absattelten, hatte allerdings ein Schäfer seine kleine, runde, mit Rasen gedeckte Hütte, in der er die Nacht warm genug liegen mochte, aber Nichts

weiter als etwas sogenannte chupa oder Suppe, die er uns anbot, die ich aber, mit der frischen Erinnerung an die Ecuadorische Kochkunst, hartnäckig verweigerte. Ich führte etwas Brod und Chocolade bei mir und hielt davon mein frugales Abendbrod.

Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich früh wieder auf, d. h. die Arrieros begannen mit ihren Thieren sehr früh; ehe sie aber allen die Sättel aufgelegt und die Packen festgeschnürt hatten, verging doch eine ziemlich lange Zeit und ein schöner Theil vom Tage. Mir selber wurde dabei die Zeit lang, und sobald ich mein Thier fertig gesattelt hatte (wobei mir die Hände so froren, daß ich sie abwechselnd in die Tasche stecken mußte), sagte ich den langsamen Arrieros adios und trabte frisch in die wilde, öde Bergwelt hinein. Und wie wild, wie öde sah das hier aus; wie kahl und starr hoben sich die nackten, nur dürftig mit einem gelblichen Grase bewachsenen Kuppen empor, zwischen denen nur manchmal eine einzelne stille Lagune der Scenerie einige Abwechselung gab! — Und trotzdem war kein einziges wildes, d. h. jagdbares Thier zu sehen. Hoch, hoch über mir, aber weit außer einer Kugel Bereich, kreisten wohl ein paar Condore, sonst aber — zwei schwarze Bläß-

enten ausgenommen, die auf der einen Lagune schwammen — fand sich kein einziges lebendiges Wesen, und ich und mein Maulthier schienen in der ringsum ausgestorbenen Schöpfung allein übriggeblieben zu sein.

Ein paar Mal, wo es ziemlich steil bergauf ging, stieg ich ab, es dem Thiere zu erleichtern, und fand dann zu meinem Erstaunen, daß mir das Athmen sehr schwer wurde. Auch Kopfschmerz bekam ich, oder eigentlich keinen wirklichen Schmerz, sondern nur eine Art unangenehmes Zusammenpressen der Schläfe. Freilich war alle Ursache dazu vorhanden, denn ich befand mich hier, als ich die Höhe endlich erreichte, auf dem höchsten Passe der Cordilleren und 16,000 Fuß hoch über der Meeresfläche. Ich fühlte dabei besonders die beißende Schärfe der Luft, wenn ich den Athem durch die Nase zog, sonst aber von allen jenen Unbehaglichkeiten, von denen mir früher war erzählt worden, Nichts. Es soll nämlich gar nicht so selten vorkommen, daß Menschen und selbst Maulthiere einen wirklichen Krankheitsanfall auf dieser Höhe bekommen, eine Art von Seekrankheit, die von furchtbaren Kopfschmerzen und tödtlicher Ermattung begleitet ist. Die davon befallenen Maulthiere stürzen plötzlich nieder, und wenn man

sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt, zittern sie an allen Gliedern, und können sich vor Mattigkeit kaum selber von der Stelle schleppen, viel weniger noch einen Reiter tragen. Man nennt diesen Anfall, wenn ich nicht irre, hier im Lande Wedde, und er muß, nach Allem, was ich darüber gehört habe, weit eher in gasartigen Luftströmungen, als in der wirklichen Höhe seinen Ursprung haben, da er nie eigentlich auf dem höchsten Punkte des Passes, sondern mehr an dem östlichen Hange der Cordilleren vorkommt.

Der eigentliche Gipfel der Cordilleren zeigt sich aber hier keineswegs so scharf und entschieden ausgeprägt, wie weiter südlich und östlich von Valparaiso, wo man den wirklich scheidenden Gebirgsrücken in einer halben Minute passiren kann. Hier ist die Höhe weit mehr gebrochen, und in kleine Hügel und Tiefen abgetheilt; sogar eine Lagune hat sich dort oben gesammelt, und ich fand eigentlich erst, daß ich den wirklichen Hauptgipfel erreicht hatte, als ich plötzlich wilde, mit Schnee bedeckte Hänge vor mir sah, deren weiße Flächen tiefer hinabreichten, als ich mich selber befand. Die Schneegrenze, das heißt die Linie des ewigen Schnees, die in der Schweiz etwa auf 9000 Fuß liegen wird, wenn auch einzelne von ihren Glet-

schern bis 8000 herunterreichen, liegt wunderbarer Weise unter und nahe den Wendekreisen viel höher, als unter der eigentlichen Linie selber, denn sie beträgt unter dem Aequator 15,000 und unter jenen 16—17,000 Fuß. Woher das kommt, ist noch nicht erklärt, wenn auch für Amerika allein eine Erklärung leicht würde. Gerade unter dem Aequator und in wenigen Graden davon liegen hier nämlich eine Menge sehr hoher, schneebedeckter Berge, und unter ihnen der riesige Chimborazo, der mit einer Masse von 5000 Fuß in die Schneeregion hineinreicht. Natürlich verbreiten diese ausgedehnten Schneefelder auch eine viel größere Kälte als dort, wo diese Kuppen nur vereinzelt emporragen, und müssen deßhalb die Schneegrenze auch tiefer in das niedere Land drücken. Die nämliche Erscheinung, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstabe, haben wir schon mit der Schweiz und Tyrol, denn in dem letzteren Lande, das keine so weite schneebedeckte Flächen hat, wie das erstere, liegt die Schneegrenze ebenfalls höher, und 9000 Fuß hohe Kuppen tragen hier nur im Winter Schnee, und auf dieser Höhe noch das zarteste und süßeste Alpengras.

Von hier ab senkte sich der Weg bald wieder bis zu etwa 14,000 Fuß nieder, führte aber nicht

wieder, wie ich gehofft hatte, in fruchtbare Thäler hinab, sondern hielt sich auf diesen Höhen, die man hier punas nennt, und wo nur allein ein dürftiges, vom Reife nicht selten wie gesengtes Gras Schaf- und Llamaheerden am Leben erhält. Die Schafe haben wahrhaftig kein leichtes Brod, wenn sie sich an den Hängen ihre Nahrung suchen wollen, und die Llamas halten sich lieber in den tiefer gelegenen und sumpfigen Stellen auf, die das Schaf vermeidet. Das Llama hat aber auch breite Hufe oder vielmehr Schalen, mit denen es nicht so tief in den weichen Boden einsinkt, kann auch vielleicht eher das im Wasser wachsende und mehr sauere Gras vertragen, als das Schaf.

Diese Cordilleren sind die eigentliche Heimath des Llamas, das aber nicht mehr wild angetroffen wird, sondern überall in zahmen Heerden beisammen lebt. Das Vicunna dagegen, eine kleinere Gattung, kommt hier noch wild vor, und läßt sich entweder nicht zähmen, oder ist auch vielleicht zu schwach, irgend eine Ladung zu tragen. Früher soll es auch Guanácos gegeben haben, deren eigentliches Vaterland Patagonien bis zum 30. Breitengrade hinauf ist, diese sind aber jetzt ausgerottet oder nach dem Süden hinunter-

getrieben, wo man sie noch in zahlreichen wilden Rudeln findet.

Die alten Ynkas, deren Erinnerung jetzt nur noch im Munde des Volkes lebt, während ihre einfachen Bauwerke selbst noch bis auf unsere Tage dem Zahne der Zeit getrotzt haben, hielten nicht selten große Jagden auf das Vicunna und zwar auf eine höchst eigenthümliche Weise, indem sie dieselben „verlappten." Nach allen Beschreibungen nämlich scheinen sie wirkliche Federlappen gehabt zu haben, mit denen sie, wo sie ein Rudel dieser Vicunnas trafen, dasselbe einkreisten und den Ring immer enger und enger zogen, bis sie die einzelnen Thiere mit dem Lasso sichern oder mit ihren Pfeilen tödten konnten. Die Federlappen waren dabei gar nicht so hoch, aber kein Vicunna wagte es sie zu überspringen. Nur wenn sich ein oder mehrere Guanácos mit im Rudel befanden, was zienlich häufig scheint der Fall gewesen zu sein, so war die Jagd vergebens, denn diese letzteren übersprangen die Lappen, und sobald eines dieser Thiere hinübersetzte, blieben die Vicunnas auch nicht zurück, sondern folgten dem Beispiele. Die Indianer hüteten sich auch deßhalb wohl ein Rudel einzukreisen, bei dem sie eines der klügeren Guanácos spürten.

Das wilde Guanáco hat eine bestimmte Farbe, wie überhaupt fast alle wilde Thiere — das gezähmte Llama dagegen findet sich von allen Farben, schwarz, weiß, braun, grau, gefleckt, ja selbst getigert, und es giebt kaum etwas Bunteres auf der Welt, als eine Heerde dieser hübschen, langhalsigen, zottigen Thiere, die nicht scheu, aber doch erstaunt den schönen Kopf emporwerfen, wenn ein einzelner Reiter auf diesen Höhen die stille Oede ihrer Weiden unterbricht. Es giebt aber gewiß nichts Herzigeres und Lieberes auf der ganzen Welt, als so ein junges Llama mit seiner seidenweichen und dichten Wolle, und ich hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn ich eines dieser prächtigen kleinen Dinger hätte mitnehmen können. Aber ich hatte Mühe genug, mich selber vorwärts zu bringen, und überhaupt können die Llamas auch das heiße, trockene Land der Küste gar nicht recht vertragen. Sie kommen allerdings dann und wann in einzelnen Heerden selbst bis nach Lima hinunter, aber man treibt sie stets wieder so rasch als möglich zurück in das höhere, kältere Land, das ihre eigentliche Heimath ist und dessen rauher Luft zu begegnen, sie einen ganz anständigen warmen Pelz auf dem Leibe tragen.

Mein Maulthier hatte sich oben in der feinen

und dünnen Luft ziemlich gut gehalten; beim Bergsteigen schien ihm nur auch die Luft etwas zu fehlen, denn es schnaufte schwer und blieb oft stehen, sich auszuruhen. Um es nicht zu sehr anzustrengen, machte ich deßhalb einen kurzen Tagesmarsch und blieb in dem ersten Tambo, der unten am Fuße des oberen Rückens ziemlich einsam in den Bergen lag. Diese Tambos, kleine niedrige Lehmhütten, die in größeren Städten wohl auch dann und wann ein Bett für den Fremden und Reisenden haben, sind in dieser Wildniß natürlich nur einfache Nachtquartiere, in denen man höchstens Abends eine Kartoffelsuppe und — wenn man Glück hat — ein Stück Fleisch, aber sonst nicht die geringste weitere Bequemlichkeit findet. Wenn man schlafen will, wird Einem für die Nacht ein halbes Dutzend trockener Schaffelle anvertraut, auf denen man wenigstens vor der Feuchtigkeit des Bodens geschützt ist; sonst muß man, wie gewöhnlich, seinen Sattel zum Kopfkissen, seinen Poncho zur Decke nehmen, und wenn die Luft recht kalt und eisig über die Schneeberge herüberstreicht, kann man nach Herzenslust unter der dünnen Decke schütteln und frieren.

Ueberreinlich sind dabei diese Nachtquartiere ebenfalls nicht, und wenn es nicht unumgänglich

nöthig ist, sollte man sich nie in der Nähe des Heerdes aufhalten — wo die Suppe bereitet wird — vorausgesetzt nämlich, daß man etwas eigen in Bereitung der Speisen wäre. Dennoch ist es kein Vergleich mit dem Innern von Ecuador, denn gegen die Bewohnern dieses Landes sind die Peruaner wirklich wahrhafte Holländer. Das Hauptnahrungsmittel dieser Höhen sind Kartoffeln (die aber auch aus mehr „tropischen" Gegenden eingeführt werden müssen) und Schaffleisch. Mais bekommen sie ebenfalls dann und wann herauf, und dörren ihn mit Fett, wo er ihnen als Brod dient.

Von diesem Hause aus, Casacaucha, wo ich übernachtete, brach ich am nächsten Morgen wieder ziemlich früh auf, um ein kleines Städtchen, Ualjay, zu erreichen. Der Weg dorthin, der noch immer auf der Puna fortführte, war aber heute sehr schlecht, denn obgleich hoch in den Bergen und an grasigen Hängen hinführend, zeigte sich der Boden doch so weich und sumpfig, daß mein Maulthier ein paar Mal zu versinken drohte und von da an nur mit der äußersten Vorsicht weiter gebracht werden konnte. Allerdings hat der Staat, da dies der Hauptweg der ganzen Republik ist, den Weg verbessern und an den schlimmsten Stellen

ordentlich pflastern lassen. Da dies aber nur mit sehr rauhen Steinen geschehen konnte, die noch dazu kein festes Lager fanden, so drückten sie sich natürlich theils in den sumpfigen Boden ein, theils schoben sie sich auseinander, und eine schönere Gelegenheit, die Beine eines Maulthiers zu zerbrechen, giebt es wohl auf keiner Straße der Welt.

Unterwegs sah ich Nichts als zahlreiche Schaf- und Llamaheerden. Die Schäfer wohnen in kleinen runden Hütten, deren etwa vier Fuß hohe Mauer von Steinen aufgebaut ist, auf denen ein spitzes Dach von dick aufeinander gelegten Binsen ruht. Als Brennmaterial dient ihnen dabei der an sumpfigen Stellen abgestochene und in der Sonne getrocknete Rasen, und sie haben im Innern aus Lehm roh zusammengeklebte und von ihnen selbst aufgestellte Oefen, die so trefflich geformt sind, daß sie tüchtig ziehen und eine höchst wohlthätige Temperatur im Innern verbreiten. Rings im Innern der Hütte läuft dann eine Bank von eben solchen Rasenstücken aufgestellt, die über Tag zum Sitz und Nachts zur warmen Lagerstätte dient. Der Rauch zieht natürlich durch das Dach, oder wo er eben sonst einen Ausweg findet — Schornsteine kommen nicht vor.

Ualjay erreichte ich etwa 3 oder 4 Uhr Nach-

mittags, und da ich von hier aus noch etwa acht Leguas bis Cerro hatte, beschloß ich da die Nacht zu bleiben. Ein guter Tambo sollte ebenfalls im Orte sein; vergebens frug ich aber dort um Nachtquartier, vergebens hielt ich bei jedem nur einigermaßen anständigen Hause, das ich in dem kleinen Städtchen fand, quarto zu bekommen; Niemand wollte den Fremden beherbergen, und „no hay quarto“ lautete der Bescheid.

Wäre ich nun ein schüchterner junger Reisender gewesen, so hätte ich jedenfalls diese Nacht müssen unter freiem Himmel zubringen — keinesfalls etwas Angenehmes, da es etwa eine Stunde später scharf zu graupeln anfing und die Nacht tüchtig fror. Ich hatte aber schon genug von der südamerikanischen Race gesehen, um zu wissen, wie man sie behandeln muß, und so wie ich meinen Rundritt gemacht und nirgends ein Nachtquartier gefunden, ritt ich vor das beste Haus der Stadt. Dort stieg ich einfach ab, schnallte meinen Sattel ab und trug ihn in das Haus, stellte meine Büchse in die Ecke und erklärte dem Besitzer, der mich vorher selbst ziemlich barsch abgewiesen, daß ich eingezogen sei. Er schien das auch vollkommen in der Ordnung zu finden; über meine vorherige Anfrage wurde kein Wort mehr gesprochen, und

der Mann wurde von da an so freundlich, wie er nur sein konnte. Ich bekam sogar etwas sehr Seltenes, für mein Maulthier etwas Hafer und Mais, denn draußen auf der Weide war wenig oder gar Nichts für dasselbe zu finden.

Außerdem entdeckte ich eine Tienda, in der ich ein Licht, etwas Brod und ein Blech mit Sardinen in Oel kaufen konnte; Chocolade und etwas guten Cognac hatte ich selber bei mir, und wenn der Leser wissen will, wozu ich solche lukullische Vorbereitungen an einer solchen öden Stelle machte, so muß ich ihm einfach sagen, daß es Sylvesterabend war, den ich an diesem Orte allein und einsam verbrachte. Natürlich wollte ich ihn auf eigene Hand feiern, und mir wenigstens einen ordentlichen Grog brauen, um die Gesundheit meiner Lieben und Freunde daheim zu trinken.

Wie dann die Zeit kam, daß daheim die Mitternachtsstunde schlug, und während ich im Geiste die fröhlichen Paare in den erleuchteten Sälen dahin fliegen, während ich manches stillen traulichen Stübchens gedachte, in dem sich gute Menschen ein fröhliches „Prost-Neujahr" entgegenriefen — während ich wußte, wie — doch das Alles läßt sich eben nicht so mit Worten sagen, wie man es in einer solchen Stunde fühlt; als es aber daheim

12 Uhr war, und während in Ualjay der Hagel auf das Dach niederrasselte und auf das hölzerne Vordach der Verandah schlug, lag ich ausgestreckt auf meinen Schaffellen, den Kopf auf dem Sattel, den dampfenden Grogbecher neben mir und ein herzlicher gemeintes „Prost-Neujahr" hat Niemand aus der weiten Fremde in die Heimath gesendet, die guten Menschen dort zu grüßen.

Sonst schlaf' ich, so wie ich den Kopf auf den Sattel drücke — heute ging's nicht, und lange, lange noch lag ich träumend wach, rauchte eine Cigarre nach der andern, und blies den Dampf in das neben mir stehende flackernde Licht hinein.*)

So lag ich, bis es da oben schon sicher zwölf Uhr war, aber in Ualjay blieb Alles still und stumm. Das alte Jahr war vorüber und ein neues fing an, das etwa wußten die Leute, und Weiteres kümmerte sie nicht. Wie hätten sie auch mit irgend einem bestimmten Gefühle das alte Jahr scheiden sehen sollen, da sie überhaupt gar kein

---

*) Der Mensch kann nämlich, wie bekannt, nicht im Dunkeln rauchen, so sonderbar das auch für einen Nichtraucher klingen mag. Sobald man den Dampf nicht sieht, weiß man nicht, ob Pfeife oder Cigarre brennt und demzufolge wäre der Genuß des Rauchens also in der That nur eine Einbildung.

bestimmtes Gefühl für Zeit haben. Sie wissen, daß das Jahr 365 Tage hat, das ist Alles. Wie rasch diese fliegen oder wie langsam, bleibt sich völlig gleich, denn so wie ein Tag vorbei ist, kommt ein anderer, der genau so aussieht und ganz denselben Werth hat wie sein Vorgänger. Wozu die Tage etwa zu gebrauchen wären, und daß sie doch vielleicht selber in die Welt gesetzt sein könnten, derselben Etwas zu nützen, fällt ihnen gar nicht ein.

Daß wir Europäer diesen Zeitabschnitten vielleicht ein Wenig zu viel Nachdenken widmen, ihnen vielleicht etwas zu große Bedeutung beilegen, mag vielleicht sein, aber so ein neues Jahr ist doch auch immer wieder ein Riesenschritt dem Grabe entgegen, nach dem gemessen unsere Bahn nicht eben lang erscheint, und wenn Einem bei einem solchen Schritte dann noch eine ganze Menge von anderen Dingen einfallen — wer kann's dem armen Menschenherzen da verdenken?

Mein Licht wehte endlich nieder, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, stand die Neujahrssonne schon hoch am Himmel. Da ich übrigens keine Neujahrsvisiten zu machen hatte, störte mich das wenig, und ich stand langsam auf, meine Chocolade zu kochen und dann mein Pferd zum Weitermarsche zu satteln.

Als ich die Thür öffnete, schien und blitzte die Sonne auf die weiß bereiften und behagelten Wiesen und Dächer — Schnee und Eis unter 11 Grad Süder Breite in Peru, wo, allen authentischen Bildern nach, die Leute als einzige Kleidung einen Schurz von roth und gelben Federn und eine ebensolche Krone tragen. Wetter noch einmal, wie fest ich mich in meinen Poncho einwickelte und wie oft ich die Finger wärmen mußte, bis ich den Sattel wieder aufgeschnallt hatte.

Was half es mir jetzt, daß ich den Winter unter den Tropen zubrachte? Ich fror hier mit meinen verhältnißmäßig dünnen Kleidern mehr, als ich in Deutschland im kältesten Winter gefroren haben würde. Die aufsteigende Sonne leckte aber bald den Reif von den Hängen, und erst einmal im Sattel wurde mein Thier, wie ich, bald warm genug.

Von hier aus führte der Weg bis Cerro de Pasco nur durch eine weite Pampas — eine fast ununterbrochene Hochebene, auf der das Maulthier wacker austraben konnte. Trotzdem daß hier die eigentliche Regenzeit schon länger eingesetzt, war ich doch bis jetzt glücklich verschont geblieben, und selbst die, jene Ebene durchströmenden Flüsse hatten sich

so niedrig gehalten, daß ich sie alle an den verschiedenen Furten passiren konnte.

Ganz merkwürdig ist die Scenerie, die sich dem Reisenden bietet, wenn er das enge Thal hinter sich läßt, in dem Ualjay noch liegt. Dort öffnet sich die Pampas vor ihm, und rechts und links weichen die niederen Berghöhen mehr und mehr zurück. Diese bestehen aber hier aus den wunderlichst geformten Steinen und Felsblöcken, die sämmtlich aussehen, als ob sie theils gemeißelt, theils durch Menschenhände sorgfältig auf einander geschichtet wären. Dazu ist der ganze Berg nicht etwa Fels, sondern Rasenboden, aus dem die einzelnen Steine ordentlich wie herauswachsen, und was für sonderbare Gruppen bilden sie. Hier steigt ein einzelner Pfeiler, wohl 60 bis 80 Fuß hoch, vollkommen isolirt empor, dort sind vier oder fünf Felsblöcke zu einer Art riesigen Menschenfigur, die einen weitausstehenden Hut trägt, aufgeschichtet, und alle möglichen fabelhaften Ungethüme kann sich die nur einigermaßen lebhafte Phantasie aus ihren zerrissenen Gestalten und Formen zusammenstellen.

Man soll nie in der Welt Etwas aufschieben — als ich dort vorbeikam, wollte ich mir ein paar der sonderbarsten Gruppen abzeichnen, verschob

es aber auf den Rückweg, und als ich zurückkam, regnete es gerade an der Stelle, was vom Himmel wollte, und ich mußte machen, daß ich nach Ualjay hineinkam.

Hier traf ich mit einer kleinen Reisegesellschaft zusammen, die ebenfalls von Lima kam und nach Cerro de Pasco wollte. Es war ein Kaufmann aus dieser Stadt mit seiner jungen Frau, einen kleinen fünfjährigen Burschen vor sich auf dem Sattel, und ein älterer Herr, der sie begleitete — möglicherweise der Schwiegervater.

Unterwegs fanden wir einen jener kleinen Haidevögel, die sich ziemlich zahlreich in der Steppe finden. Sie sind etwa von der Größe einer Lerche, mit der sie auch sonst viel Aehnlichkeit haben, und weiß und schwarz gefleckt. Dies kleine harmlose Thier flatterte um uns her, und wir sahen, wie es eines seiner Jungen, das noch nicht recht flügge war, wegzubringen suchte. Die junge Frau äußerte den Wunsch, den kleinen Vogel zu haben, und der gehorsame Gatte willfahrte dem. Die arme Mutter flog mit ängstlichem Flügelschlag und Klageruf hinter uns drein, als ob sie den Raub zurückerbitten wollte. Ich sagte der jungen Dame, daß sie unmöglich das

kleine hülflose Thier am Leben erhalten könne; ihre einzige gleichgültige Antwort darauf aber lautete: „ich weiß es,“ und sie behielt das arme Thierchen in der Hand, bis es die Mutter lange in Verzweiflung aufgegeben hatte, und sie es müde war, dasselbe zu tragen — dann warf sie es auf die Steppe hinaus, um dort zu verschmachten.

Es war eine noch junge, ganz hübsche Frau, aber ich hätte von da an kein freundliches Wort — nicht einmal ein artiges — mehr mit ihr wechseln können. Keinesfalls hatte sie ein Herz, wie sie sich denn auch um ihr eigenes Kind den ganzen langen Weg nicht ein einziges Mal bekümmerte.

Hier begegneten wir einer Masse von Arrieros, und besonders Llamatreibern, denn Cerro de Pasco ist eine nicht unbedeutende Stadt, die außerdem Nichts selber erzeugt, sondern Alles, bis auf das Letzte, aus der Umgegend muß zugeführt bekommen. Nur das Silber, um dafür zu bezahlen, liegt um sie her im Bauche der Erde, und die Menschen haben sich in einer kalten Einöde angesiedelt, das herauszuwühlen.

Pasco war die frühere Minenstadt, etwa drei Leguas von dem jetzigen Cerro entfernt, die Minen dort aber gaben aus, und die Bewohner von

Pasco zogen sich meist alle nach den reicheren Minen von Cerro hinüber, wo sie sich häuslich niederließen. Da aber Cerro von Pasco ursprünglich kam, nannten sie die Stadt, wie es auch daheim nicht selten unsere Schriftsteller thun, Cerro de Pasco.

Pasco besteht solcher Art noch immer fort; wir konnten es vor uns an einem kahlen, trockenen Berghange liegen sehen, aber nur noch wenige Einwohner sind dort, mehr aus alter Gewohnheit, als eines wirklichen Nutzens wegen kleben geblieben, und weder Handel noch Gewerbe blühen in der Mutterstadt, die das junge, silberreiche und geadelte Cerro lange überflügelt hat.

Auch ein paar Haciendas sahen wir unterwegs, aber die Eigenthümer derselben müssen sich auf dieser Höhe einzig und allein auf die Viehzucht beschränken, denn allen Feldfrüchten sind die Nachtreife, die hier das ganze Jahr eintreten, stets verderblich. Auf dieser Höhe kann natürlich weder Sommer noch Winter einen Einfluß haben, und wenn die Sonne auch im Sommer, wo sie über Kopf steht, am Tage etwas wärmer scheinen mag, und etwas mehr Schnee von den Gebirgen wegfrißt, so bleibt die Luft doch immer kalt und dünn,

und die Nächte sind stets dem Frost und Reif preisgegeben.

Einen wundervollen Anblick hatten wir aber auf dieser Hochebene, denn wie sich gegen Mittag der auf den Flächen lagernde Nebel hob, sah ich das herrlichste Panorama von Schneegebirgen um mich her, das sich auf der Welt denken läßt. Diese schneebedeckten Kuppen schienen allerdings von dort aus, wo wir uns befanden, nicht übermäßig hoch — lag doch die Ebene selber wenigstens 14,000 Fuß über der Meeresfläche, aber wie ein weißer zackiger Gürtel spannte sie sich um uns her, oft tüchtige Joche in die Wolken reckend, um deren scharfgerissene Spitzen dünne, schleierartige Nebel schwebten.

Thätige Vulkane schienen übrigens nicht darunter zu sein, wenigstens konnte ich nirgends die dunkeln Rauchsäulen erkennen, die in Ecuador so manches Schneegefilde überhängen.

Die Pampas bildet hier solcher Art einen von mächtigen Hängen eingeschlossenen Kessel, der ebenfalls eine 4 Leguas im Umfange haltende Lagune trägt. Alle die Wasser aber, die hier entspringen, nähren schon den Amazonenstrom, und fließen in ihm dem Atlantischen Oceane zu.

Diese Lagune weit zur rechten lassend, zieht

sich der Weg, während die Stadt Pasco ebenfalls auf dem rechten Hügelhange liegen bleibt — mehr nach links hinüber, und etwa um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir die Minenstadt Cerro de Pasco. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.